

# NDL

## NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise  
Helmut Kaiser, Henryk Keisch, Klaus Marschke, Achim Roscher  
Elli Schmidt, Eva Strittmatter, Paul Wiens

Horst Müller (Sekretär)

## INHALT

Der berühmte Gelehrte / <i>Inge von Wangenheim</i> . . . . .	3
Der alte Mann / <i>Heinz Heydecke</i> . . . . .	36
Der Präsentkorb / <i>Stefan Heym</i> . . . . .	37
Feststellung zur Person / <i>Hans Jürgen Geerds</i> . . . . .	53
Gedichte / <i>Klara Blum</i> . . . . .	55

## ERSTE VERSUCHE

Brief an meinen Kumpel / <i>Ignaz Weirich</i> . . . . .	61
Sonett an meine Brigade / <i>Elisabeth Elten</i> . . . . .	68
Besuch aus Amerika / <i>Christian Geißler</i> . . . . .	69
Größe und Grenzen des Lehrstücks / <i>Werner Mittenzwei</i> . . . . .	90

## NEUE BÜCHER

*Max Walter Schulz*: Wieviel vom Ganzen sehen zwei Augen? (Hanns Maaßen, „Die Söhne des Tschapajew“), S. 107; *Hermann Kant*: Ein echtes Versprechen (Christian Geißler, „Anfrage“), S. 111; *Eberhard Panitz*: Kein Inselidyll (Walter Kaufmann, „Ruf der Inseln“), S. 114; *Wolfgang Jobo*: Variation über das eigene Thema (Karl Mundstock, „Sonne in der Mitternacht“), S. 117; *Franziska Arndt*: Fünf Bände der Roten Dietz-Reihe (F. C. Weiskopf, „Umsteigen ins 21. Jahrhundert“; Larissa Reisner, „Hamburg auf den Barrikaden und andere Reportagen“; Willi Bredel, „Maschinenfabrik N & K“ und „Rosenhofstraße“; Rudolf Braune, „Das Mädchen an der Orga Privat“), S. 119.

## UMSCHAU

Dramatik aus dem Äther: Zukunft des Hörspiels, von *Gerhard Rentzsch*, S. 125; Literatur für den Bildschirm, von *Heinz Auerbach*, S. 128; *Walther Victor*: Fünftausend Maurer, S. 132; *Carolus Heintze*: Greif zum Autor, Kritiker!, S. 132; *Heinz-Dieter Tschöbörner*: Der „Große Traum“ und der Nachlaß Gerhart Hauptmanns, S. 134; *Bruno Frei*: Der Wiener Europa-Monolog, S. 137; *Ursula Püschel*: Billig bedient, S. 139; *Günther Deicke*: Hitler war Bundespräsident, S. 141; *Lotbar Kuschke*: Geradezu eine Botschaft von OBEN, S. 143; *Achim Roscher*: Scherze auf dem Kanapee, S. 145; *Arno Reinfrank*: Geschichten aus Ithopien, S. 146; Aus unserer Korrespondenzmappe, S. 148; Glossen, Informationen u. a.



## DER BERÜHMTE GELEHRTE

*In ihrem neuen Roman „Du bist nicht mehr allein“ schildert Inge von Wangenheim die Konflikte des Physikers Hudebraach, der zehn Jahre in der Sowjetunion gearbeitet hat und sich nach seiner Rückkehr für einen der beiden deutschen Staaten entscheiden muß. In der Bundesrepublik lebt Hudebraachs Familie, die dem Konzern Allenbausen zugehört; in der Deutschen Demokratischen Republik lebt die Gesellschaftswissenschaftlerin Toni Berger, deren Mann von den Faschisten hingerichtet wurde und die selbst zehn Jahre in Konzentrationslagern und Zuchthäusern verbracht hat. Toni Berbers Liebe zu Hudebraach und die Anziehungskraft, mit der die Kommunistin auf den bürgerlichen Wissenschaftler wirkt, bilden die individuelle Fabel des gesellschaftlichen Geschehens.*

Sie erhob sich pünktlich, ließ sich Zeit in allem, kleidete sich sorgfältig an und verließ mit einem höflichen Abschiedswort an Frau K. die Wohnung.

Der Tag war noch immer ungewöhnlich warm und heiter, und sie ging ihre häßliche Straße erfrischt und ohne Grübeleien hinunter. Die Vorlesung begann in einer Stunde, doch der Platz im Auditorium war zeitig zu sichern.

Auf dem Altmarkt wurden eben die Markisen eingerollt, die Verkaufstische fortgeräumt, Kohlblätter und verwelkte Blumen zusammengekehrt. Der Kurfürst sah von seinem Sockel starr und etwas talentlos auf das Treiben zu seinen Füßen, hielt das Schwert in die Luft.

Sie überquerte den Platz, die Universitätsbuchhandlung zu erreichen und sich nach einem vor Monaten bestellten Buch zu erkundigen, lief eben durch die schmale Parkgasse, als sie in ihrem Rücken ein lautes Hupen vernahm. Sie wollte nicht erschrecken und erschrak doch – blieb endlich stehen, wandte sich um. Es war nun der Augenblick, sich zusammenzuraffen.

Sonderbar langsam, schien ihr, entstieg er dem Wagen – ging auch, der Passanten überhaupt nicht achtend, sonderbar langsam auf sie zu, nahm wortlos ihren Arm, so ihr gleichsam befehlend, ihren geplanten Weg mit ihm zusammen fortzusetzen. Sie fügte sich schweigend, hatte zugleich das Gefühl, sie lief nicht, sondern würde getragen. Alle Menschen auf der engen Gasse schienen es zu sehen. Aber sie selbst sah nichts. Vor ihren Augen war alles schwarz. Sie begriff auch nicht, daß sie die großen Schau-

fenster der Universitätsbuchhandlung wiedererkannte. Warum stand sie davor? Was wollte sie hier überhaupt? Erstaunlicherweise hatte sie plötzlich wieder Füße und eine Hand. Sie drückte auf die Klinke der Tür ...

„Sie wünschen ...?“

Die hohen Wände mit den Tausenden bunten Buchrücken entwichen in unbegreifliche Ferne. Alles entschwand – die Farben, der Ruch des Papiers, die Stille ...

„Der zweite Band ist noch nicht da.“

Dann kam ein leichtes Hüsteln ... Als sie die Augen öffnete, hörte sie es deutlich und sah, wie sich Buchstaben zu einem unbegreiflichen Satz zusammensetzten: „Die Selbstbesinnung als Problem der Geschichte“.

War sie geisteskrank? Offenbar nicht, denn die Hand fand ja die Klinke, und sie stand plötzlich wieder vor dem Schaufenster.

„Der zweite Band ist noch nicht da.“

Er hatte die Ellbogen auf die Schutzstange vor dem Fenster gestützt, stand vornübergeneigt, schien die Auslage zu betrachten.

„Das ist bedauerlich, meine Gnädigste. Und sonst wäre – da Sie mein Haus seit drei Tagen meiden – nichts zu sagen?“

Sie lehnte den Rücken gegen die Stange, sah über den offenen Platz, aus dessen Unebenen halb abgetragene Ruinen wie Inseln herausragten. Sie wußte, daß sie ihre fünf Sinne nun fest beisammen hatte, und litt zugleich unter dem Gefühl, vollständig trunken zu sein. „Doch“, erwiderte sie langsam, „es wäre noch etwas zu sagen. Aber ich fürchte, es macht dieses Gespräch zu dem letzten, das wir miteinander führen.“

Er blickte noch immer in die Auslage und schwieg.

„Warum sind Sie heute zu mir gekommen?“

Er hob nur leicht den Kopf, ohne sie anzuschauen. „Sie meinen, ich hätte das nicht tun sollen?“

„Es war das Beste, was Sie bisher getan haben“, sagte sie einfach.

Jetzt erst richtete er sich auf, wandte sich ihr mit jener Selbstverständlichkeit zu, die der Großbürger hat, der es gewohnt ist, sich Menschen und Situationen anzueignen. „Dann dürfen wir also jetzt in die Universität fahren.“

War sie etwa schon in seinem Besitz? Der bloße Gedanke forderte Widerspruch!

„Woher wissen Sie, Herr Professor“, antwortete sie, „daß ich mit Ihnen in die Universität fahren will? Sie sind gewohnt, bedient zu werden ... Aber stellen Sie sich vor: ich bin weder Ihre Sekretärin noch Ihr ... noch Ihre ...“, sie suchte hitzig nach einem böse zuschlagenden Wort, „noch Ihre politische Amme, die Ihnen das Gängelband hält. Wenn Sie schon gar nichts wissen – das wenigstens werden Sie doch wissen!“



Er war sprachlos, starrte in die funkelnden Augen der kleinen, zierlichen Frau, aus der im Gegensatz zu ihm, dem großen, starken Mann, mit jeder Faser ihres Geschlechtes und Charakters die Leidenschaft zur Entscheidung sprach, legte schließlich mit einem unwillkürlich ausgestoßenen, heiseren Seufzen seinen Mantel auf die eiserne Stange vor dem Schaufenster. „Was verlangen Sie?“

Sie umklammerte mit ihren Händen dieselbe Stange so heftig, daß ihre Finger weiß wurden, sah wieder über den weiten Platz, ohne ihn wirklich zu sehen. „Moral verlange ich! Sie behaupten zwar, Sie hätten für diese Art der Verantwortlichkeit des Menschen kein Organ. Aber ich glaube Ihnen nicht!“

„Und warum muß ich Ihnen alles glauben?“ verteidigte er sich hilflos.

Sie blieb im Feuer ihrer Entrüstung. „Weil Sie wissen, daß ich Sie liebe! Aber es ist Wahnsinn, einem deutschen Professor dergleichen zu sagen. Noch dazu vor einer Universitätsbuchhandlung . . .“

Sie war außer sich und doch tief erleichtert, daß sie es nun endlich gesagt hatte.

Herausgekommen allerdings war es wie ein Angriff und nicht wie eine Werbung. Sie spürte es in jenem Bereich ihres Bewußtseins, in dem sie, ungeachtet ihres sensiblen Zustandes, ihre fünf Sinne genau beisammen hatte. So lehnte sie, weit mehr verzweifelt als gefaßt, den Rücken wieder gegen die Stange, verschränkte die Arme, sah auf ihre Füße.

Der Mann neben ihr, der Zaudernde, der sich bis zur internen Entscheidung im alten Lebenskreis einer öffentlich anerkannten Verbindlichkeit im neuen Lebenskreis nicht stellen mochte, begann zu ahnen, wie stark die Frau neben ihm war. Er tat wie sie, lehnte den Rücken gegen die Stange, verschränkte die Arme, lachte sein heiseres, doppeltöniges Lachen. „Sie wissen, daß wir beide jetzt sehr komisch sind?“

„Ja – leider.“ Sie stand, an allen Gliedern brennend, unbewegt wie er. „Wir Menschen sind manchmal komisch. Aber die Philosophie und die Naturwissenschaft waren immer ineinander verliebt. Das entschuldigt uns vielleicht.“

Hatte sie es scharf genug gesagt? Es schien so, denn ihr kurzer Blick zur Seite – vorübergehende Passanten schauten bereits aufmerksam zu den beiden auffallenden Menschen vor dem Schaufenster hin – vergewisserte sie der Wirkung ihrer Worte.

Er brauchte eine Zeit, ihrer Kühnheit, die seine zehnjährige Einsamkeit so elementar durchbrach, mit doppelt geschärfter Vorsicht zu begegnen. „Sie haben mir doch gesagt“, begann er endlich von neuem, „daß es für mich keine Privatangelegenheiten . . .“, – er machte eine leichte, abermals spöttische Geste – „Ihnen sind sie vielleicht erlaubt, weil Sie in dieser Stadt

eine so maßgebende Persönlichkeit sind – für mich also keine Privatangelegenheiten gibt. Ist das so, weil ich ein Bürgerlicher bin, oder gilt diese Feststellung für jeden Zusammenhang?“

„Für jeden!“ antwortete sie fest. „Vor allem für mich selbst.“

Sie bedauerte im gleichen Atemzug, wie sie sprach, daß sie zu schroff sprach, und konnte es doch nicht hindern.

Ihm aber – er wollte Zeit gewinnen, nichts anderes jetzt als Zeit! – kam das eben recht. Bedächtig listig wie ein norddeutscher Bauer griff er nach seinem Mantel, sagte schwerfällig, beinahe unbeholfen: „Also, meine gnädige Frau, was wollen Sie denn mit einem ebenso gottlosen wie prinzipienlosen Narren, der nur in die Physik verliebt ist, anfangen?“

Es gelang ihm, sie zu täuschen.

Sie hörte nichts sonst als die Absage, die fein zugeschliffene Absage eines Sechzigjährigen, der im Herbst seines eigenen gelebten Lebens stand. Dennoch war ihr der Gedanke an eine mögliche Aufgabe des einmal vorgesetzten Ziels derart unerträglich, bis zum physischen Schmerz unendlich, daß ihr die Tränen in die Augen schossen.

„Die Narretei ihm austreiben“, sagte sie tonlos, „den Aberglauben, daß Wissenschaft und Verantwortung etwa nicht zusammengehören ...“ Sie mußte innehalten, da ihr die Stimme versagte, obwohl sie – die Version, zwei Menschen sprächen vor dem Schaufenster der Universitätsbuchhandlung nur sehr gelegentlich über das Wetter, war unter allen Umständen aufrechtzuerhalten – noch immer mit verschränkten Armen an der Stange lehnte.

Er stand zögernd, den Mantel im Arm, ohne die Kraft zum Entschluß zu finden.

„Legen Sie den Mantel hin!“ befahl sie.

Er gehorchte benommen, suchte wieder auszuweichen. „Nach Ihren Worten, wenn sie wahr sind, müßte ich meine Frau lieben, die mir drei Kinder geschenkt hat und niemals etwas Böses antat ...“

Sie erschrak, wandte heftig den Kopf, ihn genau zu sehen. „Aber Sie lieben sie nicht?“

Mühsam suchte er sich zu sammeln, blickte vage ins Leere. „Nein.“

„Was also lieben Sie? Nur Ihre vermaledeite Physik?!“

Sie spürte deutlich, daß sie zu erlahmen begann und ihr alles zu einem einzigen Überdruß wurde. Sie litt unter der Scham, nicht siegen zu können.

Ihm hingegen war, als gäbe ihm ihre Schwäche neue Kraft zum Widerstand. Er trat vor sie hin, die Straße mitsamt den Passanten mit seinem Körper zu verdecken, stemmte beide Hände auf das Eisen in ihrem Rücken, daß sie unversehens bedrängt und unfähig zur Flucht zwischen seinen Armen stand. Er lächelte, als sei er selbst überrumpelt, flüsterte beinahe bittend:



„Sie sind doch wirklich eine unduldsame, fürchterlich eigensinnige, durchweg sozialistische Person. Stimmt das?“

„Ja“, flüsterte sie und nickte. Es war ihr gewiß bitterernst, obwohl sie, wie er, nun auch lächeln mußte.

„Sehen Sie – und ich bin genauso ein eigensinniger und unduldsamer Universitätsbürger. Wirklich unbrauchbar für Ihren neuen Staat mit der neuen Moral, die auf alte, ordentlich gegründete Verhältnisse keine Rücksicht nimmt, alles über den Haufen wirft und in die leeren, kahlen Zimmer solider alter Bürgervillen stürmt, auch noch den letzten Stuhl zu zertrümmern . . .“ Noch immer lächelnd, hielt er inne, zeigte die Zähne. „Sie würden sich unentwegt krank ärgern über mich.“

„Das geschieht bereits die ganze Zeit.“ Sie erwiderte es mit dem gleichen beherrschten Lächeln auf den Lippen, beugte sich aus der Enge zwischen seinen Armen leichthin zur Seite. „Überdies haben Sie Glück, Herr Professor. Miehle fährt eben vor, Sie vor meinem Sturm zu retten.“

Der Wagen stand an der Bordkante vor der Buchhandlung, Miehle öffnete schon den Schlag, grüßte mit respektvollem Schmunzeln. Es blieb nun nichts anderes mehr übrig, als einzusteigen und zur Universität zu fahren. Man hatte sich bereits über Gebühr versäumt. Toni sah auf die Uhr, stieg ein, blickte während der Fahrt zum Fenster hinaus. Die Absage erschien ihr, wie sie es nun im Rückblick empfand, doch endgültig. Der Schmerz in der Brust wurde stark, begann zu pochen wie ein Hammer.

Wäre sie eitel gewesen, hätte sie der aus der Norm herausragende, dezent betonte Empfang, den man Hudebraach bei seinem Erscheinen im alten Haus zuteil werden ließ, entschädigen können, denn sie mußte – Hudebraachs Auftreten ließ nichts anderes zu – als die Begleitung des prominenten Physikers wohl oder übel, je nach der Stellung und Einstellung des betreffenden Kollegen, goutiert und in die Begrüßungshöflichkeiten einbezogen werden. Seine Magnifizenz, ein Mann, der die Universität ein Jahr später unter höchst indiskutablen Vorwänden im Stich ließ, war ohnehin nach dem ersten Blick überzeugt, daß sein unlängst erst heimgekehrter berühmter Herr Kollege von dieser Berger lediglich im geheimen Auftrag „begleitet“ wurde. Sein politisches Denken stand auf dem Niveau der nicht eben tiefgründigen Floskel: „Man kennt das ja . . .!“, und mehr fiel ihm zu diesem Punkt auch in der Zukunft leider nicht ein. Es war also nicht erstaunlich, daß er schon im Korridor vor seinem Arbeitszimmer mit ausgestreckten Händen auf Hudebraach zuging, ihm die artigsten Worte sagte und die Kollegin Berger so gut wie gar nicht beachtete. Erfreulicherweise machte ihm sein Stellvertreter, der Prorektor für den wissenschaftlichen Nachwuchs, einen Strich durch diese Fehlrechnung, indem er die Genossin

Berger, die er sehr schätzte, betont herzlich begrüßte und sich nach ihrem Befinden erkundigte, ohne auch nur im geringsten anzudeuten, daß ihn ihr Erscheinen an der Seite Hudebraachs verwundere. Zwei Assistenten aus der Fachrichtung Physik, die ebenfalls herbeigeeilt waren, den Professor ins Dozentenzimmer neben dem Auditorium maximum zu geleiten, hielten sich überaus gewissenhaft und höflich in allem, da sie zu unwissend waren, um in der allgemeinen Bewegung des Empfangs nicht jede Kombination für möglich zu halten; denn auch Gautier war als Gast erschienen, ein erst dreißigjähriger Wissenschaftler von internationalem Rang und Vertreter der Theoretischen Physik, von dem die Rede ging, er sei Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs. Seine Gastvorlesung war für den nächsten Tag angesetzt, und er war jetzt gekommen, Hudebraach zu hören.

Im Zimmer Seiner Magnifizenz fachsimpelte er mit Hudebraach in einem vom gallischen Akzent ins Amüsante gesteigerten Deutsch so anregend und unpräntiös, daß sein Dolmetscher, ein junger Mathematiker, den er sich aus Berlin mitgebracht, mehr zu sorgen hatte, die Bemerkungen der deutschen Herren, insbesondere Hudebraachs, für Gautier ins Französische zu übertragen als umgekehrt. Toni – in diesem Kreis die einzige Frau – hörte aufmerksam zu, fügte auch gelegentlich die eine oder andere kurze Bemerkung in Gautiers Gespräch mit Hudebraach ein, da sie dessen bei aller Leichtigkeit des sprachlichen Ausdrucks gezielte *Aperçus* zum Problem der physischen Unendlichkeit rasch aufnahm und nicht mehr zweifelte, in Gautiers naturwissenschaftlichem Denken dialektischen Materialismus zu erkennen. Es gab also eine über die Grenzen des reinen Fachgesprächs hinausreichende, dennoch nicht nur auf diplomatischem Boden fußende schnelle Verständigung zwischen Toni und Gautier, die Hudebraach doch ein wenig überraschte und ihn zu der spaßhaft-ironischen Bemerkung veranlaßte, der experimentelle Physiker habe nur zwei Dinge zu fürchten: das gescheiterte Experiment und die gelungene Theorie. Da sich die Theorie meist auch noch mit der Philosophie verbände – er deutete amüsiert auf Gautier und Toni zugleich – und daher immer gelänge, seien mit Sicherheit noch viele erquicklich gescheiterte Experimente zu erwarten. Das allgemeine gedämpfte Gelächter, das diesen Worten folgte, veranlaßte Toni, sich umzusehen, und so ergab sich, daß sie für Hudebraach die Entschuldigung des Dekans der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät entgegennahm, der selbst eine Vorlesung zu halten hatte und die Hoffnung aussprach, die Kollegin Berger werde bei dem anschließend geplanten „Kleinen Tee“ im Konversationszimmer des Senats die Güte haben, die Honneurs zu machen. Toni erklärte sich hierzu bereit, und Professor Mellenberger, ein betagter Botaniker mit dem stillen, ungetrübten Gesicht des Liebhabers seltsamer Pflanzen, verließ mit einer Verbeugung des Dankes den Raum. Dieser Bewegung



mit den Augen folgend, sah Toni plötzlich Schuchart. Er stand in der Nähe der Tür, blickte ernst und zurückhaltend. Sie ging zu ihm. „Nun, Hans?“ In ihrem Gesicht war noch die Heiterkeit des eben mit Gautier und Hudebraach geführten Gesprächs, und wenn ihr jetzt, in diesem Augenblick ihrer zweiten Begegnung mit Schuchart an diesem Tag, eine plötzliche Unsicherheit die Laune überschattete, so lag es wohl daran, daß sie sehr unvermittelt und eigentlich unvorbereitet in die Gesamtauffassung ihrer Situation geraten war. Schucharts Augen ließen hierüber keinen Zweifel, und sie selbst – in der Unfreiheit ihrer Liebe befangen – beherrschte diese Gesamtauffassung noch nicht. Schuchart erwiderte zwar ihr Lächeln, reichte ihr die Hand, sagte ruhig: „Vor unserer Sitzung habe ich mir die Zeit noch genommen . . .“, aber sie hörte nur den Unterton seiner Worte, und er lautete ziemlich deutlich: Ich bin in meiner Pflicht als Parteisekretär gekommen.

Hatte sie eine Pflicht, die ihre Anwesenheit im Zimmer Seiner Magnifizenz begründete? Ja – und nein; das heißt: es war nicht deutlich. Es war sogar vollkommen undeutlich und hätte am Vormittag auf der Schillerallee wenigstens einer vorbereitenden Erklärung bedurft. Jetzt war es zu spät und das Versäumnis so ärgerlich vor dem eigenen Gewissen, daß Toni, sich zu verteidigen, in den Angriff überging. „Bei jedem wichtigen Ereignis an unserer Universität habt ihr Sitzung! Anstatt hier zu sein . . . Falsch, mein Lieber! Grundfalsch!“

„Na, *du* bist ja hier, bei diesem wichtigen Ereignis.“

Mit jenem gelassenen Unterton der Ironie und Bezüglichkeit sagte er es, der allein der Undeutlichkeit ihrer Gesamtsituation galt, keineswegs ihrer Person, doch Toni – im höchst Persönlichen zu tief verstrickt – verlor allen Überblick und erkannte nur Beleidigung. Sie errötete vor Zorn.

„Ja, ich bin hier! Und die Entscheidung darüber wirst du mir überlassen! Spiel dich nicht auf, Junge! Du könntest mein Sohn sein. Es tut mir leid, daß ich das sagen muß.“

Schuchart – ein Mensch von auffallender Begabung und wirklich noch sehr jung – erblaßte und schwieg.

Sie trennten sich ohne ein weiteres Wort, in tiefer Verstimmung.

Erst auf dem Weg zum Hörsaal blickte Hudebraach aufmerksam zur Seite und glaubte auch nicht, obwohl Toni ihre Konversation mit Gautier beherrscht und höflich fortsetzte, sich getäuscht zu haben.

Die beiden Assistenten sahen im Weiterschreiten einigermaßen bestürzt in das dichte Gedränge, das die vorwiegend älteren Semester der „math. – nat.“ schon im Hörsaal selbst und, ungeachtet des üblichen „akademischen Viertels“, auch im Gang davor und darüber hinaus im Treppenhaus des Seitenflügels veranstalteten. Das kam doch – die Universität der alten Stadt hatte in den vergangenen Jahren versäumt, das Leben zu lehren – den bei-

den jungen Physikern, die alle Kombinationen für möglich hielten, etwas unerwartet, und sie flatterten als die beibefohlene Suite des berühmten Gastes aufgeregt hin und her. Zwar hielt sich alles in der Grenze jener respektvollen gedämpften Lärmkulisse, welche die erfahrene akademische Jugend zu beachten pflegt, aber diese Jugend war nun einmal so zahlreich gekommen, daß nichts anderes übrigblieb – Schuchart empfahl dem Prorektor noch in letzter Sekunde, einen solchen Vorschlag zu machen –, als einen zweiten Hörsaal mit Lautsprecherübertragung in den Dienst an der Wissenschaft einzufügen. Diese Maßnahme wurde von den Kommilitonen mit stürmischem Pochen auf das Treppengeländer zustimmend quittiert, und es entstand neue Unruhe, der sich Hudebraach kurzerhand durch das Verschwinden ins Dozentenzimmer entzog.

Toni wußte, daß es richtig war, ihm in dieses Zimmer, das sie noch nie betreten hatte, zu folgen. Gautier war in den Hörsaal gegangen, die Assistenten mühten sich um die Ordnung in den Auditorien, der Prorektor hatte an der Sitzung der Parteileitung teilzunehmen. Sie setzte sich also an den kleinen Tisch neben dem Garderobenständer, zündete sich eine Zigarette an, blickte schweigend an die Decke des Raums, die noch immer das Kreuzgewölbe des einstigen Dominkanerklosters zeigte. Vor vierhundertfünfundzwanzig Jahren war der erzürnte Stadtprolet Christoph Enderlein hier eingedrungen, zusammen mit einem Haufen gequälter, verzweifelter deutscher Bauern, und hatte Rechenschaft gefordert. Es gehörte zur Vorgeschichte dieser Universität ...

Der Mann, der nach so langer Zeit heimgekehrt war, von seiner Wissenschaft zu reden, stand am Fenster, eine Hand auf dem Riegel am Kreuz, den schweren, breiten Rücken leicht vorgeneigt, als betrachte er den im Dunst schimmernden rötlichen Bergflor hinter dem Platz in der Tiefe. „Was war das vorhin?“ fragte er schließlich.

Sie blies den Tabakrauch zum Kreuzgewölbe hinauf, schüttelte langsam den Kopf. „Nichts.“

„Sie lügen jetzt.“

„Ja.“

Er wandte sich um, ihre Augen zu sehen, und begriff, daß er sich abzufinden hatte. Mit den langen, ausholenden Schritten, die er in seinem alten großen Haus auf dem Berg nahm, ging er, die Hände auf dem Rücken, in dem Zimmer auf und ab – vom Fenster zur Tür und wieder zurück von der Tür zum Fenster.

„Sagen Sie mal – haben Sie keine Angst vor mir?“

„Ich? Nein.“

Er blieb stehen, musterte sie scharf. „In keinem Punkt?“

„In keinem.“



Er sah ihr ernstes, gesammeltes Gesicht, lächelte plötzlich verlegen. „Ich bin wie vor der Matura. Ein alter Mann, wie Sie sehen, wird wieder zum Knaben. Es ist komisch . . .“

Seine Lippen zitterten, und plötzlich schoß ihm das Wasser in die Augen. Er konnte es nicht hindern, fuhr, es wenigstens zu verbergen, mit dem Handrücken mehrmals über die Stirn, bis er sich gefaßt hatte. Die Moral der Situation, in der er sich befand, hatte ihn ergriffen, und zum erstenmal, seit er wieder in Deutschland war, liebte er in seiner Physik etwas anderes noch als sich selbst.

Alter Schurke, dachte Toni gerührt und senkte den Kopf, die Beherrschung nicht zu verlieren. Alter, liebenswerter Schurke . . .

Zum Glück flatterten eben die Assistenten ehrfurchtsvoll ins Zimmer. „Herr Professor, wenn Sie vielleicht jetzt . . . wir haben . . .“

„Gut, gut!“ unterbrach er ungeduldig, um der eigenen Erregung Herr zu werden. „Sonst noch was?“

„Nein, nichts, Herr Professor . . .“

Wie der Stier zum Angriff vorgeht, senkte er die Stirn, verließ in der Konzentration auf das Kommende den Raum. Seine schweren, großen Schritte hallten auf dem leeren Gang, und aus den weit geöffneten Flügeltüren des Auditorium maximum drang nichts als die ins beinahe Unheimliche hinabgedämpfte Stille der Erwartung.

Als er den Fuß über die Schwelle setzte, ging ein Orkan über die Pulte. Dröhnend schwoll er aus tausend Fingerknöcheln von der ersten Reihe in der Tiefe bis hinauf zur letzten Reihe in der Höhe. Kopf an Kopf, Schulter an Schulter saß die Jugend – die Lippen geöffnet zu leichtem, beglücktem Lächeln –, und sie ergab sich aus innerster Laune dem Furor ihrer Ovation.

Hudebraach neigte den Kopf mit dem weißen, widerborstigen Haar noch tiefer, schritt ernst zum Katheder, Toni nahm auf dem ihr freigehaltenen Sitz neben Gautier in der ersten Reihe Platz, die Assistenten drehten und deuteten am Mikrophon, drückten auch auf einen Schaltknopf am Tafelgestell, so daß sich die unbefriedigend flüchtig gereinigten schwarzen Bretter – allein von der Technik geläutert – absolut sinnlos in Bewegung setzten. Komischer noch war das Geräusch, daß diese Bewegung verursachte. Es machte, daß der berühmte Gelehrte innehielt und mit spotternster Miene das Ende dieses Geräuschs abwartete. Damit hatte er schon gewonnen. Ein heiter-ironisches Raunen wehte über die Pultreihen hin wie der Sommerwind über das Kornfeld.

Und dann sprach er, der berühmte Gelehrte, nahm die Kreide in die Hand, legte in knappen, kargen Sätzen die experimentelle Situation der zeitgenössischen Physik im gegebenen historischen Augenblick dar, schrieb Namen amerikanischer und sowjetischer Physiker an die Tafel, bezog sich

auch auf zwei chinesische Physiker, beschriftete die Tafel mit Formeln, entwickelte an einer graphischen Darstellung einen Vorschlag, das System der neu entdeckten Teilchen übersichtlich zu ordnen, vertiefte sich alsbald in die Verhaltensweise der von ihm speziell erforschten Betastrahlen, kam auf das Problem der Aufhebung der Paritätsgesetze zu sprechen, erläuterte die Zweckmäßigkeit, diesem Begriff von der unsymmetrischen Verhaltensweise der Materie den Begriff von der Asynchronität zuzufügen, teilte Ergebnisse aus der eigenen Forschung mit, die er abermals in Formeln an der Tafel fixierte.

Toni hatte zunächst geglaubt, es würde ihr möglich sein, das Gerüst des Vortrags durch einige Notizen festzuhalten. Nach zehn Minuten jedoch streckte sie die Waffen. Es fehlten ihr die Kenntnisse, dem Vortrag auch nur annähernd zu folgen. Lag aber nicht gerade darin, fragte sie sich, die beinahe unbegreifliche Macht der Naturwissenschaftler? Vorsichtig sah sie zur Seite, Gautier zu beobachten. Er hielt das Kinn leicht in die gewölbte Hand gestützt, schien im Genuß des Vortrags zu lächeln, wie wohl einst die Priester der Pharaonen gelächelt haben, weil sie das Abrakadabra der Sternkunde beherrschten, das ihnen ihre Macht verlieh. Wie leicht faßlich und geheimnislos war dieses fünftausend Jahre alte Abrakadabra den Menschen des 20. Jahrhunderts! Und im 21. Jahrhundert würden die Menschen wissen, was jetzt nur den Eingeweihten der zeitgenössischen Physik geläufig war. Die künftige Gesellschaft als Ganzes würde Bescheid wissen. Diese Entwicklung war deterministisch bestimmt, und auch Doktor Horns berechtigtes Mißtrauen gegen den Determinismus des mechanischen Materialismus würde eines Tages besserer Erkenntnis weichen. Hudebraach selbst hatte ja von der Unparität gesprochen. Als Naturwissenschaftler war er also bereit, die Dialektik der Prozesse anzuerkennen. Zumindest unterlief ihm diese Anerkennung unbewußt. Als gesellschaftlicher Mensch jedoch sträubte er sich gegen die Anerkennung seiner eigenen objektiv bedingten Bewegung vom bürgerlichen Humanisten zum Bürger der einzig humanen Deutschen Demokratischen Republik. Aus diesem Grunde gingen auch in seine naturwissenschaftlichen Betrachtungen allgemeiner Art – keineswegs war er ein im beschränkten Sinne nur experimentierender Forscher – einige prinzipielle Fehler ein, denen Toni durchaus nicht so hilflos gegenüberstand wie jenen statistischen Tatsachen, aus denen sie abgeleitet wurden.

Hudebraachs Tendenz, durch eine gewisse Ironie in mancher Formulierung die prinzipielle Erkennbarkeit der objektiven Realität zu bezweifeln oder deren Wert zumindest für fragwürdig zu halten, war nicht zu übersehen. Bei der Darlegung einer bestimmten, überraschenden Reaktion der Betastrahlen operierte er mit dem Begriff des Zufalls in einer kritischen Form, so etwa, als sei der Zufall in der Natur doch letzten Endes etwas



Unerlaubtes, für das sich der Forscher zu entschuldigen habe. Er fußte also, ohne es auszusprechen, auf dem unzureichenden Zufallsbegriff der klassischen Physik und Heisenbergs Standpunkt von der prinzipiellen Unmöglichkeit einer Datenbeschaffung, welche geeignet wäre, die Determinierung derartiger Reaktionen zu beweisen. Offensichtlich hatte er bisher versäumt, sich darüber zu informieren, daß das allgemein Notwendige sich in einer unendlichen Zufallsfülle verwirklicht und der Zufall daher eine objektive Kategorie allen Geschehens in Natur und Gesellschaft ist. Seine erkenntnistheoretische Unsicherheit drückte sich ebenso in der nicht einwandfreien Fassung des Materiebegriffes aus wie in der Meidung des Begriffs der objektiven Realität. Er benutzte, ähnlich wie Max Born, nur den Begriff der physikalischen Realität, beachtete sorgsam jede Möglichkeit zur Einschränkung einer Verallgemeinerung auch dann, wenn sie sich geradezu aufdrängte, sagte beispielsweise bei der Erörterung des Problems größerer Geschwindigkeiten als der des Lichts: „... wobei allerdings in Kauf genommen werden muß, daß uns einige Theoretiker eine derart unerlaubte Beschleunigung nicht erklären können und deshalb übelnehmen ...“, eine Bemerkung, die im Auditorium mit wohlgefälligem Raunen quittiert wurde. An anderer Stelle – er erläuterte das Prinzip des Kaskadengenerators – setzte er hinzu: „Kerne sind wie Menschen. Sie müssen durch das Experiment erzogen werden, wenn auch die Theoretiker behaupten, alle Experimente seien falsch. In meinem Institut jedenfalls wissen unsere Reinemachefrauen zuerst, wenn das experimentelle Wunder geplatzt ist.“

Das leise Raunen wurde zum Gelächter. Die Theoriefeindlichkeit des großen Mannes fiel auf fruchtbaren Boden. Toni sah sich um, die Gesichter der jungen Menschen zu erforschen, die sich so bereitwillig von der Persönlichkeit Hudebraachs faszinieren ließen, sicher noch nicht alles, was er vortrug, wirklich verstanden, und doch die feste Überzeugung hatten, in ihm verkörpere sich der Idealtyp des Wissenschaftlers, der Forschung und Lehre auf seinem Spezialgebiet schier allwissend und absolut schlüssig vereinige. Sie verstanden nicht – Toni erfaßte es im blitzschnellen, durch mancherlei Erfahrung geschärften Blick über so manches Gesicht, das ihr aus ihren Kollegs bereits bekannt war –, sie verstanden nicht, daß Hudebraach an einigen unbedingt gesicherten Grundfesten erkenntnistheoretischen Denkens nicht wie ein fertiger Meister, sondern wie ein unfertiger Schüler rüttelte, und da sie sich als noch Studierende, ungeachtet allen gesellschaftswissenschaftlichen Unterrichts, den auch eine Toni Berger seit drei Semestern an ihnen praktizierte, in einer durchaus ähnlichen Situation befanden, gefielen ihnen die bekenntnisthaften Randbemerkungen der zweifelnden Koryphäe ungemein, denn sie erkannten in ihr sich selbst. Ein Geheimnis pädagogischer Wirkung, das Toni erst in diesem Augenblick, da sie selbst wie

ein Schüler hinterm Pult saß, recht bewußt wurde und sie den stillen Entschluß fassen ließ, solche Wirkungsmöglichkeiten des Lehrers in Zukunft besser zu nutzen. Um so notwendiger schien es, vor den Studenten zu einer überzeugenden Methode der Erkenntnisvermittlung zu kommen, als Hudebraach, ohne es zu beabsichtigen, in seinem Kolleg wieder einriß, was Toni Berger in dem ihren aufgebaut hatte – zur insgeheimen Befriedigung übrigens jener Minderheit des jugendlichen Auditoriums, die, soweit die wissenschaftliche Einsicht in das historisch Notwendige in Betracht kam, entschieden bürgerlicher war als Hudebraach. Toni sah es, fühlte es, wußte es. Sie konnte sich getrost der ersten und zweiten Reihe zuwenden.

Gautier hielt nun die Arme verschränkt, hatte offensichtlichen Spaß an allem. Den eindrucksvollen Kopf nach hinten geneigt, die Lider leicht gesenkt, saß er da und hörte nur zu. Es schien jedenfalls so. Sicher war ihm alles, was Hudebraach vortrug, bereits bekannt, und er hatte es auch wohl, selbst ein Meister der Physik, bereits durchdacht. Ein einziges Mal nur glaubte Toni, bei ihm ein besonderes Aufmerken zu spüren, als Hudebraach, der eigenen Abneigung gegen die Theorie zuwider, davon sprach, daß die Existenz der Mesonen zunächst einmal von den Theoretikern behauptet und dann durch das Experiment in der Höhenstrahlung, für die ja der permanente Zerfall charakteristisch sei, tatsächlich entdeckt worden wäre, und zu dem Problem, daß auf der Erde nur tertiäre Produkte landeten, einige bereits errechnete Grenzwerte an die Tafel schrieb. Gautier runzelte die Brauen und konzentrierte sich, die Formeln genau aufzunehmen.

Neben ihm saß Guttler, ein Mathematiker von Rang, der Seine Magnifizenz vertrat und mit offenen Augen sein Nachmittagsschläfchen hielt, ihm folgte Anselm Motz, der Direktor des neuen Physikalischen Instituts, und schließlich Doktor Scherenbecher, ein noch junger, ausgezeichnete Fachmann auf dem Gebiet der Molekül-Spektroskopie. Doktor Horn saß in der zweiten Reihe, hielt ein Notizbuch auf dem Knie und schrieb. Toni hoffte, ihn bei dem anschließenden „kleinen Tee“ noch zu sehen, das am Vormittag so glücklich begonnene Gespräch fortzusetzen, und erinnerte sich in diesem neuen Zusammenhang abermals an den unerfreulichen Zusammenstoß mit Schuchart. Wie nur war er so plötzlich zustande gekommen? Noch nie hatten sie sich gezankt, waren in allen Grundfragen des politischen Kampfes an der Universität immer einig gewesen. Zum erstenmal nun hatte sie Kritik geübt. Mit vollem Recht, wie ihr im Nachdenken darüber auch jetzt noch schien; denn Hudebraachs Vorlesung zu hören, bedeutete für die Parteileitung der Veränderung im Universitätsleben Ausdruck zu geben. Hans aber hatte ihr mißtraut und zurückgeschlagen, fein und vorsichtig zwar, aber doch zurückgeschlagen . . . Schon am Vormittag, bei der überraschenden Begegnung auf der Schillerallee, war es dagewesen, das Mißtrauen. „Und für

Physik interessierst du dich?“ hatte er gefragt und gemeint: „So plötzlich, Genossin Berger ... für Physik? Das mußt du mir etwas genauer erklären, damit ich es glauben kann.“ Leise und tief hatte seine schöne, männliche Stimme geklungen und – jetzt, in der wachsamsten Rekonstruktion des Vorfalles – ein wenig zu altklug und – ja, überheblich! Was denn, zum Teufel, mußte sie genauer erklären? Ihr gutes Recht, sich für Physik interessieren zu dürfen?

In der Mitte des 20. Jahrhunderts, in einem Augenblick also, in dem die Physik selbst die Physiker zwang, sich der Wissenschaft von der Erkenntnis zu stellen! Wie denn wollte man die Physiker gewinnen, wenn es nicht gelang, ihnen diesen objektiv bedingten, geschichtlichen Vorgang bewußt zu machen? Jeder verantwortungsbewußte Genosse mußte alles versuchen, daß es doch gelang und daß sie selbst außerdem noch eine Frau war, die sich durchaus noch zu jung fühlte, um nicht mehr zu lieben, war schließlich ihre Privatange ... angele ...

Es erwies sich als unmöglich, dieses Wort zu Ende zu denken. In einzelnen Scherbenbruchstücken blieb es im Gehirn liegen, und Toni spürte nur noch eine jähe Glut auf ihrer Stirn. Sie brannte wie ein Feuer und verzehrte alle Gedanken. Zurück blieb nichts als ein Zustand peinigender Lähmung, aus dem sie nach längerer Zeit erst durch die Schlußovation des Auditoriums herausgerissen wurde. Hudebraach hatte geendet, verbeugte sich vor dem stürmischen Pochen und Getrappel der Studenten nur ein einziges Mal und verließ rasch den Saal.

Monika stand in einem kornblumenblauen Kleid am großen Gartentor vorm Haus und winkte den drei Wagen, die eben in der letzten Biegung der Waldchaussee auftauchten, lebhaft zu. Miehle hupte zur Begrüßung, und der Vater, ehe noch der Wagen wirklich hielt, sprang schon heraus, öffnete lachend die Arme, seine Tochter zu empfangen. Sie lief auf ihn zu, küßte ihn. „Wie war's, Vati?“ Er brummte mit gespielter Stirnrunzeln: „Das mußt du Frau Berger fragen.“ Toni stieg aus. „Was ich nicht verstand, war sicher vorzüglich, mein Kind, und was ich verstand, natürlich unmöglich.“ Mit humorvoller Gelassenheit gab sie Monika einen Kuß auf die Wange. Er wurde mit einer kindlich stürmischen Umarmung erwidert. „Ich freue mich so sehr, daß Sie wieder da sind!“ Toni spürte unausgesprochene Angst hinter diesen Worten und tiefere Gemütsbewegung, als sie erwartet hatte. Prüfend sah sie Monika in die Augen. „Wirklich, Kind?“ Und die Augen schienen beinahe weinen zu wollen. „Ja, wirklich ...“

Die übrigen Gäste verließen die Wagen, kamen plaudernd näher, der Vater stellte seine Tochter vor, die allen zugleich mit einer kleinen Geste artig zuknickte, und erklärte gutgelaunt: „In der Universität war's uns ein-



fach zu langweilig, Kind. Der Tee war auch nicht gut. Wir haben Besseres mitgebracht, und Miehle wird aufwarten. Für den Sandwich seid ihr beiden Damen verantwortlich. Marsch, ins Haus!“

Die Befehle des Hausherrn, der sich in dem dunklen, ungemütlichen Konversationszimmer des Senats kurzerhand zu solcher Improvisation entschlossen hatte, wurden prompt ausgeführt. Miehle und seine Kollegen brachten die in der Stadt schnell eingekauften guten Dinge in Tüten und Netzen in die Küche. Die Gäste lustwandelten unter Hudebraachs Führung plaudernd und rauchend durch den verwilderten Garten, dessen teilweise noch immer interessanter Bestand an seltenen Bäumen und Sträuchern, die sich über all die Jahre der Nichtbeachtung erhalten hatten, Professor Mellenbergers Entzücken erregte. Man vertiefte sich in botanische Probleme. Toni und Monika sorgten für eine den Gästen dienliche Platzbeschaffung in den beiden bewohnten Zimmern, stellten um, rückten beiseite, schufen neue Sitzgelegenheiten; Miehle brachte vom Boden ein großes Brett, das als Tischplatte dienen konnte, seine Kollegen holten ein paar Hocker aus dem Keller und halfen bei allem mit rührender Bereitschaft, weil sie einfach Spaß daran hatten, daß es einmal anders zuring als „wie sonst bei feinen Leuten“. Sie waren ganz erstaunt, daß Toni darauf bestand, auch für sie eine Gartenbank und wenigstens den Rauchtisch des Herrn Professors in dem vorangrenzenden leeren Zimmer aufzustellen, damit sie einen ordentlichen Platz hatten zum Essen und Trinken. „Aber wir können doch in der Küche . . .“, stotterte Miehle, doch Toni erklärte mit einer Bestimmtheit, als sei sie die Hausherrin: „Nein, das wünsche ich nicht!“, und so fügten sich die Männer nicht ohne Genugtuung, schleppten die Gartenbank ins Haus. Wuschkat, Miehles Landsmann, der Gautiers Wagen fuhr, kleidete sein günstiges Urteil über Toni in die Worte: „Det is mal Eene . . .!“ fügte, es zu unterstreichen, noch hinzu: „Mit den franzesischen Professor red't se ooch franzesisch.“ Es imponierte ihm. Miehle war stolz, spielte den Eingeweihten. „Det hat se im KZ jelernt, siehste!“ Wuschkat staunte, schob die Mütze in den Nacken. „Ja, ja, wenn man so denkt . . .“

„Det kannst du ja gar nicht“, meinte Miehle ungerührt.

Hudebraach zeigte nun seinen Gästen das Haus, führte sie über die Diele, durch die leeren Zimmer, in den ausgeräumten Wintergarten, dessen einstige Schönheit er anschaulich beschrieb, die Herren stellten sich vor die breite Glasfront der Veranda, blickten auf die schon verdämmernde Bergkette jenseits des Saaletals, folgten dann dem Gastgeber über die Treppe in die obere Etage wie eine Herde folgsamer Ausländer dem Museumsführer und standen in der Tat alsbald vor den zurückgelassenen Vitrinen des Instituts für Insektenkunde. Die Gelegenheit, sich den Problemen der Ameisen zuzuwenden, wurde von den Herren nicht ungerne ergriffen, da sie die Ver-

meidung verantwortlicher Gespräche, die eigentlich durch den ersten Vortrag Hudebraachs an seiner alten Wirkungsstätte nunmehr spruchreif waren, erleichterte. Mellenberger vor allem, als Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät traditionell verpflichtet, wollte nicht sogleich ins kalte Wasser fragwürdiger Auseinandersetzungen springen, im Grunde genommen erst einmal ein Glas „Schampus“ – bei den Korpsbrüdern der Semester 1911/12 hieß das noch so – genehmigen, und Doktor Lehnert, ein Institutskollege Horns, der von der Biochemie kam, wußte erstaunlicherweise just mit Ameisen umzugehen. Er erläuterte vor den Vitrinen, daß im 2. Weltkrieg nach der Schätzung etwa zweihunderttausend Ameisenvölker in den deutschen Wäldern zugrunde gegangen seien und die systematische Aufzucht neuer Völker für den Bestand des deutschen Waldes in der Zukunft von erstrangiger Bedeutung sei. „Dies wird übrigens“, führte er aus, „im Forstwissenschaftlichen Institut in Eberswalde bereits getan“, bat dann die Herrschaften vor einen Schaukasten neben jener Tür, die zum ehemaligen Allenhausenschen Schlafzimmer führte, und erklärte mit der ahnungslos sanften Begeisterung des Wissenschaftlers: „Hier haben wir die sehr schöne, rotbraune Amazonenameise – *Polyergus rufescens* ...“ Hudebraach – in diesen Dingen bieder unwissend – schaute brav in den Kasten, und Lehnert fuhr fort: „Die Mandibeln, wie Sie sehen, sind nur Waffen, keine Kauwerkzeuge. Die Amazonenameisen können also nur andere Völker überfallen, deren Puppen rauben und sie nach dem Ausschlüpfen zwingen, ihnen alle Arbeiten der Reinigung, der Brutaufzucht und der eigenen Ernährung zu leisten. Interessant?“

„Tolle Geschichte!“ sagte Hudebraach heiser, wollte weitergehen, hielt aber noch einmal inne. „Nicht einmal selbständig fressen können diese Biester?“

„Nein, Herr Professor“, wiederholte Lehnert eindringlich, „die gewöhnliche schwarzbraune kleine Waldameise muß diese großen Raubameisen füttern.“

Hudebraachs Nase wurde lang. „So geht's zu in der Welt, mein Lieber ...“

Lehnert errötete bescheiden, und im allgemeinen Weiterschreiten der Gäste durch das ehemalige Schlafzimmer, den ihm vorgelegenen Altan zu betreten, bemerkte der alte Mellenberger: „Man ist doch immer wieder erschüttert von der tiefen Zwangsläufigkeit in der Natur.“ Gautier lächelte zu dieser Anmerkung, die sein Dolmetscher ihm übertrug, und Hudebraach wandte sich um. „Halten Sie sich an Multatuli, lieber Mellenberger, denn leider kommt man bei diesen verdammten Leptonen oder Nuklonen mit der Spatzen- und Würmerphilosophie tatsächlich nicht weiter.“

Mellenberger lachte gutmütig, und da niemand von den jüngeren Anwesenden mehr wußte, wer Multatuli war, erzählte er bereitwillig auf dem Altan und im Angesicht des nahenden Abends über der Natur, die sich zu



Füßen der alten Villa im Dämmergrau breitete, vom Leben des niederländischen Dichters Eduard Dowes Dekker, der als ein Kolonialbeamter der holländischen Regierung auf die Insel Java kam, um sie schließlich als ein leidenschaftlicher Kämpfer gegen die ungeheuerliche Ausbeutung der Javaner zu verlassen. Dann folgte die hübsche Geschichte Multatulis, in der ein Vater mit seinem Sohn an einem Sonntagmorgen durch die hell aufjubelnde Schönheit eines anbrechenden Frühlingstages schreitet und dem Kind erklärt, wie alles Geschehen in der Natur seinen göttlichen, wohlgeordneten Sinn habe, nach dem jedes Geschöpf auf seine Weise glücklich sein könne, was eben bewirke, daß die Vögel über dem Feld so herrlich sängen und Gottvater dankten, weil sie durch ihn ernährt würden, worauf der Sohn den Kopf hebt und fragt: „Singen die Würmer auch, Papa?“

Die reizende Geschichte wurde belacht, man hielt einander das Feuer zur Zigarre, fachsimplte schließlich doch wieder ernsthaft im Bereich der Kernphysik, da Hudebraach im Grunde nur auf Gautier wirklich neugierig war. Es reizte ihn, diesen interessanten jungen Franzosen mit dem Genie-kopf auf die Stichhaltigkeit seines Wesens hin zu beklopfen, seinen Widerspruch herauszufordern, und so geriet man in eine angeregte Debatte über das spannungsvolle Verhältnis zwischen den beiden Erscheinungsweisen der Materie: Feld und Stoff.

In der Küche indessen kam es über der eifrig betriebenen Umwandlung so simpler Materie wie Brot und Aufschnitt in appetitliche Sandwiches zu einem Gespräch zwischen den beiden Frauen, das auf künftige Spannungen deutete. Sie hatten sich zwei von Frau Picha geliehene Küchentücher sorglich vorgebunden, standen einander gegenüber an dem gleichen Tisch, an dem Monikas Vater seinen ersten nächtlichen Disput mit Toni begonnen hatte, und arbeiteten in einem Zug, da Monika Tonis Anweisungen willig und anstellig befolgte. Dennoch druckste sie herum, hielt meistens die Augen niedergeschlagen, als hätte sie ein schlechtes Gewissen, so daß Toni endlich nicht umhin konnte zu fragen: „Was hast du, Mädel?“

Der Kopf ging noch tiefer. „Sie sind so lange nicht gekommen . . .“

„Ich muß doch arbeiten, Monika – brauche dazu Ruhe. Außerdem hatte ich einen Vortrag in meiner Porzellanfabrik.“

„Ach“, Monika stutzte errötend, ohne hochzusehen. „Haben Sie eine Fabrik?“

„Aber, Kind!“ Toni lachte, beugte sich wieder über den Tisch. „Uns gehören hier eben alle Fabriken, darum sagte ich ‚meine‘ Porzellanfabrik.“

Nun schwieg Monika eine geraume Weile. Erst als Toni sich anschickte, zwei der bereits angerichteten Schalen hinauszutragen, sagte sie mit plötzlicher Hast, als spränge sie kopfüber in ein kaltes Wasser: „Ich habe Mama geschrieben.“

Toni setzte die Schalen nieder, schloß die Tür, wandte sich um.

„Wie bitte?“

Monika sah nichts mehr sonst als die ernsten Augen der Frau, deren Zauber sie so zugetan war, daß sie in der kindlichen Verzweiflung über die Zerrissenheit ihrer Gefühle nun doch die Tränen weinte, die ihr seit Tagen in den Augen standen. Mit dem Messer in der Hand stand sie, unfähig zu irgendeiner Bewegung..

Toni ging auf sie zu, legte seufzend das Messer auf den Tisch, nahm die Weinende in ihre Arme. „Aber, aber, Monika . . .“, flüsterte sie tröstend.

„Vati sagt doch nichts“, schluchzte Monika hilflos, und zugleich in dem Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, „und da habe ich eben geschrieben.“

„Ach!“ Monika schnaufte entrüstet, putzte sich die Nase. „Nichts, was Sie denken – daß hier alles schlecht ist und so . . .“

Toni lächelte bittersanft, nahm Monikas Wangen in die Hände. „Also was Gutes?“

Monika nickte heftig. „Wie's hier wirklich ist, und . . . und daß die Menschen hier eben anders sind. Mama hat doch von alldem keine Ahnung.“

„Du kennst doch aber nur mich, Monika, und kannst . . .“

„Ja, von Ihnen habe ich auch geschrieben“, die verweinten Augen funkelten plötzlich. „Mama soll ruhig wissen, wie richtige Kommunisten sind! Auch Vati hat das ja gesagt!“ Und wieder schluchzte Monika verzweifelt vor sich hin.

Toni setzte sich wortlos auf den Küchenstuhl.

Ihre Benommenheit angesichts all dieser fatalen Eröffnungen war so groß, daß sie auch dann noch schwieg, als Monika verzagt und mit bebender Stimme fragte: „Nun war es wohl doch was Schlimmes?“ Mechanisch schüttelte sie langsam den Kopf, öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Wo nur hätte sie beginnen sollen, diese Welt der Widersprüche so zu erklären, daß auch Monika Hudebraach es verstand?

In einer aus der Erregung geborenen Aufwallung jedoch und überwältigt wohl von der naiven Angst vor allem Unklaren ihrer Situation, kniete Monika plötzlich vor dem Küchenstuhl nieder, legte ihren Kopf in Tonis Schoß, krallte die Finger ins Handtuch und stammelte: „Wenn Vati bleibt, bleibe ich auch!“

Toni raffte sich zusammen, fragte gefaßt: „Hast du das ebenfalls in deinen Brief geschrieben?“

Ein mattes Kopfnicken antwortete ihr.

„Wann denn, um Himmels willen?“

Monika hob das nasse Gesicht.

„In der Nacht nach dem Abend neulich, wo Sie schnell weggegangen sind. Da hab ich mich plötzlich gefürchtet vor allem.“



„Und du hast Vati nichts gesagt?“

„Nein. Miehle hat den Brief für mich besorgt.“

„Ach, du Kind . . .“ Toni seufzte, streichelte Monikas Haar, gab ihr gute Worte. „Du mußt es morgen Vati sagen. Und wenn du die Wahrheit geschrieben hast, dann ist dabei auch nichts Schlimmes.“

Impulsiv richtete sich Monika auf. „Natürlich! Nur die Wahrheit!“ Sie schien beinahe entrüstet, denn wie alle jungen, gesunden Menschen hatte sie das einfache, ungetrübte Verlangen nach sittlicher Reinheit.

Die Verantwortung für den Vater hatte sich vergrößert um die Verantwortung für die Tochter. Toni liebte nun schon zu leidenschaftlich, um es nicht zu sehen – zumal der ganze bisherige Ablauf dieses sonderbaren Tages, ungeachtet der Niederlage vor der Universitätsbuchhandlung, ihre Kampfkraft eher gestärkt als geschwächt hatte. Ein von subjektiver Schuld noch freies, eben erst heranwachsendes Menschenkind war unvermittelt vor eine Lebensentscheidung gestellt, für die es noch kein Urteil hatte. Sie selbst also mußte dem Menschenkind helfen, ein Urteil zu finden. In dieser Erkenntnis ihrer eigenen sittlichen Pflicht legte sie den Arm um Monikas Hals und sagte leise: „Es ist gut, daß du für die Wahrheit bist. Aber sie ist manchmal schmerzlich, Monika, kostet Opfer, mitunter sogar das Leben. Ich habe viele Menschen gekannt, die für die Wahrheit in den Tod gegangen sind. Ich selbst habe zehn Jahre lang, wie du weißt, hinter Mauern und Stacheldraht gelebt. Immer im Angesicht des Todes. Um der Wahrheit willen. Darum sage ich dir jetzt mit allem Ernst, Kind, daß du dich in der Gefahr befindest, deine eigene Mutter zu verlieren. Weil du für die Wahrheit bist. Frage dich selbst, ob du die Kraft hast, es zu ertragen.“

Monika, tief berührt von einer ersten schmerzlichen Ahnung der wahren Größe jenes Widerspruchs, in dem sie sich befand, ließ den Kopf zum Arm in ihrem Nacken niedersinken, flüsterte tonlos: „Ich weiß nicht . . . vielleicht, wenn Sie immer da sind. Und Vati . . .“

Nun gab es nur noch eine Pflicht: das Gespräch unverzüglich zu beenden. Toni erhob sich, fand auch ein Wort der Überleitung, wußte Monika zu bewegen, das Gesicht zu kühlen, um die Tränenspuren zu verwischen und sich mit ihr gemeinsam wieder an die Zubereitung der Sandwiches zu machen. Als der Hausherr wenige Augenblicke später die Küche betrat, um sich wohlgelaunt nach dem Stand der Dinge zu erkundigen, gelang es den Frauen, ihn auf unverdächtige Weise schnell wieder hinauszudrängen.

Und schließlich war alles fertig. Auf der improvisierten Tafel standen die silbernen Leuchter, die Kerzen warfen ihr mildes warmes Licht über funkelnde Sektgläser, gefällig garnierte Appetitshappen, bunte Salate, Konfetschalen und allerlei sonstiges lustvolles Zeug, Auge und Gaumen zu befriedigen; die Gäste, als sie von Toni durch die leeren Zimmer geleitet und

zum Eintreten aufgefordert wurden, spendeten bereitwillig die freundlichsten Lobsprüche. Man nahm zwanglos auf dem Sofa und allen sonstigen improvisierten Sitzgelegenheiten Platz, Miehe stand säuberlich und feierlich und zweifellos ein wenig aufgeregt beim Taburett mit den Getränken, startete auf seinen Chef, der das strenge Kommando gab, tüchtig zuzulangen. Hudebraach war ein Zulanger ersten Ranges, und da auch Mellenberger in diesem Punkt nicht zimperlich war, fanden die jüngeren Herren bald die rechte Art, ihre im eigenen häuslichen Milieu sorgsam anezogene Gehemtheit über Bord zu werfen und sich nach Laune zu bedienen. Sogar Horn, dem in Gesellschaft eigentlich alles meist nur peinlich war, bekam Mut, sich zu der auch ihm eingeborenen natürlichen Lust am Leben zu bekennen und alle Umstände beiseite zu lassen. Gautier allerdings hatte einfach Hunger, da sein Gehirn so gut wie pausenlos in Tätigkeit war. So saß er – seinen Dolmetscher, den jungen hoffnungsvollen Mathematiker hatte nur der lange Anreisetag hungrig gemacht – auf dem Sofa und stopfte, zunächst recht schweigsam, konzentriert in sich hinein. Monika saß neben dem Vater an der Spitze auf vier übereinandergehäuften Kissen, aß gar nichts und schaute stumm zum gegenüberliegenden Ende der Tafel, an dem Toni Platz genommen hatte. Die überblickte das Ganze und wußte auch Miehes Blick schnell auf sich zu ziehen, da Hudebraach selbst aus purer Freude am Genuß für eine eigentliche Lenkung des Geschehens an der Gasttafel nicht in Betracht kam. Sie war erregt, bedachte es wohl und hütete sich, von dem das Mahl einleitenden Kognak mehr zu trinken, als es die Höflichkeit unbedingt erforderte. Vor vier Wochen noch wäre ihr der Gedanke, in der Allenhäusenschen Villa einer solchen Festlichkeit vorzustehen, einfach absurd erschienen. Und wie leicht war nun alles! Wie selbstverständlich ergab es sich aus dem Gegebenen! Als sie Miehe schließlich das Zeichen gab, den Sekt zu reichen, war sie erfüllt von einem einfachen, großen Stolz; auf die Republik war sie stolz; auf die Partei, auf Hessel, und auf ihre erste Vorlesung in der Porzellanfabrik. War sie wirklich in die kahlen Zimmer dieser Villa gestürmt, auch noch den letzten Stuhl zu zertrümmern? Hudebraach hatte sie noch am Nachmittag nicht ohne Sarkasmus mit einer derartigen Variante des historischen Ablaufs konfrontiert. Aber sie kannte ihn nun schon zu gut, um nicht auch den Abstand zu kennen, den er von sich selbst hatte, und der ihn befähigte, seine eigene Bürgerfurcht zu gegebener Stunde zu belächeln. Auch jetzt lächelte er im Wohlgefühl der ihm zu Ehren arrangierten Gastlichkeit, machte amüsante Randbemerkungen von gewagter Schärfe, die allgemeines Vergnügen erregten, und wandte sich in der typischen Egozentrik des Mittelpunktmanes an die ihm assistierende Frau jenseits der Tafel mit einer Selbstverständlichkeit, die weniger einem Gast und mehr einer Mitarbeiterin zukam. Es ergab sich – das große Thema



„Feld und Stoff“ war noch immer der Grundakkord des gelegentlich in bloße Konversation abgleitenden Gesprächs –, daß Toni ins Arbeitszimmer ging, zur Erläuterung ein bestimmtes Buch vom Schreibtisch zu holen, und ebenso natürlich war es schließlich, daß sie Monika bedeutete, in welchem Fach der Kommode beim Fenster die Servietten zu finden seien. Der Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät zog daraufhin die Konsequenz und sagte als Anrede: „Liebste Frau Berger . . .“, was Hudebraach veranlaßte, mit launisch-sarkastischer Geste auf Toni zu deuten und seufzend zu bemerken: „Im Vakuum der Gesellschaft ist sie meine Parität.“ Ins allgemeine Gelächter beugte sich Scherenbecher höflich spottend vor. „Aber Sie selbst, Herr Professor, sprachen doch gerade heute von der speziellen Unparität“, und Hudebraach ergänzte schlagfertig: „... womit ich mich leider nur anscheinend im Stofffeld der physikalischen Wirklichkeit aufgehalten habe . . .“

Toni schlug ermahnend und eher wie eine Lehrerin im Unterricht als eine Dozentin im Kolleg die Hände zusammen. „Wollen wir uns also darauf einigen, meine Herren, das Phänomen meiner Person als eine menschliche Wirklichkeit aufzufassen!“

An diesem Punkt klopfte Mellenberger ans Glas und erhob sich schmunzelnd. „Ich glaube, lieber, verehrter Herr Professor, daß sich – um mit Born zu sprechen – die Invariante Ihrer Ruhemasse auf Grund eines offenbar gelungenen Experimentes“ – scharmant verneigte sich der alte würdige Herr vor der Gastgeberin –, „in der Transformation auf ihre Bewegungsmasse mit jener Beweiskraft widerspiegelt, die mir erlaubt, Sie in unserer schönen, geliebten Stadt und im Namen unserer unsterblichen Alma mater auf das herzlichste zu begrüßen!“

Es wurde eine reizende, kluge, werbende Rede, die alle Anwesenden ergriff. Als Toni mit Hudebraach anstieß, hielt er die Augen niedergeschlagen und küßte schließlich seine Tochter, die ihm als letzte ihr Glas zitternd entgegenhielt und nichts sagen konnte als das hingeflüsterte Wort: „Vati . . .“

Seine Rührung zu verbergen, wandte er sich, als alle wieder Platz nahmen, unvermittelt Professor Motz zu. „Sagen Sie, Verehrtester – Sie waren doch in der Sowjetunion, mit Familie, höre ich?“

Anselm Motz, ein Wissenschaftler von Thomas-Mannscher Höflichkeit und erstklassiger humanistischer Bildung, verbeugte sich korrekt. „Jawohl – ja . . .“

Hudebraach fragte mit der ihm eigenen Direktheit: „Wie ist denn das Ihrer Frau so bekommen, mein Lieber? War wohl ein bißchen schwierig, wie?“

Motz lächelte bescheiden, verbeugte sich abermals. „Meine Bibliothek und unseren Plattenspieler hatte ich mitgenommen, Herr Professor.“

„So, so!“ Hudebraach staunte. „Und die Kinder?“

„Sind in die russische Schule gegangen – jawohl.“ Motz nippte langsam und vorsichtig vom Sekt. Das Verhör war ihm doch peinlich, zumal ein allgemeines Schweigen sich ausbreitete, aber Hudebraach war ein kampf-lüsterner Mensch, der alles, selbst auf Kosten der Höflichkeit, ganz genau wissen wollte. „Haben das in Ihrem Bereich, Herr Kollege“, fragte er weiter, „alle Familien so praktiziert?“

„Nein.“ Professor Motz lehnte sich gemessen zurück. „Nur drei Familien. Doktor Humprecht – er arbeitet übrigens in Ihrem Institut – konnte seine Gattin ebenfalls überzeugen, und heute sind mir meine Kinder dankbar, daß sie das Russische beinahe wie ihre Muttersprache beherrschen. Es waren ja immerhin acht Jahre . . .“

Einen ganz flüchtigen und zugleich untäuschbaren Blick warf Motz nun doch zur Spitze der Tafel, griff dann, wie gelegentlich, in die Zigarrenkiste, sich zwanglos zu bedienen. Miehle öffnete auf Tonis Wink eine neue Flasche, und in das andauernde Schweigen bemerkte Hudebraach seufzend: „Leider gab es in manchen Familien auch Katastrophen, lieber Motz.“

„Ich weiß, jawohl“, der Direktor des Neuen Physikalischen Instituts hatte nicht nur eine lautere Gesinnung, sondern auch Geistesgegenwart, „aber die gibt es, soweit ich unterrichtet bin, hier in der Heimat gelegentlich auch.“

Die Anspielung traf so fein und genau ins Schwarze, daß Hudebraach sich räusperte und schwieg.

Motz hätte sagen können: Erziehe gefälligst deine Frau, mein Lieber! denn er identifizierte sich mit dem Staat, in dem er lebte, aber er sagte es nicht, weil Hudebraach, der sich nicht identifizierte, geantwortet hätte: Hab du mal eine Frau mit hundert Millionen Grundkapital in der Familie! Und das waren doch sehr robuste Dinge, über die in einer solch gelehrten Gesellschaft zu sprechen nicht üblich war. Auch Toni mied es, Hudebraach anzusehen, da ihr die volle Konsequenz dessen, was nicht ausgesprochen wurde, weit deutlicher vor Augen stand als allen übrigen Anwesenden – einschließ-lich des Mannes im Mittelpunkt.

Gautier, der seinen Hunger inzwischen hatte stillen können, merkte auf, als sich das Gespräch der Sowjetunion zuwandte, denn ein Besuch war ihm bislang noch nicht möglich gewesen. Ein begründetes Urteil von Hudebraach und Motz über den Stand der sowjetischen kernphysikalischen Forschung nunmehr zu hören, durchbrach er das Schweigen und stellte einige Fragen, die von den beiden kompetenten Gelehrten eindeutig und sachlich dahingehend beantwortet wurden, daß sich der Stand der sowjetischen Forschung und Praxis einmal durch eine planmäßig geförderte Komplexität und zum zweiten durch eine systematisch organisierte Kollektivität auszeichne. Überhaupt war Hudebraach gegenüber Gautier weit weniger auf

der Hut als gegenüber Toni. Gautier hörte die Antworten respektvoll an, ließ sich die eine oder andere Formulierung von Müller noch einmal sorgfältig präzisieren. Schließlich verbot der Hausherr kategorisch jede weitere Fachsimpelerei, küßte seine Tochter noch einmal und befahl, dem ausgezeichneten sowjetischen Sekt so zuzusprechen, wie er es verdiene. Die alten Herren fügten sich diesem Befehl nur allzu gern, protesteten einander zu, tauschten gemeinsame Erinnerungen an frühere Zeiten aus. Toni erklärte die Tafel für aufgehoben, Hudebraach begab sich mit Gautier, Mellenberger, Motz und Guttler, den Mokka zu genehmigen, ins Arbeitszimmer, Lehnert bat, mit Fräulein Hudebraach tanzen zu dürfen, was die Gastgeberin wohlwollend gestattete, und stellte das Radio ein, Scherenbecher ermunterte Horn, sich mit ihm und der Kognakflasche auf das breite Fensterbrett zu setzen, mit den Beinen zu baumeln und ungeniert weiter zu fachsimpeln. Die alte Stadt mit ihren etwas beengenden Gepflogenheiten des Bürgertums der Wissenschaft gab denjenigen, die in dieser Tradition aufgewachsen waren und sie anerkannten, kaum eine Gelegenheit, sich auf der Ebene der Improvisation so freimütig zu bewegen wie an diesem Abend, und so wurde es zu vorgerückter Stunde recht gemütlich.

Toni war die Atempause, die ihr die Zubereitung des Mokkas in der Küche aufnötigte, nicht unlieb. Sie gab sich der ihr ungewohnten hausfrau-lichen Beschäftigung hin, füllte die Kaffeemühle ein viertes Mal, als Michle sein Altberliner Furchengesicht vorsichtig durch die Tür schob. „Soll ick nu die Tassen irgendwie uffbaun?“

„Sollst du – alter Dussell!“ erwiderte sie lakonisch.

Er schaute fragend, trat ebenso vorsichtig an den Küchentisch, mimte den Ergebenen.

Sie hielt nicht einmal im Mahlen inne. „Ein Schafskopf bist du! Ein Briefträger für hilflose kleine Mädchen . . .“

Treuherzig legte er seine dunklen Hände auf die Brust. „Aber ick konnte doch nich . . .“

„Natürlich konntest du nicht!“ Sie stellte die Mühle auf den Tisch. „Erledigt!“

Mit hängenden Ohren stand Michle, der politikgewitzte Landsmann aus dem Schrebergarten, griff nach dem Tablett mit den Mokkatassen und trug sie hinaus. Toni sah ihm nach und dachte, die stoische Philosophie sei für ihre Nerven wohl doch die bekömmlichste. Jedenfalls an diesem Abend. Sie kehrte mit heiterer Miene zu den Gästen zurück, servierte das köstlich duftende schwarze Getränk und trug Sorge, daß auch die Männer im Vorzimmer nicht vergessen wurden.

Die Herren tranken im Stehen, sahen lächelnd der Tochter des Hauses zu, die sich zur Schwedenpolka das Doppelpaar Horn-Scherenbecher er-



fordert hatte und ihre anmutvolle Tanzkunst in einem reizenden Gegensatz zur spaßigen Unbeholfenheit der überrumpelten Herren Doktoren vorzuführen wußte. Sie tanzte im Grunde nur für den Vater und war glücklich, daß er ihr lachend zusah. Als Horn sich endlich, um Pardon flehend, japsend auf einen Sessel warf und Scherenbecher kapitulierend die Hände hob, klatschte sie begeistert und drehte sich allein im Kreis, bis ihr die Musik ausging. Ungeniert und ganz im Hochgefühl des Krimsekts, griff sie sich eines der Kissen, warf es neben Toni auf den Teppich und ließ sich nieder wie auf einer Wiese. Toni strich ihr das feuchte Haar aus der Stirn wie in der Zeit der Krankheit, ermahnte sie, sich nicht über Gebühr zu erhitzen, bat Horn um eine Zigarette und erzählte Scherenbecher und Lehnert von ihrem Besuch im Institut. Auch Hudebraach begann interessiert zuzuhören, fuhr schließlich lebhaft dazwischen. „Es ist überhaupt ein Skandal, meine Herren. Frau Berger läuft, ohne mich zu informieren, durch unsere Institute, und ich habe noch nichts gesehen.“

Toni belächelte den unverhohlenen Vorwurf, und Motz sprach sofort die höfliche Einladung aus, das Neue Physikalische Institut zu besichtigen. Scherenbecher ergänzte: „Bei uns gäbe es auch einiges zu sehen, Herr Professor.“ Hudebraach dankte mit einer Geste, wandte den Kopf. „Sie nehmen das bitte in die Hand!“

Toni nickte ruhig, als sei dieser Auftrag eine Selbstverständlichkeit, da sie den Entschluß, eine Stoikerin zu werden, in der Tat rechtzeitig genug gefaßt hatte. In Doktor Horn hingegen reifte ein Vertrauen, das ihn befähigte, sie leise zu bitten: „Wenn Sie vielleicht Herrn Professor veranlassen könnten, uns ebenfalls die Ehre zu geben . . .“

Toni versprach, Herrn Professor nach Tunlichkeit zu veranlassen.

Als das Radio einen Walzer darbot, setzte Mellenberger, sich räuspernd, seine Tasse beiseite, stelte feierlich auf sie zu. „Wenn Sie es mit einem alten Mann einmal wagen wollten, meine Gnädigste?“

Ein allgemeiner Applaus der Umstehenden brachte den Herrn Dekan in die rechte Dreulaune seiner Jugendzeit, und, gemessen an seinen Jahren, hielt er Toni bemerkenswert fest in seinen Armen, walzte mit der Leichtfüßigkeit des ehemaligen Könners ins halbleere Arbeitszimmer hinüber. „Bedaure ungemein, Sie jetzt erst kennenzulernen . . .“

Sie wich ihm nicht aus. „Unsere Universität ist ein Bahnhof, Herr Professor.“

„Gut gesagt, aber vielleicht dürfte ich Sie einmal mit meiner Frau bekanntmachen?“

„Gern, Herr Professor, selbstverständlich.“ Sie fühlte sich wohl in dem Arm, der sie so festhielt, und tanzte schwerelos. Hudebraach lehnte mit verschränkten Armen an seinem Bücherregal, die Stirn leicht vorgeneigt, und

schaute zu. Sie sah es im Blitzlicht eines Drehschwungs, legte den Kopf in den Nacken.

Mellenberger war nun entschlossen, diesen Drehschwung zu nutzen.

„Waren Sie schon in Hohendorf?“

„Noch nicht.“

Beider Augen trafen sich ernst und nüchtern, während sich beider Füße aus der Nähe des Bücherregals entfernten. Das Tempo verkürzte sich, der Walzer drohte zu enden. „Ich glaube, wir müssen uns beeilen“, bemerkte der Dekan.

Alle still-heitere Versponnenheit, die Toni noch am Nachmittag im Zimmer Seiner Magnifizenz für das Wesen des Botanikers gehalten hatte, war aus seinem Gesicht verschwunden, und sie begriff, daß sie klug handelte, wenn sie den Boden der zielgerichteten Doppeldeutigkeit, auf den sie der Herr Dekan mit seinem Walzerschwung geführt, nicht verließ. Ebenso ernst also sagte sie leise: „Ich bin bereit“, und Mellenberger küßte ihr, als der Tanz nun wirklich endete, stümm die Hand.

An der Tafel indessen war man zum Kognak zurückgekehrt und damit – ein wenig verspielt nun und dalbernd – auch zur Erörterung der geringsten Portion des Wirkungsquantums „h“. Fräulein Monika auf ihrem Kissen, das Kinn in die Hand gestützt, bestand darauf, daß ihr, nachdem sie so schön vorgetanzt, die Herren nun sagten, wie groß denn dieses kleinste Wirkungsquantum sei, und Doktor Horn neigte sich höflich vor. „Sechs Komma sechs mal zehn hoch minus siebenundzwanzig Energie/Sekunden, gnädiges Fräulein.“

„Ach!“ Monika sah vertrauensvoll in die hellgrauen Augen Doktor Horns. „Ist das viel?“

Der junge Mann errötete wieder vor Bescheidenheit. „Es ist sehr wenig, Fräulein Monika. Es ist so außerordentlich erschreckend wenig, daß Herr Professor Guttler zwar und Herr Professor Gautier damit rechnen, und dann sieht das so aus ...“ – Horn schrieb mit Bleistift auf eine Papierserviette:  $6,6 \cdot 10^{-27}$  erg.-sek. – „aber Ihr verehrter Herr Vater kann es Ihnen leider nicht zeigen. Nicht einmal mit seinen feinsten Apparaten.“

Monika griff nach dem leichten Papier, winkte damit in komischer Entüstung dem Vater. Er kam lächelnd näher. „Doktor Horn sagt, du kannst mir das nicht zeigen, Vati – es wär zu wenig, sagt er. Stimmt denn das?“

Hudebraach las amüsiert die Formel, schüttelte den Kopf. „Leider ja, mein Kind. Dieses Wirkungsquantum ist zu klein. Ich kann es dir nicht zeigen. Nur wenn es in kolossalen, riesengroßen Haufen auftritt, siehst du's auch mit deinen Augen.“

Monika schob grübelnd die Unterlippe vor, schien noch nicht recht überzeugt. „Wieviel wäre denn das – so ein riesengroßer Haufen?“

Hudebraach spürte in seinem Rücken die Schritte der Frau, die er die ganze Zeit beobachtet hatte, und seine Augen verfärbten sich. Unwillkürlich senkte er die Lider, machte sein Zaubervogelgesicht mit der langen Nase. „Ich kann's dir genau sagen, meine Tochter. Wenn du mir zum Beispiel, deinem Vater, einen ganz, ganz flüchtigen Kuß gibst, so wie zum Abschied morgens, wenn du zur Schule gehst, oder wenn, sagen wir, ein Herr einer Dame nach dem Tanz die Hand küßt – ganz flüchtig! –, dann ist die Wirkung, die darin steckt, ungeheuer groß . . . wirklich, Monika, ein unermesslicher Riesenhaufen von Wirkungsquanten hat sich zusammengeballt. Genaugenommen, soviel . . .“ Er schrieb die Formel  $10^{27}$  auf die Serviette und reichte sie Monika zurück.

Sie las und staunte begeistert. „Ein kurzer Kuß ist zehn hoch siebenundzwanzig?“

Im allgemeinen Gelächter stand Toni schon neben Hudebraach, sagte schnell mit gedämpfter Stimme: „Sie irren sogar in der angewandten Physik, mein Freund, ich bin erstaunt.“

„Die Formel stimmt“, gab er mit grünem Blick zurück.

„Aber nicht der Inhalt!“

Gautier füllte Kognak ein, reichte ihr das Glas über die Tafel. Sie nahm es dankend.

Monika erklärte kategorisch: „Ich jedenfalls heirate keinen Physiker, denn wenn ich von ihm einen Kuß haben will, muß ich ja immer sagen: ‚Ich bitte um ein ordentliches Wirkungsquantum von zehn hoch dreißig!‘“

Der alte Guttler rang im Lachen nach Luft, krächzte atemlos: „So lange Küsse gibt es nicht, mein gnädiges Fräulein! Leider!“

Gautier hob sein Glas, sagte schlicht: „Pour la paix . . .“

Man trank. Miehe kam herein, winkte diskret. „Da wär mal 'n Telefon für Sie, Frau Doktor.“

Toni setzte das Glas nieder, ging rasch hinaus.

Das Telefon befand sich in der Diele, und wie sie – mit einem freundlichen Nicken zu den Männern auf der Gartenbank hin – durch die leeren Zimmer schritt, an den großen gardinenlosen Fenstern vorbei, aus denen ihr die schwarze Oktobernacht entgegenglotzte, überfiel sie plötzlich Unruhe. Sie sah Schuchart vor sich stehen. Im Zimmer des Rektors. Das war auch so leer. Und sie hörte sich sprechen: Du könntest mein Sohn sein. Es tut mir leid, daß ich dir das sagen muß! Es war die alte Unruhe, die sie seit Stunden verdrängt hatte.

Aber was wollte sie denn? Er war ja ihr Sohn! Er mit seinen achtundzwanzig Jahren setzte fort, was sie vor dreißig Jahren begonnen.

Schade, dachte sie traurig, schade, daß er nicht da ist. Er könnte heute abend soviel lernen.



Sie wußte nicht, daß dieser Gedanke nur der Ausdruck ihres plötzlichen Einsamkeitsgefühls war.

Der Hörer hing senkrecht an der Schnur. Es gab keinen Tisch in der Diele, nur den Kristalleuchter und den schönen Spiegel.

Am anderen Ende der Leitung war Frau Picha. Etwas umständlich und erregt teilte sie mit, daß ein Herr Rieser aus Orla dagewesen wäre, die ganze Zeit in der Gaststube gewartet hätte, nun aber gegangen sei. Er wollte am nächsten Vormittag wiederkommen. Da hätte er Spätschicht, erklärte Frau Picha.

„Ja, gut“, erwiderte Toni. „Sonst noch was?“ Sie kopierte schon Hudebraach, ohne es zu wissen. Die Erinnerung an Rieser und die Porzellanfabrik empfand sie plötzlich als eine Störung, die ihre Unruhe verstärkte.

„Post ist da“, berichtete Frau Picha. „Aus Berlin.“

„Aha“, sagte Toni so höflich, daß es beinahe uninteressant klang. Das Gespräch kam ihr ungelegen.

„Und der Herr Hessel hat angerufen, Frau Doktor. Er will morgen nachmittag ’naufgefahren kommen und Ihnen alles erklären . . .“

Toni glaubte, vom Vorplatz beim Gartentor her den Lärm eines einfahrenden Autos zu vernehmen, sah auch, vom Apparat sich abwendend, jenseits des Fensters ein Scheinwerferlicht durch das Geäst der Baumkronen schwenken, fragte ungeduldig: „Was denn erklären?“ Aber die gute Frau Picha konnte darüber nichts aussagen, meinte beschwichtigend: „Er hat’s wohl nicht so genau genommen wie beim Karten, Frau Doktor.“

Toni kannte schon den thüringischen Ausdruck für das Skat- und Doppelkopfspielen, rief, da das Motorengeräusch draußen noch stärker wurde, laut in die Muschel: „Herr Hessel kartet nicht, Frau Picha!“ und fragte schließlich: „Also das war alles?“

Frau Picha wollte noch erzählen, daß sie das Abendbrot für die Frau Doktor ins Zimmer gestellt hätte und nun schlafen ginge, aber Toni mochte davon nichts hören, und so war es schließlich alles. Auch draußen war plötzlich Stille eingetreten, das Scheinwerferlicht offenbar abgeblendet. Nur eine Wagentür schlug noch einmal durch die nächtliche Lautlosigkeit des Waldes.

„Ich danke Ihnen, Frau Picha.“ Toni legte seufzend auf, stand noch einen Augenblick grübelnd, ohne den Hörer loszulassen. Hessel würde sie am nächsten Morgen absagen müssen, denn die Pflicht, auch Gautiers Vorlesung zu hören, war nun kaum noch abzuweisen. Was aber wollte Rieser so plötzlich? Stunden hatte er gewartet, war jetzt erst gegangen. Diese Dringlichkeit mußte nicht unbedingt Gutes bedeuten.

Als sie sich endlich in diesem nicht eben erfreulichen Gedankengang der Haustür zuwandte, da die Fahrbereitschaft der Universität offenbar eine Umdisposition ihrer Wagen getroffen hatte, wurde diese Tür bereits geöffnet,

und eine hochgewachsene ältere Dame betrat die Diele. Im ersten Gesamteindruck von dieser Unbekannten vermutete Toni eine Professorenfrau, die Gattin etwa von Guttler oder Mellenberger, aber sonderbarerweise verhielt sich die Dame keineswegs im Einklang mit dieser auf der Hand liegenden Vermutung. Sie schloß die Tür so rasch und sicher, wie sie sie geöffnet, befreite sich ohne jede Andeutung irgendeiner Höflichkeitsgeste des Entrees mit kurzen energischen Lüpfen von ihrem rechten Handschuh und sagte mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerstand von vornherein ausschloß: „Guten Abend! Ist mein Mann zu Hause?“

Toni war durch ein hartes Leben gegangen und viel geprüft. Aber jetzt verließ sie doch die Geistesgegenwart. In der Empfindung, es sinke ihr alles Blut aus dem Kopf, stand sie wie gelähmt, denn die konkret-sinnliche Tatsache Klementine Allenhausen hatte sie bis zu diesem Augenblick doch immer nur als eine abstrakt-gesellschaftliche Erscheinung begriffen. So schien ihr auch jetzt noch, in der unmittelbaren Konfrontation mit diesem leibhaftig gewordenen Abstraktum, Frau Hudebraach weit weniger eine Realität als eine politische Zwangsvorstellung zu sein, von der eben Kommunisten mit zerrütteten Nerven gelegentlich belästigt wurden. Die „politische Zwangsvorstellung“ allerdings knöpfte sich schon mit unheimlich stiller Gelassenheit ihren Raglan auf, senkte hierzu nicht einmal den Blick, sondern hob im Gegenteil, die Hauptsache nicht aus dem Auge zu lassen, leichthin die Brauen. „Frau Berger?“

Toni verneigte sich schweigend. Irgendeine Befähigung, den Platz, den ihr der Zufall angewiesen, zu verlassen, wollte sich nicht einstellen, wiewohl der Grund hierfür nicht einmal in der zweifellos bemerkenswerten Stattlichkeit Frau Klementines lag. Ihr in jeder Hinsicht doppeltes Maß schien sich in seinem psychologischen Wirkungsquantum weit eher aus dem Format ihres Charakters zu ergeben, und Toni dachte in jenem Zustand eines apathischen Sarkasmus, in den sie diese anscheinend kühl berechnete Überumpelung versetzt hatte, eigentlich nur die Formel:  $10^{30}$  ...

Zum Glück riß Monika selbst, die sie geprägt, eben ungestüm die jenseitige Tür auf, rief lachend: „Ja, wo bleiben Sie denn? Alle warten ...“, und hielt ebenso heftig inne, verstummte mit offenem Munde, als sinke auch ihr das Blut aus dem Kopf. Dann ging sie langsam auf die Mutter zu. „Mama ...“

Frau Klementine musterte ihre Tochter, die erhitzt und mit glitzernden Augen in peinlichster Verlegenheit vor ihr stand, sagte ruhig: „Du hast geschrieben, und ich bin sofort gekommen.“ Dann lächelte sie, gab ihrer Tochter einen leichten Klaps auf die Wange. „Gut siehst du aus. Wieder gesund?“

Monika nickte stumm und errötete bis unter die Haarwurzeln.

„Ihr habt Gäste?“

„Ja.“ Es war hingeflüstert.

„Ruf den Vater!“

Monika drehte sich auf dem Absatz um, den Befehl unverzüglich auszuführen. Ihre Mutter entledigte sich nun auch des linken Handschuhs, warf ihn mit dem rechten auf die Marmorkonsole unter dem Spiegel, und ging in der leeren Diele, den weiten, flauschigen Mantel mit eingestützten Händen von sich haltend, langsam auf und ab. Einmal nur warf sie einen kurzen, prüfenden Blick zum Kristalleuchter hinauf. Ohne Zweifel erkannte sie ihn als ihr Eigentum.

Toni sah ein, daß sie die Diele jetzt nicht verlassen konnte, fühlte ebenso, wie ihr allmählich die Fassung wiederkehrte, auch die Pflicht zur Gastlichkeit. „Darf ich Ihnen einen Stuhl bringen?“

Eine kurze Geste wehrte ab. „Ich habe elf Stunden am Steuer gesessen.“ Frau Klementine war eine gesunde Fünfzigerin von offenbar sportlicher Selbstzucht. Als sie, ohne in ihrem Auf und Ab innezuhalten, auch den leichten Seidenschal vom Kopf nahm und unter den Spiegel legte, sich zwei-, dreimal mit der Hand durchs Haar fuhr, sah Toni ein schönes, leuchtendes Silbergrau.

Um nicht selbst nun mit einem ungeschickten Herumstehen den Eindruck der Hilflosigkeit zu machen – Toni sagte sich im stillen, sie verträte schließlich im Ganzen die Republik und im einzelnen die Tatsache, daß das Haus als Institut für Insektenkunde zum Volkseigentum geworden war –, begann sie ebenfalls einen langsamen Auf- und Abgang durch die Diele, die geräumig genug war, zwei Gegnerinnen Platz zu lassen. Die Baumeister der Allenhausens hatten vorgesorgt für Jahrzehnte ...

Der Kristalleuchter – Miehle hatte neue Birnen eingeschraubt – warf sein Licht aufs Parkett. Dann und wann sah Toni verstohlen und sehr wachsam zur Seite und trug Sorge, daß der Abstand zwischen ihr und Frau Klementine sich nicht über Gebühr verringere. Der Stolz verbot ihr jede Belästigung. Dennoch entging ihr nicht, daß die feinen Adern in den schneeweißen Schläfen der ehemaligen Hausherrin allmählich schwellen, und in der Tat dachte Frau Klementine, so beherrscht sie sich auch gab, den temperamentvollen Fluch: Himmelherrgott nochmal, das dauert!

Auch Toni hatte das Gefühl, Hudebraach verweile – wiewohl ein Mann mit der Grundfurcht aller Männer – doch gar zu lange, und da sie zugleich, darin bestand letzten Endes ihre Überlegenheit, die philosophische Einsicht in das Grundproblem der Situation besaß, hatte sie auch genug Humor, die natürliche Komik der Situation zu erkennen. Zwei Tigerinnen, dachte sie amüsiert, im gleichen Gehege. Man wird sich also rüsten müssen ...



Laut sagte sie, im eigenen Auf und Ab gelassen schließlich innehaltend: „Ja, wo bleibt er denn?“

Frau Klementine beschleunigte ihren Gang, verschränkte die Hände unterhalb des Raglans im Rücken und erklärte betont: „Das frage ich mich auch!“

Aber beide Frauen irrten, weil die Subjektivität ihres Bezugs auf den Kern der Dinge sie hinderte, richtig zu urteilen. Hudebraach hatte keineswegs gezögert. Als Monika ihm inmitten der Gäste zuflüsterte, Mama warte in der Diele, war er mit der Bemerkung: „Einen Augenblick, meine Herren“ sofort hinausgegangen. Jetzt hörten beide Frauen seine lang ausholenden, kräftigen Schritte im letzten Zimmer vor der Diele, und schon riß er die Tür auf, ging, ohne sich auch nur eine Sekunde zu besinnen, auf seine Frau zu, sagte einfach: „Klementine!“ und küßte sie auf den Mund. Das waren die gemeinsam verlebten zwanzig Jahre deutscher Geschichte.

Was hatte Toni dagegenzusetzen?

Nicht gemeinsam verlebte zehn Jahre hinter deutschem Stacheldraht und einen knapp bemessenen Herbstmonat von drei Wochen in einem deutschen Wald. Es zählte kaum, und doch hatte Toni, wie sie abwartend, den Blick krampfhaft aufs Parkett gerichtet, beiseite stand, die Szene der Wiederbegegnung nach zehn Jahren zwischen Frau und Mann nicht zu stören, die geheime Ahnung von einer unaussprechlich kleinen Hoffnung. „Außerordentlich erschreckend wenig“, hatte es Doktor Horn Monika gegenüber formuliert. Das betraf die Diskontinuität der Materie. Die Hoffnung aber war eine Kategorie des Bewußtseins und hatte Kontinuität. Daran wollte sie sich jetzt halten!

Alles verlief unermeßlich schnell in der großen leeren Diele. Frau Klementine sagte nach dem Kuß ernst und gefaßt: „Herbert“, ließ den weichen, leichten Mantel einfach fallen, daß ihr Mann ihn mit der eingefuchsten Höflichkeit des gebildeten Standes auffing, auf die Konsole legte, und dann ging man – es war ebenso eine Selbstverständlichkeit – gemeinsam durch die ausgeräumten, verlassen Zimmer, an den schwarzen gardinenlosen Fenstern vorbei, in jene beiden Räume, die der Gastlichkeit an diesem Abend anheimgefallen waren. Frau Klementine war eine Tochter der rheinländischen Großindustrie und begegnete Überraschungen mit der in ihren Kreisen üblichen Lockerheit, die das allgemein Menschliche stets vor die unerbittliche Raison des Geschäfts zu stellen vorgab. Als sie an der Gartenbank vorüberging, auf der Miehle und Wuschkat mit dem Kollegen Höpfelmeier von der Universität bei ihrem wohlverdienten Mokka saßen und von der sie plötzlich etwas unsicher wie ertappte Schüler aufstanden, sagte sie mühe-los: „Guten Abend, meine Herren!“ und neigte im Zimmer selbst, als Hudebraach sie den Gästen als seine eben direkt aus Duisburg herbeigeeilte Gat-

tin vorstellte, mit der gleichen freundlichen Überlegenheit das Haupt. Die Herren erhoben sich, und Mellenberger – auch diese Verpflichtung durchaus erfassend – küßte Frau Klementine die Hand. „Gnädige Frau ... Sie verzeihen?!“

Monika – noch immer im Zustand einer geradezu verzweifelten Konfusion – schob der Mutter den besten Sessel zurecht, in dem sie sich zwanglos mit einem Seufzer fallen ließ, und Toni, die ihre Rolle der Gastgeberin wohl oder übel zu behalten hatte, fragte einfach, ob nach der langen Fahrt Mokka oder Sekt genehm wäre. Wieder hob Frau Klementine leichthin die Brauen. „Haben Sie denn etwas Anständiges?“ Und Toni erwiderte, der sowjetische Sekt sei durchaus anständig. Sogar Doktor Scherenbecher unterstützte sie und bemerkte: „Man kann ihn wirklich trinken, gnädige Frau!“

Er erhob sich, füllte ein neues Glas, reichte es mit einer Verbeugung hin. Frau Hudebraach kostete, bemerkte wohlwollend: „Tatsächlich ...“ und erklärte mit einer lebenswürdigen Ironie, die sich nun einmal aus ihrem verspäteten Einbruch in die kleine Festlichkeit ergab: „Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren; ich habe jetzt, nach der langen Reise, ganz gewöhnlichen Hunger.“ Ein diskret verständnisvolles Lächeln aller Gäste überbrückte zunächst die gar nicht abzuschätzende Kompliziertheit der Situation, und Herr Müller entschloß sich, Professor Gautier auf französisch und sehr leise mitzuteilen, wer soeben in ihrer Mitte erschienen sei.

Gautier, vom Kern der Dinge objektiv allzu entfernt, war ungeniert, fragte laut: „De l'ouest?“ und fügte der Bestätigung seines Dolmetschers ebenso ungeniert die Wendung hinzu: „À voilà!“

Über den Köpfen aller plötzlich sehr schweigsamen Anwesenden hing es nun ungeschickt in der Luft, dieses „À violà“ des französischen Gastes, denn im Grunde hatten auch alle deutschen Herren ausnahmslos das Bedürfnis nach genauerer Einsicht in die seit zehn Jahren sozusagen auf Eis gelegten Hudebraachschen Familienverhältnisse, und man war, bei aller Bürgerlichkeit des Lebensgefühls, politisiert genug, um zu begreifen, daß diese Familienverhältnisse über den Bereich des rein Privaten hinaus gesamtdeutsche Zustände berührten. Hudebraachs Verhalten – Motz und Mellenberger verständigten sich hierüber durch einen kurzen Blickwechsel – erwies recht deutlich, daß er von der Ankunft seiner Frau überrascht war, sie nicht vorausgesehen und keinesfalls veranlaßt hatte. So beherrscht und heiter er sich bei ihrer Vorstellung gab, so blaß und apathisch saß er ihr jetzt gegenüber, die Lippen zu einem steifen Lächeln eingefroren, als hätte ihn ein genau gezielter Schlag betäubt. Seine Position coram publico war um so mißlicher, als er die gleiche Frage auf der Zunge hatte, die seine Gäste bewegte, die simple Frage nämlich: Wie kommst du hierher? Aber diese Frage zog leider einen ganzen Rattenkönig von Politik nach sich, und so mochte er sie im

Augenblick nicht stellen. Auch die Herren Kollegen selbstredend hatten Takt und schwiegen.

Klementine Allenhausen allerdings war in diesem Punkt weit weniger zurückhaltend, denn sie hatte das Bewußtsein ihrer Klasse. Politik war für sie eine Selbstverständlichkeit des Lebens wie Essen und Trinken, und sie hätte die dumme Frage, ob das Großunternehmen Allenhausen ohne Politik zustande gekommen sei, nur mit einem Blick der Verachtung beantwortet. In das allgemeine Schweigen also, in dem sie Sandwich und Schinkensalat sich unbekümmert munden ließ, erklärte sie mit der ihr offenbar eigenen natürlichen Nüchternheit: „Ich habe mich in Dahlem nicht lange aufgehalten. Helene schüttelte zwar den Kopf und hielt mich für verrückt, aber ich fuhr in die nächste Wechselstube, passierte das Brandenburger Tor und erklärte dem bewaffneten jungen Mann, der seinen Kopf durch mein Fenster hielt, ich wünschte den Herrn Grotewohl zu sprechen. Er musterte erst mich, dann den Mercedes, und der schien ihm zu gefallen. Dann sprach er auf sächsisch, es sei wohl sehr dringend, und ich sagte: ‚Ja – sehr dringend!‘ Er nickte, gab mir die Papiere zurück und salutierte recht ordentlich. Immerhin liegt Sachsen noch in Deutschland. In der Klosterstraße stand wieder so ein bewaffneter Mensch vor der Tür. Zur Sicherheit grüßte ich auf alle Fälle, und er grüßte ebenfalls. Leider war Herr Grotewohl nicht da. Aber einer der Herren Stellvertreter. Du erwähntest ihn übrigens in deinem ersten Brief, Herbert. Als er meinen Namen hörte, empfing er mich sofort. Duisburg kannte er von früher. Wir unterhielten uns sehr angenehm. Schließlich fragte er mich, ob achtundvierzig Stunden genügten. Ich sagte, ich dachte, das genüge.“

Hudebraach fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn, und seine Frau endigte so unvermittelt wie sie begonnen, trank wieder einen Schluck Sekt, blickte mit eiskalter, verbindlicher Gelassenheit über die Gäste ihres Mannes, die immer dringlicher empfanden, daß es an der Zeit sei, sich zu verabschieden. Der Unterton zumindest, den Frau Klementine gleichsam kontrapunktisch zum naiv-heiteren Oberton ihrer Erklärung mitschwingen ließ, klang deutlich nach unbeirrbarer Entschlossenheit, und wirklich schwerhörig auch im übertragenen Sinne war nur der alte Guttler. Unbefangen beugte er sich vor und fragte neugierig: „Was haben Sie denn nun so gedacht, Verehrteste, als Sie durchs Brandenburger Tor fuhren?“

„Lieber Herr Professor“ – Klementine Hudebraach lehnt sich mit unheimlicher Ruhe zurück und wurde bitterernst – „an meinen Mann. Ich hoffe, diese Erklärung genügt Ihnen – zunächst – wie mir meine achtundvierzig Stunden, von denen mir nunmehr, meine Herren“, sie sah, die Brauen zu unnachahmlichem Ausdruck schürzend, auf ihre Uhr, „genau noch sechs- unddreißig Stunden geblieben sind.“



Es war das von allen erwartete Stichwort zum Aufbruch. Er verlief mit einigem Umstand, dennoch im ganzen zwanglos, Klementine erkundigte sich bei Mellenberger nach dem Befinden seiner Gattin, und der Dekan erzählte im Hinausgehen auch von seinen inzwischen herangewachsenen Kindern, die mit den Hudebraachschen Söhnen dasselbe Gymnasium besucht hatten. Ihr ältester Sohn Georg, berichtete Klementine nun ihrerseits, habe im vorigen Jahr mit einer ausgezeichneten Arbeit in Göttingen promoviert, der jüngere sei in die Industrie gegangen und arbeite bereits erfolgreich im Zweigwerk Neusingen.

Es ergab sich, wie Klementine zur Rechten des Dekans durch die Diele schritt, daß Toni an seiner Linken ging, womit sich der Herr Professor in eine etwas mißliche Lage zwischen zwei entgegengewirkenden Kräften versetzt sah, die ihn doch einigermaßen verlegen machte, da er es weder nach rechts noch nach links hin verderben wollte. Aber er war – wenn auch nicht vielgeprüft wie Toni – doch ein erfahrener Mann und sagte sich wohl, daß in diesem Augenblick gottlob nicht er selbst, sondern sein erst unlängst heimgekehrter Herr Kollege vor dem Zwang der Entscheidung stünde, und das erleichterte ihm den Abschied. Der Dame zur Rechten küßte er die Hand, murmelte bewegt: „Gnädige Frau, es hat mich tief berührt, Sie wiederzusehen...“, und der Dame zur Linken machte er eine feine Verbeugung, „Liebe Frau Berger, es war reizend!“

Toni erwiderte ruhig: „Ich gehe voran“, öffnete die Haustür, den Dekan zum Tor zu geleiten, und Klementine blieb zurück, da es kein einleuchtendes Motiv gab, anders als so zu verfahren.

Auf dem Vorplatz blendeten schon die Scheinwerfer auf, und die Fahrer ließen ihre Motoren anlaufen. Wortfetzen der bei solchen Anlässen üblichen Debatte um die Verteilung der Wagenplätze hallten durch die ringsum schwarze Stille, und Mellenberger nahm auf dem Weg durch den Vorgarten die letzte Gelegenheit wahr, sich Klarheit zu verschaffen. „Waren Sie orientiert?“

„Nein.“ Toni blickte auf den Weg, ihre Bestürzung zu verbergen, und der Dekan hielt es für das klügste, sich jeder weiteren Bemerkung zu enthalten. Hudebraach hatte sich der ihm aufgenötigten Situation zunächst entzogen, indem er Gautier zum Wagen geleitete und mit ihm ein neues Gespräch über den künftig zu sichernden, näheren wissenschaftlichen Kontakt von Land zu Land begann. Da auch Gautier interessiert war, wurde die Erörterung in zwei Sprachen, ungeachtet des allgemeinen Aufbruchs, etwas umständlich. Toni unterbrach schließlich, bat Hudebraach für einen Augenblick um Gehör. „Was wird nun – in diesem Chaos?“

Er senkte den Kopf, preßte die Lippen aufeinander, schob die Hände in die Hosentaschen.

Sie wurde ungeduldig. „Miehle muß also zurückkommen, und ich nehme Monika ins Forsthaus mit. Sie haben doch nur zwei Sofas ...“

Er zuckte die Achseln und schwieg.

Sie ließ ihn kurzerhand stehen, verabschiedete sich von Gautier, gab Miehle die erforderliche Anweisung und ging eilig ins Haus zurück, um wenigstens die gröbste äußere Unordnung, die der Abend verursacht, so schnell wie möglich zu beseitigen. Wie sie der inneren Unordnung Herr werden sollte, die er bloßgelegt, wußte sie nicht, denn es gab, soweit ihr persönlicher Bezug zur Sache in Betracht kam, kein Mittel, Hudebraach aus dem Widerspruch, in den er verstrickt war, zu befreien. Er mußte sich selbst befreien. Eine Alternative, die zu fürchten Toni allen Grund hatte. Der Wissenschaftler Hudebraach war ein Deutscher. Ein Staatsbürger war er nicht.

Als sie, ihre Erregung zurückhaltend, mit beherrschtem Ausdruck in die von den Gästen verlassenen Räume zurückkehrte, sah sie sofort, daß in der Beziehung zwischen Mutter und Tochter eine merkliche Verschlechterung eingetreten war. Offenbar hatte ein kurzer, aber heftiger Wortwechsel stattgefunden. Monika räumte blaß und schweigsam die Teller zusammen, wandte nicht einmal den Kopf, als ihre Mutter sich bei Tonis Eintritt wortlos erhob, in das Arbeitszimmer ihres Mannes hinüberging und hinter sich die Tür schloß. Eine keineswegs unvernünftige Handlung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ und den Rückschluß erlaubte, auch Frau Klementine sei – hierin ihrer Gegnerin durchaus ähnlich – für klare Verhältnisse. Dies war in der Tat der Fall, und Monika schaute mitten im Aufräumen plötzlich so unglücklich und hilflos vor sich hin, daß Toni ermahnend den Finger auf den Mund legte und langsam den Kopf schüttelte. Man mußte sich also zusammennehmen, und Monika fand auch die Kraft hierzu, als sie erleichtert vernahm, daß sie im Forsthaus übernachten würde. Beide Frauen arbeiteten nun leise und flink an der Wiederherstellung der ursprünglich improvisierten Wohnlichkeit des Raumes und bereiteten, sich nur noch durch Zeichen miteinander verständigend, der im Nebenzimmer lautlos wartenden Frau ein frisches Nachtlager. Manchmal sah Monika, die ihre Mutter seit frühester Kindheit fürchtete, in ihrer Arbeit plötzlich innehaltend, zur Tür, als wäre nur sie der letzte schwache Schutz vor dem jederzeit möglichen Einbruch einer außerordentlichen Katastrophe. Einmal auch legte sie, sich zu vergewissern, ob die Mutter vielleicht weine, das Ohr an diese Tür, wandte sich jedoch seufzend wieder ab. Die Mutter weinte nicht, und das war eigentlich noch erschreckender, als wenn sie, nunmehr allein und im Vollbegriff der Fragwürdigkeit ihrer Lage, sich schluchzend auf das Sofa ihres Mannes geworfen hätte. Die Tür, die ja noch nicht verschlossen war, zu öffnen, hätte Monika ernsthaft erwogen, und selbst Toni wäre es

schließlich, das Prinzipielle für den Augenblick der persönlichen Erschütterung beiseite setzend, möglich erschienen, die Schwelle zu übertreten, die sie von Klementine Allenhausen schied.

Hudebraach endlich übertrat sie. Er war, sich zu sammeln, etliche Male durch die Nacht draußen um sein Haus gegangen, und bot, als er zurückkehrte, das Bild eines sorgsam bezwungenen, gleichwohl kalt stechenden und in seinem innersten Kerngefüge glühenden Zorns. Kreidebleich schritt er, im diagonalen Gang langhin ausholend, ohne Blick und Wort an den beiden Frauen vorüber, öffnete die Tür zu seinem Zimmer und schloß sie hinter sich zu. Er war wirklich kein Staatsbürger. Aber die Konsequenzen seiner Übrumpelung hatte er nun verstanden.

*Heinz Heydecke*

#### DER ALTE MANN

*Er steht auf seinen Stock gestützt,  
die Hände rissig,  
sein Haar ist grau.*

*Er spricht:  
Nicht, daß der Tod mich ängstigt,  
nur, es ist ärgerlich,  
die Zeit als Mensch,  
die war zu kurz,  
und die als Sklave  
viel zu lang.*

## DER PRÄSENTKORB

Der Zug hielt an. Ein Lautsprecher verkündete blechern, daß dies der letzte Bahnhof in der Republik sei und daß die Reisenden gebeten würden, auf ihren Plätzen zu verbleiben. Nach einer Weile wurde die Abteiltür aufgeschoben, und ein Grenzpolizist trat ein. Der Zollwachtmeister, der unmittelbar hinter ihm kam, ließ seine Augen über die beiden Reisenden gleiten, den alten Mann und den jungen, und über die leeren Plätze und das Gepäcknetz.

„Was ist das?“ fragte er, auf einen unförmigen Gegenstand weisend, der in Leinwand eingewickelt und mit einer grauen Schnur fest zugebunden war.

„Ein Präsentkorb“, sagte der junge Mann; ein Schatten von Verdruß färbte seine Stimme.

„Reichlich groß für einen Präsentkorb“, sagte der Zollwachtmeister.

„Wir bringen eben große Geschenke“, sagte der junge Mann.

„Vielleicht lassen Sie mich mal einen Blick auf Ihre großen Geschenke werfen“, sagte der Zollwachtmeister.

Der alte Mann griff in seine Brusttasche und holte einen Brief hervor. Der Grenzpolizist machte den Brief auf und las ihn langsam durch. Dann, auf den verhüllten Korb zeigend, sagte er zu seinem Kameraden: „Delegationsgepäck.“

„Sie sind eine Delegation?“ fragte der Zollwachtmeister stirnrunzelnd.

„Eine Arbeiterdelegation“, bestätigte der andere.

„Und Sie fahren nach drüben?“

„Nach drüben!“

„Nun dann“, sagte der Zollwachtmeister, „viel Glück!“

„Viel Glück!“ wiederholte der Grenzpolizist, gab den Brief und die Personalpapiere zurück und grüßte.

Die Abteiltür fiel hinter ihnen ins Schloß. Der alte Mann schob die Brille wieder auf die Nase und griff nach seiner Zeitung. Der junge Mann ließ das Fenster herunter und sah hinaus. Die Lokomotive stieß eine Wolke weißen Dampfes aus, pfiff zum letztenmal auf sozialistischem Boden und begann sich dann unmerklich in Bewegung zu setzen, auf die unsichtbare Linie zu, die das Land teilte.

Der junge Mann schloß das Fenster und kehrte auf seinen Platz zurück. „Kollege Scholz?“ fragte er.



Der alte Mann nickte.

„Den Brief werden Sie aber drüben nicht vorzeigen, was?“

„Nein“, sagte der alte Mann, ohne aufzublicken. „Er würde uns auch kaum nützen.“

„Dann werden wir womöglich das Ding aufpacken müssen?“

Der Alte zuckte die Achseln.

Der junge Mann musterte den Korb mit einiger Besorgnis. Nicht nur sein Umfang ging über das Übliche hinaus, auch sein Inhalt. Er enthielt mehr als nur Kuchen und Konfekt, Früchte, Kognak und Wein, die dartun sollten, daß die Spender nicht gerade am Verhungern waren. Es waren Spielsachen darin, mit viel Liebe und Sorgfalt ausgewählt, ein Traktor, dem man einen kleinen Pflug anhängen konnte oder eine ebenso winzige Egge; ein Spielzeugkran, dessen Greifer durch eine automatische Vorrichtung herabgelassen oder hochgezogen werden konnten, und Puppen, deren Kleider die Arbeiterinnen in dem volkseigenen Konfektionsbetrieb „Neues Leben“ außerhalb der Arbeitszeit genäht hatten. Das Prunkstück aber war ein Luxusschlafwagen, komplett eingerichtet bis in die letzte Einzelheit und genau maßstabgerecht; jeder Sitz ließ sich in ein Bett verwandeln, und der Schrank im Schaffnerabteil enthielt die nötige Anzahl an winzigen Laken, Decken und Kopfkissenbezügen. Der Wagen stand auf zwei stählernen Schienen, die wiederum auf einer schwarzpolierten hölzernen Unterlage befestigt waren, und genau unter der Mitte des Wagens war eine Messing-Plakette mit den eingravierten Worten: *Die Arbeiter der Karl-Marx-Gießerei- und Waggon-Werke ihren jungen westdeutschen Gewerkschaftskollegen.*

Der junge Mann fragte sich, wie das wohl den Grenz- und Zollbeamten von drüben schmecken würde. „Kollege Scholz?“ fragte er wieder.

Kollege Scholz blickte über den Rand seiner Brille.

Der junge Mann zeigte vage in Fahrtrichtung. „Waren Sie schon mal drüben?“

„Mehr als einmal.“

Der junge Mann fand es durchaus natürlich, daß sein Mitdelegierter mehr als einmal drüben gewesen war. Kollege Scholz stammte noch aus der Zeit, da *drüben* und *hier* lediglich geographische Begriffe waren. Der Alte schien sich wieder seiner Zeitung zuwenden zu wollen. „Wie ist es dort drüben?“ sagte der junge Mann hastig. „Ich war noch nie dort. In Westberlin, ja, aber noch nie in Westdeutschland...“

Er war nervös. Vielleicht war er absichtlich für diese Reise ausgesucht worden – aus einem Grunde, den er nicht zu erkennen vermochte. Er wäre fast platt auf den Rücken gefallen, als in der Versammlung plötzlich sein Name vorgeschlagen wurde. „Alfred Krakowiak“, hatte jemand gesagt. „War-

um delegieren wir nicht den Kollegen Krakowiak?“ Und ein anderer hatte gesagt: „Zu jung!“ Worauf die erste Stimme entgegnete, daß man doch mindestens einen Mann unter Dreißig zu einem Kongreß junger Gewerkschafter schicken müßte: Kollege Krakowiak habe sich in seiner Arbeit als zuverlässig erwiesen und die Kampfgruppen-Übungen regelmäßiger mitgemacht, als so mancher andere. Sie vergaßen zu fragen, ob er auch einverstanden sei, aber der Vorschlag war schon einstimmig angenommen; und von da an begann die Maschine zu arbeiten – Genehmigungen und Interzonenpässe und Fahrkarten, und eine Besprechung mit dem Sekretär, der ihm sagte, was ratsam sei und was nicht, und der sich schließlich erkundigte, ob er noch irgendwelche Fragen hätte. Er hatte keine.

Wenigstens keine, die sich so einfach fragen ließen, keine, die er auf der Stelle formulieren konnte.

„Wie es dort ist? ...“ wiederholte der alte Mann Krakowiaks Frage. „Warum warten Sie nicht ein paar Minuten ab? Dann werden Sie schon selber sehen.“

Krakowiak war viel zu gespannt, um sich so leicht abweisen zu lassen. „Ich meine nur“, sagte er, „weil so viele Leute einem so verschiedene Dinge erzählen.“

Scholz setzte die Brille ab. „Das hängt davon ab“, sagte er.

„Hängt wovon ab?“

„Was das für Leute sind und was sie bezwecken.“ Er schwieg. Den Alten zum Reden zu bringen, war schon immer wie Zähneziehen gewesen; es machte Krakowiak ganz kribbelig. Doch manchmal redete der Alte wie ein Buch, wenn es um ein Thema ging, das ihn interessierte. Die Attraktionen des Westens waren kein solches Thema.

Krakowiak kam sich vor wie ein dummer Junge. „Aber die Autos zum Beispiel“, sagte er. Im Westen gab es viel mehr Autos als im Osten. Sollte der Alte mal versuchen, das abzuleugnen! „Ich habe einen Freund, und der hat mir geschrieben, daß er jetzt einen Wagen hat. Dabei ist er bloß Schweißer!“ Er ließ ungesagt, daß der Brief seines Freundes in seiner Tasche steckte und daß dieser Freund bis vor einem Jahr im Osten gelebt hatte. Der Brief war vollkommen harmlos, er berichtete nur von dem Leben im Westen und von den Möglichkeiten, die man dort hatte; aber der Kollege Scholz könnte das mißverstehen. „Einen Volkswagen hat er“, fügte er lahm hinzu.

„Sie haben also Freunde im Westen?“ fragte der alte Mann.

Krakowiak bereute fast, davon angefangen zu haben. „Ich habe eben Freunde“, kapselte er sich ab. „Ist vielleicht was dabei?“

„Nein. Es ist ja *ein* Land. Außerdem kommt es darauf an, was für Freunde das sind.“

„Mein Freund ist in Ordnung!“ Bestimmt war Bosse in Ordnung. Ehe er nach dem Westen ging, hatte er an der Maschine neben ihm gestanden; man lernt einen Menschen kennen, wenn man Seite an Seite mit ihm arbeitet und in tausend Dingen auf ihn angewiesen ist, die da während der Schicht auftauchen.

„Die Zeiten haben sich geändert“, sagte der alte Mann philosophisch. „Früher hat man die Arbeiter mit einer Zigarre an der Strippe gehalten, heute ist es ein Volkswagen . . .“

„Möchten Sie denn nicht gern ein Auto haben?“

„Ob ich möchte! . . . Wer möchte nicht! Warum sollte ich nicht den Wunsch haben, die Frau in den Wagen steigen zu lassen, Kollege Krakowiak, um sie spazierenzufahren, vom Meeresstrand bis in die Berge?“

„Na also“, triumphtierte der junge Mann.

„Aber das alles hinge davon ab, wie ich zu meinem Wagen käme und von wem ich ihn kriege und wofür.“

„Bei Ihnen scheint es immer von irgend etwas abzuhängen!“ Krakowiak blickte ärgerlich auf den Fluß hinaus, den sie gerade überquerten. Diese Reise begann nicht gut, er wußte nicht, woran das lag – war es der Alte oder der Brief oder seine eigene Unsicherheit?

Aber sobald der Zug hielt, wurde diese Stimmung von Neugier überdeckt. Der Betrieb überraschte ihn – überall wurde verkauft und angepriesen, es fing auf dem Bahnsteig an und ging weiter, die Häuserwände entlang bis hinunter auf die Straße, wo die Geschäfte mit ihren Lichtern und ihrem Leben waren. Alles war voller Lob für sich selbst, seine Stärke, seine Qualität; schau uns an, hier sind wir, wir wachsen, wir schießen in die Höhe, und so wird es sein und bleiben, für immer und ewig, amen.

„Guten Tag, meine Herren!“

Die Höflichkeit war herzlich und zugleich geschäftsmäßig; sie schuf sofort eine Atmosphäre des Vertrauens und des guten Willens, aber das Lächeln war starr.

Der Grenzer nahm die Ausweise entgegen. Der Zollbeamte sah sich den Korb an. „Was haben Sie da drin?“ fragte er schließlich.

„Geschenke“, sagte der junge Mann.

„Geschenke?“ sagte der Zollbeamte.

Der Grenzer durchblätterte eine Akte, die er aus seiner Aktentasche herausgeholt hatte. Dann schien er gefunden zu haben, was er suchte, und machte zwei Kontrollvermerke.

Der Zollbeamte wartete immer noch.

„Geht in Ordnung“, sagte der Grenzer.

„Geht in Ordnung, meine Herren“, sagte der Zollbeamte. „Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in unserer Republik.“

„Auf Wiedersehen!“ sagte der Grenzer und fügte hinzu: „Einen recht angenehmen Aufenthalt!“

Alfred Krakowiak warf sich unruhig hin und her. Die enge Straße, in der das Hotel lag, war eine Schlucht; jedes Straßengeräusch fand seinen Widerhall im Zimmer; jedes vorüberfahrende Auto sandte ein zischendes H-u-u-sch zu ihm hinauf; eine hohe, plärrende Stimme wiederholte seit Stunden einen Ruf, der wie quack-quack klang. Es wurde unerträglich; schließlich fiel ihm ein, daß dies die alte Frau sein mußte, die die Morgenausgabe des lokalen Tageblattes ausrief. Aber als sich das Rätsel endlich gelöst hatte, war an Schlaf nicht mehr zu denken, und ihm blieb nichts übrig, als mit leerem Blick auf die grünen und rosafarbenen und gelben Finger zu starren, Widerschein der Neonlichter draußen, die über die Decke krochen, immer in der gleichen Reihenfolge.

Nach einer Weile seufzte er und drehte sich auf die Seite. Die dunkle Gestalt in dem anderen Bett lag bewegungslos. Es hieß immer, daß alte Leute wenig schlafen, vielleicht in der Erwartung des ewigen Schlafes, aber der Kollege Scholz war in dem Moment weg gewesen, wo er den Kopf aufs Kissen gelegt hatte. So ein Mist! dachte Alfred Krakowiak, nicht einmal ein Zimmer für sich allein hat man! Nicht daß er verwöhnt war; die Krakowiaks waren eine große Familie, und er war mit dreien und vierten in einem Zimmer aufgewachsen, im Hinterhaus einer alten Mietskaserne, deren Vorderhaus von einer Bombe zertrümmert worden war. Aber jetzt war er im Westen, in einem modernen Hotel mit allem Komfort, als Mitglied einer Delegation, und es war eine Enttäuschung gewesen, als Kollege Scholz ihm erklärte, daß sie wegen der Überfüllung durch den Kongreß und wegen der beschränkten Summe Westgelds, die sie erhalten hatten, ein Zimmer teilen mußten, und ob er schnarche? Er hatte den Kollegen Scholz nicht gefragt, wieviel Geld sie eigentlich mithatten und ob das Hotel tatsächlich so voll war und ob es keine anderen Hotels in der Stadt gäbe. Vielleicht war das Doppelzimmer eine der Methoden des Kollegen Scholz, ihn im Auge zu behalten; Alfred Krakowiak wollte die Angelegenheit nicht bis zu dem Punkt treiben, wo er den Kollegen Scholz fragen mußte, ob er ihn wegen seines Freundes im Verdacht hatte oder ob er schon zu Hause beauftragt worden war, auf ihn aufzupassen.

War es vielleicht wirklich so? Trauten sie ihm nicht? Aber warum hatten sie ihn dann überhaupt nach dem Westen geschickt? Oder war es immer so: daß einer ständig den anderen bewachte, genau wie sein Freund Bosse geschrieben hatte?

Es hatte dem Alten ganz und gar nicht gefallen, daß er allein losgezogen war. Wie er mich angesehen hat, dachte Alfred Krakowiak, als ich ihm



Bosses Einladung mitteilte! „Aber wir sind doch gerade erst angekommen!“ hatte er gesagt.

Blöder alter Kerl! „Als Sie in der Anmeldung waren“, hatte Krakowiak gelächelt, „habe ich meinen Freund angerufen.“

Bosse hatte ihn sofort an der Stimme erkannt. „Mensch, Junge, Alfred!“ sagte er. „Ich habe nie geglaubt, daß du so schnell kommen würdest! Was hast du für ein Glück! Mit einer Delegation – die ganzen Reisekosten gratis und franko, nehme ich an, hahaha! Hast du dein Werkzeug und deine Sachen mitgebracht? Nein? Warum du das hättest tun sollen? Na, macht nichts! Du hättest zu keiner besseren Zeit kommen können! Ich bin heute abend frei. Wir werden dich im Hotel abholen! Mit meinem Wagen, natürlich, natürlich! Ich und meine Freundin! Selbstverständlich habe ich eine Freundin! Ein Wagen und eine Freundin, das ist das erste, was ein Mann sich hier anschaffen muß! Ich will dir was sagen! Sie wird ihre Schwester mitbringen! Die Schwester heißt Annemarie, und sie ist eine schau Puppe! Mensch, Junge, Alfred ...“

Krakowiak verzog das Gesicht und drehte sich auf die andere Seite. Er hatte Bosse nichts von der Existenz des Alten gesagt. Bosse hatte zu schnell gesprochen. Und der alte Mann hätte ohnehin nicht dazu gepaßt; und warum sollte man von ihm erwarten, daß er überall, wo er hinging, so einen alten Kerl mitschleppte? Doch als er zurückkam ins Hotel, war er froh gewesen, daß Kollege Scholz da war, im gleichen Zimmer.

Alfred Krakowiak lauschte dem H-u-u-sch der Autos; irgendwo schlug eine Kirchenglocke die Stunde. Er hatte gehofft, dem alten Mann von dem Abend mit Bosse erzählen zu können und von den Fragen, die bis in seine Magengrube hinein bohrten. Aber Kollege Scholz hatte wieder mal seine schweigsame Stunde gehabt und hatte sich ausgezogen und ein altmodisches Nachthemd übergestreift, so groß wie ein Zelt, aus dem seine knöchigen Beine wie zwei Streichhölzer hervorschauten, und war schlafen gegangen.

Bosse hatte über Annemarie nicht zuviel gesagt. Alfred Krakowiak kratzte sich die Brust und warf die Decke von sich: Eine schau Puppe! Vielleicht war sie gar nicht die Schwester von Bosses Freundin; die beiden sahen sich überhaupt nicht ähnlich. Bosses Freundin war dünn und blond und verwässert, aber Annemarie hatte überall Kurven, und ihr Haar war dunkel mit einer heller gefärbten Strähne, und ihre Lippen wölbten sich voll und reif, so daß man am liebsten hineingebissen hätte. Sie saßen hinten in Bosses gebraucht gekauftem Volkswagen, und die Sitze waren eng, und ihr Oberschenkel berührte seinen, und er dachte, es wäre Absicht, aber als er versuchte, nach ihr zu greifen, stieß sie ihn zurück und sagte: „Wofür halten Sie mich!“ Und in dem Restaurant, als sie beim Essen saßen, schaute sie ihn von oben herab an und gab ihm ein Gefühl, als wäre er irgendein armer

Vetter aus der Provinz – na ja, das war er ja schließlich auch. Zu Hause waren sein Anzug und seine Krawatte und sein Haarschnitt der letzte Schrei; hier waren, wie sich herausstellte, mindestens zwei neue Moden aufgetaucht und wieder verschwunden, seit seine Aufmachung modern gewesen war. Sie hatte ihn gefragt, herablassend, wie das Leben denn sei, wo er herkam; und er hatte begonnen, ihr zu erzählen; aber nach zwei oder drei Minuten klangen ihm seine Worte flau, und seine Welt erschien ihm grau, gewöhnlich.

Bosse lachte. „Mach dir nichts draus, Junge, Alfred! Mir ist es am Anfang genauso gegangen. Es dauert ein paar Wochen, bis man sich umgewöhnt hat.“

„Ich bleibe doch nur ein paar Tage“, hatte er geantwortet.

Bosse schien nicht zu hören. „Es ist, als ob man aus dem Gefängnis käme“, fuhr er fort. „Du kommst aus dem Gefängnis heraus und brauchst Zeit, dich an das Leben draußen zu gewöhnen.“

Er hätte protestieren müssen. Bosse nahm zu viel als selbstverständlich an, er redete über die Welt, aus der sie beide kamen, als wäre sie nicht einmal für einen Hund gut genug zum Leben; er benahm sich, als bestünde ein Übereinkommen zwischen ihnen beiden über etwas, das nicht mehr war als ein Fünkchen im Unterbewußtsein. Oder glaubte Bosse, daß man, wenn man die Chance hatte, gar nicht anders konnte als den Weg einschlagen, den er selbst gegangen war?

Es war alles wirr, unklar, ohne Antwort. Besser, man dachte an Annemarie. Wenn sie tanzte, verschwanden seine Hemmungen wie Spinnweben unter dem Besen. Sie schien alles zu vergessen, sobald die Musik sie packte. Sie wiegte sich, und sie klatschte in die Hände, und sie warf sich herum, eben sah er sie noch, dann sah er sie nicht; sogar ihr Haar tanzte mit im rhythmischen Schütteln ihres Kopfes. Sie schien auch ihn zu vergessen, und er stand linkisch da in seinem komischen Anzug, versuchte die Bewegungen dieses Rituals mitzumachen, bis Annemarie plötzlich in seinen Armen war und er sie dicht an sich fühlte, jeden Teil von ihr, und es war, als ob es immer so gewesen wäre, von dem Tage an, wo er zum erstenmal merkte, was eine Frau war.

Als sie zurückkam in die Bar, heiß, atemlos, die Lippen offen, die Zunge zwischen den Zähnen, lachte Bosse lärmend. Bosse schlug ihm auf die Schulter und ließ den Barmixer sein Glas neu füllen und sagte: „Ah, bei dir wird es nicht so lange dauern. Du bist richtig!“ Bosse schob dem Barmixer noch einen Geldschein zu. Offenbar hatte er eine Menge davon.

Alfred Krakowiak schüttelte den Kopf, um den Schmerz hinter den Augen loszuwerden. Die grünen und gelben und rosafarbenen Finger bewegten sich nicht mehr an der Decke; anscheinend gab es sogar hier eine Zeit in der Nacht, wo sich Reklame nicht mehr bezahlt machte. Der alte Mann grunzte im Schlaf.

Annemarie, dachte er. Er hatte erwartet, daß sie ihn mit sich nach Hause nehmen würde. Natürlich hatte er das erwartet. Nicht, daß sie so ein Mädchen war; das hatte er nicht gemeint. Aber hier war Westen, und alles geschah schneller im Westen, alles war intensiver, freier, ungezwungener. Als sie wieder im Auto saßen, hatte Bosse gefragt: „Na, wollen wir deinen Koffer holen?“

„Meinen Koffer? Wieso?“

„Du willst doch nicht etwa bei deinem komischen Alten bleiben, den du da mitgebracht hast? Mensch, Junge, Alfred, es ist schon alles arrangiert für dich, deine Arbeit, dein...“

Alfred Krakowiak erinnerte sich an Annemaries Oberschenkel. Den hatte er ganz dicht gespürt auf dem engen Rücksitz des gebrauchten gekauften Volkswagens, und diesmal stockte fraglos Absicht dahinter. Es war alles arrangiert.

Er nahm ihre Hand, streichelte sie. Sie ließ es zu.

„Du solltest mich nicht so drängen“, sagte er zu Bosse, „Laß mir Zeit, die Sache zu überlegen.“

Bosse lachte. Sie ließ ihn noch immer ihre Hand streicheln. „Zeit, Zeit!“ sagte Bosse. „Was gibt es denn da noch zu überlegen?“

„Du meinst, weil du es getan hast, muß ich es unbedingt auch tun, ja?“

Bosse, der mit seiner dünnen, verwässerten Blonden beschäftigt war, richtete sich auf. „Das ist ein schöner Dank!“ sagte er verächtlich. „Wenn du dir einbildest, daß jemand dich braucht...“

„Es ist doch nur wegen des Korbes...“, sagte Krakowiak unglücklich.

Annemarie zog ihre Hand zurück.

„Wir wollen diesen Korb morgen dem Kongreß überreichen...“ Sie verstanden das ja nicht, dachte er, sie wissen ja nicht, was in dem Korb drin ist und was es bedeutet. „Er ist von so vielen Leuten zusammengestellt worden. Ich will nicht von den Früchten und dem Konfekt und dem Wein reden; davon habt ihr hier mehr, als wir jemals zusammenbringen können. Aber da ist ein Spielzeugkran, der sich automatisch bewegt, und ein Traktor, der einen Pflug und eine Egge zieht, und Puppen mit handgenähten Kleidern und ein Luxusschlafwagen mit allem, was dazugehört, genau maßstabgerecht, mit einer Messingplakette, auf der steht...“

„Na und?“ fragte Bosse ironisch.

„Was – und?“

„Mensch, Junge, Alfred!“ Bosse war wieder herzlich. „Glaubst du denn wirklich, hier gibt einer auch nur einen Pfifferling für diesen Kram?“

Er ließ den Motor an; und der Volkswagen machte einen Sprung nach vorn. Bosse fuhr schnell; die Reifen kreischten. Alfred Krakowiak spürte Annemarie, die gegen ihn geworfen wurde, und hielt sie fest. Aber hinter

der Erregung beharrte der Gedanke: Warum diese Eile? Warum jetzt? Warum noch diese Nacht?

Da war das Hotel, und in der Vorhalle, hinter seiner Zeitung wartend, der Kollege Scholz.

„Na los!“ Bosse gab ihm einen Rippenstoß. „Hol deinen Koffer. Wovor hast du Angst? Halten kann er dich doch nicht! Du bist im Westen!“

Der Alte blickte auf. „War es hübsch?“ Er musterte die Mädchen, lächelte vor sich hin, entdeckte dann Bosse. Sein Gesicht verdüsterte sich. „Das ist also Ihr Freund?“

Alfred Krakowiak ächzte und drehte sich in seinem Bett herum. Das Schlimmste an dem Abend war, daß alles halb ausgesprochen blieb, in der Luft hängend, unentschieden.

„Freund?“ hatte er zu dem alten Mann gesagt. „Ich kenne ihn von zu Hause her.“

Bosse sagte: „Nun – wie ist es?“

Annemarie wartete, betrachtete sich im Spiegel ihrer Handtasche und glättete ihre Augenbraue mit angefeuchteter Fingerspitze.

„Wir sehen uns morgen“, sagte Bosse endlich. „Ich werde dort sein.“

Es klang fast wie eine Drohung, dachte Krakowiak. Aber sie wurde überdeckt von dem Lächeln, das Annemarie ihm schenkte, einem Lächeln, halb verheißend, halb bedauernd, und in der Hauptsache voller Neugier.

Kollege Wonnig kam, als sie beim Frühstück saßen.

Er war groß, kräftig gebaut, an seinem Rockaufschlag trug er das Abzeichen des Kongreßteilnehmers. Er blickte prüfend durch den Speisesaal; als seine Augen die beiden Kollegen aus dem Osten entdeckten, verzogen sich die Falten seines Gesichts zu einem Grinsen, und er marschierte geradewegs auf ihren Tisch zu.

„Kollege Scholz?“ fragte er.

Der alte Mann nickte.

„Kollege Krakowiak?“

Alfred Krakowiak ließ von seinem weichgekochten Ei ab und erhob sich. Kollege Wonnig stellte sich vor, streckte seine Tatze aus und erklärte, daß er sofort hergeeilt war, als er die Nachricht von der Ankunft einer Delegation ostdeutscher Kollegen erhielt, und daß er sich freute, sie im Namen des Präsidiums des Gewerkschaftsjugendkongresses willkommen heißen zu können; hatten sie eine angenehme Reise gehabt, und waren sie gut untergebracht im Hotel?

Alfred Krakowiak war überwältigt von der Persönlichkeit des Kollegen Wonnig und der menschlichen Anteilnahme, die seine Worte durchwärmte. Zu Hause hatte der Sekretär gewarnt, daß es von seiten ihrer westdeutschen



Gewerkschaftskollegen Widerstände geben könnte und daß Geduld, guter Wille und Diplomatie nötig sein mochten, um sie zu überwinden... Aber hier war nur dieses breite solidarische Grinsen und ein weitgeöffnetes Herz.

„Zuerst“, sagte Kollege Scholz und griff wieder in die Brusttasche seines Jacketts, „werden Sie wohl unsere Beglaubigungsschreiben sehen wollen.“

Sie setzten sich, und Kollege Wonnig hielt die Papiere in der Hand. Er warf kaum einen Blick darauf. Er schien seine Informationen zu haben und brauchte keine Bescheinigung, daß Kollege Scholz und Kollege Krakowiak echte Delegierte waren.

„Und dann“, sagte Kollege Scholz, „würden wir gern mit einigen von euren jungen Arbeitern sprechen. Bei der Situation, die wir in unserem Lande haben, ist nichts nützlicher als persönliche Kontakte.“

„Persönliche Kontakte...“ Das Wort schien den Kollegen Wonnig irgendwie anzuregen. Er zwinkerte mit seinen überraschend schlaunen kleinen Augen und bemerkte, daß der Kollege Krakowiak ja in der vergangenen Nacht einen recht vielversprechenden Anfang mit persönlichen Kontakten gemacht hätte.

Alfred Krakowiak fühlte, wie seine Ohren brannten. Hinter dem väterlichen Verständnis dafür, daß ein junger Mann mal über die Stränge schlug, lag eine Anspielung auf etwas anderes, auf einen Zusammenhang, der von seinem Freund Bosse über Gott weiß welche Leute zu diesem Kollegen Wonnig führte; und plötzlich erschien der Kollege Wonnig nicht mehr als der gutmütige, gastfreundliche, mit jedermann sofort vertraute Begrüßungsexperte, sondern als Bote einer unbekannten Macht, der gekommen war, ihn zu warnen, daß er schon zu tief in der Sache saß, um sich noch weigern zu können mitzuspielen.

„Drittens“, sagte Kollege Scholz, „möchten wir gern von Ihnen wissen, bei welchem Punkt der Tagesordnung uns gestattet sein wird, Grüße zu überbringen und den Präsentkorb zu überreichen, den wir mitgebracht haben.“

„Ja“, sagte Kollege Wonnig, „ich fürchte, das wird Schwierigkeiten bereiten.“

„Wir haben nicht die Absicht, lange Reden zu halten.“ Kollege Scholz setzte seine Tasse ab und begann eine Scheibe Brot mit Butter zu bestreichen. „Wir wollen nur ein paar kurze Worte sagen und unseren Korb übergeben. Es wird nicht länger als drei oder vier Minuten dauern.“

Kleine Lachfältchen umspielten die Augen des Kollegen Wonnig. Dann sagte er mit völlig ausdruckslosem Gesicht: „Meiner Ansicht nach sind die Schwierigkeiten nicht so sehr eine Frage der Zeit als eine Frage der Harmonie. Das Präsidium wünscht, daß unser Kongreß harmonisch verläuft. Da er aus dem Osten kommt, enthält Ihr Präsentkorb jedoch nicht nur Kon-

fekt und Spirituosen und einen kleinen Traktor, an den man einen Pflug oder eine Egge anhängen kann, und einen Spielzeugkran und Puppen mit handgenähten Kleidern und einen Luxusschlafwaren, bei dem jede Einzelheit maßstabgerecht ist...“

Kollege Scholz sah den Kollegen Krakowiak an. Die Ohren des Kollegen Krakowiak waren nicht mehr rot; sie waren kalkweiß geworden. Wer hatte das Wonnig erzählt? Bosse? Annemarie?

Kollege Wonnig lächelte. „Ihr Korb enthält auch den Keim des Bruderzwists!“

Kollege Scholz lächelte den Kollegen Wonnig an. Er kannte den Typ. Dann sagte er feststellend: „Kollege Krakowiak und ich sind beauftragt, Grüße und diesen Korb dem Plenum des Kongresses zu überbringen.“

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen“, sagte Kollege Wonnig nach einer Pause. „Ich bin durchaus dafür. Warum nicht Geschenke annehmen, wenn sie umsonst sind? Aber unser Kollege Krakowiak hier hat doch schon Gelegenheit gehabt, mit einigen unserer jungen Leute zu sprechen – nicht wahr?“

Krakowiak sagte nichts.

„Er weiß also, was manche von ihnen von Dingen halten, die aus dem Osten kommen, und von Leuten, die aus dem Osten kommen – stimmt’s?“

Krakowiak sagte noch immer nichts. Er fühlte, wie der alte Mann ihn prüfend ansah, und er schluckte.

„Ich bin sicher, der Kollege Krakowiak stimmt mir bei, wenn ich sage, wir wollen das lieber ohne großes Aufsehen regeln. Wie wär’s, wenn Sie Ihren Korb im Büro des Präsidiums ablieferten, das sich in der Kongreßhalle hinter dem Podium befindet, und die Grüße ihrer Arbeiter schriftlich beifügten? Wir werden das dann sehr gern entgegennehmen. Meinen Sie nicht auch, Kollege Krakowiak?“

Diesmal wußte Alfred Krakowiak, daß er etwas sagen mußte. Alle beide warteten darauf. Er wünschte nur, daß dieses entsetzliche Gefühl in seiner Magengrube verginge. Er wünschte, er hätte das Mädchen niemals gesehen; er wünschte, er hätte sich niemals zum Delegierten wählen lassen; er wünschte, er wäre nie geboren worden.

„Ich... ich weiß nicht...“, sagte er schließlich. „Die Leute erzählen einem alle etwas anderes... Am Ende weiß man überhaupt nicht mehr, was man glauben soll...“

Er blickte auf. Die Taten des Kollegen Wonnig preßten einen von den hübschen neuen Kaffeelöffeln des Hotels zu einem verbogenen Stück Schrott zusammen. Kollege Scholz massierte sein stacheliges Kinn, als ob er die tiefere Wahrheit der Feststellung seines Mitdelegierten abwägte. Denn, so jämmerlich sie auch geklungen hatte, er hatte die Wahrheit gesprochen!

Es war die Wahrheit, aber es war nur eine von sehr **vielen Wahrheiten** und eine höchst unbefriedigende noch dazu. „Vielleicht“, fuhr Alfred Krakowiak fort, „sollte man das bedenken. Vielleicht sollten der Kollege Scholz und ich noch mal darüber sprechen...“

„Aber Sie geben uns bitte Bescheid“, sagte Kollege Wonnig. „Wir lieben keine Überraschungen...“, und er setzte hinzu: „Im Interesse eines harmonischen Verlaufs unseres Kongresses!“

Er hatte nie gedacht, daß der Korb so schwer wäre. Von dem Moment an, da sie ihn aus dem Taxi hoben, begann der Korb schwerer zu werden, und er wurde auf jeder Stufe, die sie ihn hinauftrugen, noch schwerer.

Und diese Treppen, breit wie die Treppen einer Kathedrale, streckten sich endlos, und auf beiden Seiten standen Menschen, junge und alte, und reckten sich die Hälse aus und starrten auf den Korb. Man konnte alles darin sehen. Der Kollege Scholz hatte sein großes Taschenmesser herausgeholt und die Leinwand zerschnitten, die den Inhalt verdeckt hatte, und die einzige Hülle, die blieb, war ein dünner, knisternder Bogen Zellophan. Man hörte Ohs und Ahs und Fragen und Geflüster. Es war ein Spießbrutenlaufen, und wenn sich der Boden geöffnet und den Kollegen Krakowiak verschlungen hätte, wäre es ihm durchaus recht gewesen; aber die Treppen waren aus weißem imitiertem Marmor oder so etwas Ähnlichem, ohne den kleinsten Riß.

Zu allem Unglück war der Kollege Scholz stehengeblieben und nahm sein Ende des Korbes von einer Hand in die andere. Mit der freien Hand holte er sein Taschentuch heraus und wischte sich die Stirn.

„Guck mal einer an!“ sagte jemand und schob seine Nase dicht an das Zellophan heran, um die Schrift auf der Messingplatte am Sockel des Schlafwagens zu entziffern. „Geschenke aus dem Osten!“

„Propagandal!“ sagte ein anderer.

„Wo kommt ihr denn her?“ ein dritter. „Ich habe einen Bruder in...“ Er nannte eine gottverlassene Stadt in Mecklenburg. „Habe seit Ewigkeiten nichts von ihm gehört!“

„Ist die Schokolade echt?“

„Seid ihr sicher, daß ihr's euch leisten könnt, solche Sachen zu verschenken?“

Und dann: „Hallo, Junge, Alfred!“

Es war Bosse. In seinem Gesicht lag etwas, was Alfred den Mund austrocknete. Leise verfluchte er den Kollegen Scholz. Die Sache war von Anfang bis Ende eine riesige Dummheit, und sie konnten nicht einmal behaupten, sie wären nicht gewarnt worden. Man hatte ihnen ja gesagt, sie sollten ihren Präsentkorb in das Büro hinter dem Podium bringen, und es

gab Hintertreppen, die hinter das Podium führten. Es war ein Verstoß gegen die Regeln; es war ja nicht ihr Kongreß; es war der Kongreß des Kollegen Wonnig und seiner Freunde, die einen harmonischen Verlauf wünschten. Aber der Kollege Scholz tat, als ob ihn das nichts anginge. Er hatte den Tisch im Speisesaal verlassen, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen, und oben in ihrem Zimmer hatte er sein Messer herausgezogen, hatte die große Klinge aufschnappen lassen und die Hülle des Korbes abgetrennt. Und wenn man ihn fragte, ob es denn klug wäre, den Kongreß mit dem Korb zu stürmen, ob sie nicht vielleicht über eine Kompromißlösung sprechen sollten, wie man das Ding überreichen könnte, und er sollte doch die Verhältnisse sehen, denen sie sich gegenüber befanden, da bekam man kein Wort aus ihm heraus. Man fragte, konnten ihre Leute zu Hause denn gewußt haben, was für Regeln der Kollege Wonnig vorschreiben würde? Man fragte, ob denn nicht ihr eigener Sekretär ihnen eingeschärft hätte, in kritischen Situationen guten Willen und Diplomatie zu zeigen, und war dies nicht eine kritische Situation und war es diplomatisch, den Kollegen Wonnig zu verstimmen, der doch gekommen war, um sie zu begrüßen und einen vernünftigen Weg zur Erledigung ihres Auftrages zu finden...? Alfred Krakowiak wußte nicht, ob er das alles gesagt hatte oder nur gedacht, oben in ihrem Zimmer, als der Kollege Scholz die Medaillen anlegte, die er als Aktivist und als Kämpfer gegen den Faschismus erhalten hatte. Aber er wußte, daß dieser Mann nicht zurückzuhalten war – der würde auch allein gehen, wenn man nicht mit ihm ginge; und irgendwie konnte er das nicht, den alten Kerl diesen schweren Korb ganz allein tragen lassen; außerdem hoffte er, daß er noch auf dem Wege Scholz davon abhalten könnte, diese Dummheit durchzuführen. Aber statt dessen war er selbst in der Sache gefangen und stand hier auf einer endlosen Treppenflucht, umzingelt, in der Falle.

Ein Mann mit einer Armbinde kam die Treppe heruntergelaufen. Das Gedränge um den Korb lichtete sich für einen Augenblick, dann wurde es wieder dicht. Der Mann mit der Armbinde hatte ein dickes rotes Gesicht; er schnaufte und fragte ärgerlich: „He, wohin wollt ihr denn – damit?“

Kollege Scholz packte sein Ende des Korbes fester an. „Zum Kongreß“, sagte er ruhig.

Die Gesichtsfarbe des Ordners begann der Farbe seiner Armbinde zu ähneln. „Aber das ist – verboten!“ verkündete er.

„Warum?“ sagte der Kollege Scholz.

„Warum?“ wiederholte der Ordner und schnaufte, weil ihm keine vernünftige Antwort einfiel.

„Ja, warum?“ fragte eine Stimme aus der Menge.



Warum? dachte Alfred Krakowiak. Weil sie nicht nur Konfekt und Spirituosen trugen, nicht nur einen Traktor und einen Kran und Puppen und einen Miniaturschlafwagen, sondern auch den Keim des Bruderzwists. Er wandte sich dem Kollegen Scholz zu. Der Alte stand so ungerührt, als begegnete er solchen Dingen jeden Tag in der Woche. Keim des Bruderzwists! dachte Alfred Krakowiak. Und dachte: Das hängt davon ab! Und wunderte sich, daß seine Gedanken plötzlich die Wege des Alten gingen, und dachte weiter, daß es doch sehr davon abhinge, was für Brüder das waren und worum der Zwist ging.

„So eine Schande!“ rief jemand. „Laß sie durch!“

„Schande!“ rief ein anderer. „Werft die Lumpen raus!“

„Sind doch auch Arbeiter!“

„Ostagenten sind das!“

Der Bruderzwist hatte offenbar schon begonnen.

„Pst, Junge, Alfred!“ – beschwörend zerrte Bosse an seinem Ärmel. „Das ist deine letzte Chance! Gleich gibt's Krach. Laß den Korb los! Komm mit!“

„Kollege Krakowiak!“ Die Stimme des alten Mannes war ruhig. „Wir wollen weitergehen, Kollege Krakowiak.“

Alfred Krakowiak setzte seine Füße – eine Stufe hinauf, noch eine ...

Der Korb wog eine Tonne.

Dann: „Halt!“

Das war nicht der poltrige Ordner – das waren Professionals. Der eine mit lockigem Haar, der andere glatzköpfig, trugen sie beide Zivil, aber alles an ihnen verriet den Polizisten: sie brauchten ihre Kennmarken nicht erst vorzuzeigen. „Wollen Sie so freundlich sein und mitkommen!“

„Wohin?“ fragte der alte Mann.

„Ins Büro des Präsidiums“, sagte der Detektiv mit dem lockigen Haar. „Wir werden Sie über die Hintertreppe führen.“

„Demokratie!“ kommentierte jemand und lachte schrill.

„Wir tun nur unsere Pflicht“, sagte der glatzköpfige Detektiv. Er trug ein Lächeln über seiner schmalen rotbraunen Krawatte.

„Ich bedaure“, sagte der alte Mann. „Wir kommen aus einem Arbeiterstaat. Wir sind Hintertreppen nicht gewöhnt.“

Das Lächeln des glatzköpfigen Detektivs verschwand. Der Detektiv mit dem lockigen Haar sagte: „Dann werden wir Sie verhaften müssen.“

Der alte Mann ging weiter die Stufen hinauf, seinen Teil des Korbes schleppend. Dadurch war auch Alfred Krakowiak gezwungen, weiterzugehen, wenn er den Korb nicht fallen lassen wollte. Zuerst ging er unsicher, dann glich er sich dem Rhythmus des Alten an – eins, zwei – eins, zwei –, keine Eile, die Treppe ist lang, wir werden es ihnen zeigen, wir kommen

aus einem Arbeiterstaat, wir kennen keine Hintertreppen, wir betteln nicht, wir verstecken uns nicht, wir sind da, wir existieren!

Der Korb war großartig. Er schien mit jeder Stufe leichter zu werden. Er schob die Detektive vor sich her und zwang sie, rückwärts zu gehen; sie fürchteten für ihre Schienbeine und stolperten. Ihre Gesichter wurden böseartig; Spott, Gelächter, Pfiffe waren zu hören.

Das Ende der Treppenflucht kam in Sicht – die Vorhalle mit Menschen, die warteten, gespannt, nicht recht wissend, was geschah, aber doch spürend, daß dies mehr war als ein Gestoße und Geschiebe, mehr als ein Zwischenfall, bei dem es etwas zu gaffen gab.

Der Detektiv mit dem lockigen Haar faßte plötzlich zu. Er packte die Hand des alten Mannes, die Hand, die den Korb festhielt. Der Korb schwankte gefährlich. Alfred Krakowiak versuchte ihn zu retten, aber der glatzköpfige Detektiv warf sich nach vorn und rief: „Sie sind verhaftet!“

Der Korb fiel. Das Zellophan zerriß. Eine Flasche rollte die Stufen hinunter, zerschellte, färbte den weißen imitierten Marmor rot.

„Verhaftet – warum?“ fragte Alfred Krakowiak, da der alte Mann nicht sprechen konnte. Der Alte keuchte vor Schmerz; der Arm wurde ihm verdreht.

„Warum?“ wiederholte Krakowiak. Es war plötzlich sehr wichtig, daß er weitersprach, daß er protestierte. „Wegen einem Präsentkorb?“

„Nein“, sagte der glatzköpfige Detektiv. „Wegen Hausfriedensbruch!“

Eine Sekunde lang herrschte absolute Stille, die Stille vor dem Sturm. Alfred Krakowiak fühlte aller Augen auf sich. Hausfriedensbruch, dachte er und wunderte sich, daß er überhaupt fähig war zu denken. „Hausfrieden!“ rief er. „Frieden? Was für Frieden? Wessen Frieden?“

Dann sah er Bosse, seinen Freund. Bosse tat einen wilden Sprung und landete mit beiden Füßen auf dem Korb. Er trampelte darauf herum. Es war ein Tanz der Zerstörung; Bosse glitt aus in der schlüpfrigen Masse, die aus dem zerdrückten Konfekt herauslief und sich mit den Likörkirschen und dem Kognak vermengte; er rutschte auf den Glasscherben aus; aber er tanzte weiter. Irgendwie erinnerte dieser Tanz Krakowiak an Annemarie, obgleich der Schweiß auf Bosses Gesicht von einer Wollust anderer Art sprach. Der Mann zerstörte nicht nur diese so liebevoll angezogenen Puppen, nicht nur diesen Spielzeugkran, der seine Greifer hinauf- und hinunterlassen konnte, und den Traktor mit dem Pflug und der Egge. Er zerstörte aller Kinder Puppen und alle Traktoren und alle Kräne und alle, die sie hergestellt hatten, und die Welt, in der sie hergestellt worden waren.

„Ost!“ kläffte er. „Ost! Ost! Ost!“

Krakiowiak verstand plötzlich: Bosse mußte das alles zerstören. Da er das Bewußtsein seines Verrates nicht zerstören konnte, mußte er das zer-

stören, was er verraten hatte. Bosse hob den Miniaturschlafwagen über den Kopf ...

Die Menge hielt den Atem an. Der Detektiv mit dem lockigen Haar hörte auf, dem Kollegen Scholz den Arm zu verdrehen. In diesem Augenblick riß sich Alfred Krakowiak von dem Zugriff des glatzköpfigen Detektivs los und flog Bosse an die Kehle.

Bosse schrie auf.

Der Schlafwagen krachte zu Boden, die winzigen Betten und Laken und Decken fielen durcheinander. Bosse stürzte. Krakowiak verlor den Halt, hielt aber noch weiter an Bosses Kehle fest. Ein Knäuel, rollten sie die lange Treppenflucht hinunter. „Ihr – könnt – uns – nicht – zerstören –“, keuchte Krakowiak in Bosses haßgeschwollenes Gesicht, das ihm bei jeder Stufe, auf die sie aufschlugen, entgegenschnellte. „Ihr – könnt – nicht – ihr – könnt – nicht ...“

Er kam zu sich im Polizeiwagen; sein Kopf lag im Schoß des alten Mannes, die beiden Detektive saßen neben der Tür.

„Junge, Junge!“ sagte der Detektiv mit dem lockigen Haar. „Hausfriedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt, tätlicher Angriff, versuchter Totschlag – das reicht für drei bis vier Jahre!“

Der glatzköpfige Detektiv nickte. „Und so etwas kommt her und will uns von Demokratie erzählen!“

Alfred Krakowiak machte eine Bewegung des Protestes. Kollege Scholz beugte sich über ihn, seine Hand schien ihn zu beruhigen. „Mach dir keine Sorgen“, tröstete er. „Du wirst wieder in Ordnung kommen. Alles wird in Ordnung kommen.“

„Sie – können – uns – nicht – zerstören ...“, murmelte Krakowiak.

„Nein – können sie auch nicht“, bekräftigte der alte Mann. „Die haben nicht das Zeug dazu. Du hast es ihnen gezeigt.“

Alfred Krakowiak wollte lachen. Aber schon der Versuch bereitete ihm Schmerzen, und so beschränkte er sich darauf, mit den Augen zu lächeln.

## FESTSTELLUNG ZUR PERSON

Zehn Studenten der Humboldt-Universität, die in Westberlin Flugblätter verteilten, auf denen die Friedenstaube Picassos zu sehen war, wurden von der Stumm-Polizei festgenommen und auf der Wache in eine schmale Zelle gepfercht. Dort mußten sie stehend die nächsten Stunden verbringen. Erst gegen Mitternacht, als die Lieder, die sie gemeinsam sangen, die Ruhe der Beamten störten, wurden sie einzeln zum Verhör gebracht, unter ihnen auch der Student der Wirtschaftswissenschaft Hans K. Er beantwortete die gestellten Fragen ohne Zögern, selbstbewußt und von der Wahrheit der Sache, die er vertrat, überzeugt.

Der Kriminalkommissar, der seine schwere, mit einem blutrot funkeln- den Ring gezierte rechte Hand auf die Schreibtischplatte gelegt hatte und genießerisch eine Zigarre rauchte, gab sich jovial und fragte lächelnd: „Sie sind wohl der Sohn besserer Eltern? Was ist Ihr Vater von Beruf?“

„Mein Vater ist gestorben. Er war Staatsanwalt . . .“

„So, so“, brummelte der Kommissar, seine Miene verschloß sich, „Staatsanwalt, bei euch drüben? – Na ja.“

„Nein . . . Er war bereits Staatsanwalt vor 1933 . . .“

„Also habe ich doch recht gehabt, als ich von einem guten Elternhaus sprach.“ Der Beamte wurde wieder etwas lebhafter.

„Verzeihung“, entgegnete der Student höflich und kalt, „mein Vater wurde von den Nazis aus dem Justizdienst entfernt.“

Der Kommissar rauchte hastiger und schwieg eine Weile. Dann sagte er leichthin: „Nun, das ist ja gleich.“ In einem Anflug von Neugierde fragte er jedoch: „Was wurde denn aus ihm?“

„Er schlug sich eben so durch . . . 1942 kam er dann wieder in den Justizdienst zurück.“

Der Kommissar lächelte wieder, als wollte er damit ausdrücken, daß er ja alles nicht so schlimm fände und daß bei etwas Glück immer ein Schlupfloch offen bliebe.

„Ja“, fuhr der Student fort, „er kam in den Justizdienst zurück, 1942. Er wurde zur Wehrmacht eingezogen und war bei einem Kriegsgericht, in Polen . . . In Radomsk . . .“

„Oho.“ Der Kommissar stäubte säuberlich die Asche von seiner Zigarre. „1942 . . . Das ist ja interessant. Sehr interessant . . .“ Er zog das Papier, auf



das er die Personalien des Studenten geschrieben hatte, näher an sich heran und tupfte sich dann mit der Linken an die Stirn. „Ja, irgendwie kommt mir Ihr Name schon bekannt vor, das stimmt. Wissen Sie, ich war ja damals auch dort... Wenn es sich um Ihren Vater handelt, kann ich es ja sagen... Menschenskind, und da lassen Sie sich hier bei uns auf solche Dinge ein... War Ihr Vater nicht so ein großer blonder Mensch? Kriegsgerichtsrat? Nun sicherlich, ich erinnere mich... Er kam morgens doch immer zu mir und gab mir die Liste mit den schweren Fällen. Wir hatten immer ein Plauderstündchen, ehe es mit der Arbeit losging... Vernehmungen, Vernehmungen... Na, Schwamm drüber. – Ja, aber dann... Sagen Sie mal, das interessiert mich sehr, woran starb denn Ihr Herr Vater? Und wo? Haben sie ihn etwa noch geschnappt? Ich meine, nach dem Kriege? Er soll ja auch 'ne Menge Sachen gedreht haben...“

Der Student war bei den Worten des Kommissars zunächst blaß geworden. Nun überflutete der Zorn sein junges Gesicht. Er stand auf. „Mein Vater war nicht Kriegsgerichtsrat, sondern einfacher Soldat, seiner Fachkenntnisse wegen in die Registratur kommandiert. Als er seinen Vorgesetzten un bequem zu werden schien, weil er zuviel wußte, da schickte man ihn an die Front. Dort wurde er schwerverwundet. 1946 starb er...“

Der Kommissar stieß, plötzlich ganz verändert, die halbaufgerauchte Zigarre in den Aschbecher. „Warum erzählen Sie mir das erst jetzt?“

„Sie haben mich danach ja nicht gefragt!“

„Aber Sie sagten doch: Kriegsgericht in Radom.“

„Ich sagte Radomsk – nichts anderes.“

„Ihr Vater war also nicht in Radom?“

„Aber nein, warum denn?“

Der Kommissar brüllte: „Sie sind wohl dabei, mich auszuhorchen? Sie Schweinehund, was bilden Sie sich ein? Wollen wohl auf den Busch klopfen, wie? Ein ganz raffinierter Bursche sind Sie!“ Er klingelte; ein Wachtmeister trat in die Tür. „Führen Sie den Mann zurück. Die haben ihn ganz gut ausgebildet, diesen Friedenskämpfer...“

Hans K., der schon an der Tür stand, drehte sich nochmals um. Er rief scharf: „Und wann werden Sie uns entlassen?“

„Morgen“, entgegnete der Kommissar gehässig, „leider schon morgen. Frühstücken können Sie dann ja bereits bei Ulbricht. Es ist ja kein weiter Weg von hier bis in Ihren Sektor...“

„Er ist weiter, viel weiter als der Weg, den Sie von Radom nach Westberlin gegangen sind“, sagte Hans K.

STUMMER ABSCHIED

*Sinnend im Abendschimmer  
Leuchtet dein Bernstein Gesicht,  
Überflutet von Licht  
Lächelt dein ernstes Zimmer.*

*Leise steigt schon die Nacht  
Aus der smaragdenen Tiefe,  
Noch eine Hieroglyphe,  
Dann ist die Arbeit vollbracht.*

*Winzige Bildzeichen weben  
Aufruhr und Kampf ins Papier.  
Nun willst du endlich zu mir,  
Ruhen und erzählen und leben.*

*Klopft es. Tjen-Tschung steht vor dir  
Unerwartet und leise:  
„Mach dich bereit für die Reise:  
Komm, mein Bruder, mit mir.*

*Schweigend müssen wir fahren,  
Heimlich ward ich gesandt.  
Komm. Es ruft dich dein Land.  
Hilf ihm die Freiheit bewahren.“*

*Wie vom betäubenden Mohn  
Sind deine Sinne erschlagen,  
Ohne ein Wort zu sagen  
Greifst du ans Telefon.*

*Dunkle klägende Flammen  
Zucken dir schräge im Blick.  
Sinkt deine Hand zurück,  
Preßt du die Lippen zusammen.*

*Vor deinem Fenster versinkt  
Farbig der Abend, der zarte,*

*Denkst, wie ich warte und warte -  
Der Telefonbörer blinkt.*

*Reglos starr wie im Tode  
Wird dein Bernstein Gesicht,  
Im verdämmernden Licht  
Gleichst du einer Pagode.*

*Kommt durch die Nacht auf mich zu  
Großes, mannhaftes Schweigen ...  
Fahr nur! - So will ich dir zeigen,  
Daß ich stark bin - wie du!*

Moskau 1938

## DER GOLDENE SCHLEIER

*Andre Frauen fordern vom Gemahl  
Glanz und Nacht und Ebre zu Geschenken,  
Stoffe, schimmernd wie ein fernes Tal,  
Lichtes Porzellan in dunklen Schränken.  
Einen Namen, klingend, hochgeehrt,  
Einen Ring, der gleißt in starrem Feuer -  
Aber ich hab stets nur eins begehrt:  
Schenke, Liebster, mir den goldnen Schleier.*

*Auf dem weisen Umweg, sanften Pfad  
Stummer und gesprochener Zärtlichkeiten  
Spinnt ein leises, unsichtbares Rad  
Funkenfäden, die ins Dunkel gleiten.  
Schön erdacht, eint jedes Liebeswort  
Herz und Geist und Phantasie zur Feier.  
Webt sein Funkengold im Blute fort  
Und bereitet still den goldnen Schleier.*

*Schön, behutsam kreist der Weg ums Ziel,  
Näher glüht das Ziel im Flammenscheine  
Meine Phantasie spürt dein Gefühl,  
Deine Phantasie spürt jäh das meine.  
Tödlich schreirrt der Glückspfeil im Genick,*

*Glut entströmt dem kreisenden Gemäuer,  
Und vor dem gebrochenen Frauenblick  
Tanzt und weht und fliegt ein goldner Schleier.*

*Deinen Namen, Liebster, brauch ich nicht,  
Meinen eignen laß ich hell erklingen.  
Strophenringe schmiedet mein Gedicht,  
Mein Gedicht fragt nicht nach deinen Ringen.  
Gerne taucht mein Tag in Schönheit ein,  
Ehre, Ruhm sind mir erwünscht und teuer,  
Doch verdanken will ich sie allein  
Meiner Kraft – und dir den goldnen Schleier.*

*Dennoch, sieh: der Schleier übersprüht  
Jedes Lebensreich mit Licht und Farben.  
Dennoch: dir verdank ich Lied um Lied,  
Dir der Arbeitsernte reifste Garben.  
Endlich komm zurück! Es hält mein Mut  
Noch die Hoffnung fest mit wunden Händen.  
Erst in deiner Gabe goldner Glut  
Kann sich meines Lebens Wert vollenden.*

Moskau 1943

## GRIMMIGER LEBENSBERICHT

*Die Mutter war ein unscheinbares Wesen,  
Umgänzt von jähem Zauber, wenn sie sprach.  
Der Vater sann: Profit! und ächzte: Spesen!  
Und rechnete im Traum den Zinsfuß nach.  
Nach allseits üblichem Geschäftsgebaren  
Beschloß man, Nachtigall und Fuchs zu paaren.  
So hat in einer freudelosen Nacht  
Die Ehepflicht zustande mich gebracht  
Als durchaus legitim gezeugten Bastard.*

*Geboren auf Europas Hintertreppen,  
Geneigt zu Pathos und Verstiegtheit,  
Bereit, des Denkens schwerste Last zu schleppen,  
Und unter dieser Last noch sprungbereit,*



Wuchs ich heran als Kind des Pulverfasses,  
Vom Zündstoff voll der Liebe und des Hasses.  
Die Judengasse ist mein Ahnenschloß,  
Mein Vaterland ein bunter Völkertroß,  
Der rastlos wilde Eigensinn mein Erbe.

Ich fiel herein ins zwanzigste Jahrhundert,  
Ins Gaszeitalter, Bombensäkulum.  
Das Leben hat, verdummt, den Mord bewundert,  
Der Schönheit feinste Stimmen wurden stumm.  
Ein Heer von Opfern wandert um die Erde  
Mit halb verschreckt, halb wütender Gebärde.  
Und was mir Geist und Glut an Träumen gab,  
Es prallt mit wundgestoßenen Flügeln ab,  
An der beschmutzten Wand der Weltgeschichte.

Und doch – nicht lauter Grausen war mein Leben.  
In meinem Leben blinkt ein Splitter Glück.  
Und durch die finstre Jagd der Jahre schweben  
Zwölf Wochen – Ewigkeit und Augenblick.  
Ein Sohn der Ferne reichte mir die Hände,  
Schuf mir das Bild der schönsten Zeitenwende.  
Ans Ziel kam endlich Körper, Herz und Hirn.  
Zwölf Wochen – Mund an Mund und Stirn an Stirn  
Sah ich im Splitter Glück die Zukunft weben.

Mir blieb sein Bild und farbenreich entzündet  
Zugleich das Bild der völkerbunten Welt,  
Und jede Zeile läuft, daß sie ihn findet,  
Vertraut, daß sie ein Stückchen Nacht erbellt.  
Mein Schicksal herrscht mich an: „Halt endlich stille!“  
– Laß sehn, was stärker ist: Zwang oder Wille?  
Dein blindes Toben, meine Menschenkraft?  
Prall ab an meiner harten Nonnenschaft  
Der Armut, Keuschheit und des Ungehorsams.

Mit wunden, dennoch federnd raschen Sohlen  
Jag ich durch Dunst und Lärm, durch Sturm und Dreck,  
Nichts hab ich noch und will mir alles holen.  
Beschwingten Sprunges – komm ich nicht vom Fleck.  
Schon ist die halbe Lebenszeit vergangen,

*Und immer heißt es: Jetzt wird angefangen.  
Es pocht das Herz mit zitternder Gewalt –  
Brich oder bleibe ganz! Ich mach nicht halt  
Im großen Amoklauf nach Recht und Freude.*

Paris 1947

## LIEBESGEDICHT AN EINEN ALTEN MANN

*Entschieden ist der Kampf, doch nicht beendet.  
Jahrzehntelang bin ich getrennt von dir.  
Mein Lebenszeiger, der sich nachtwärts wendet,  
Er leuchtet auf und zeigt dein Antlitz mir.  
Dein schmales Antlitz seh ich vor mir schweben,  
Die Schönheit ist zerstört und doch verklärt.  
Die Falten haben, die es dicht durchweben,  
Den Schimmer höchster Menschlichkeit vermehrt.  
Dein Kampf geht fern von mir und tief verborgen,  
Mir strahlt sein Ziel, der Weg ist unbekannt.  
Und meine flinken, kleinen, grauen Sorgen,  
Sie huschen kläglich bin an seinem Rand:*

*„Hast du auch milden Tee, dich zu erfrischen,  
Und morgens Reisschleim, der den Magen heilt?  
Wird dir auf ungedeckten Zufallstischen  
Auch manchmal etwas Gutes zugeteilt,  
Gebackne Stückchen Fisch mit Bambussprossen  
Und Rindfleisch, kantonesisch wohlgewürzt?  
Und schadet es dir nicht, wenn du verdrossen  
Vor Eile rasch dein Mahl herunterstürzt?  
Was tust du dann, wenn dich die Knochen schmerzen,  
Wenn immer steifer sich dein Schritt bewegt  
Und wenn in deinem geistesstarken Herzen  
Sich endlich doch die Körperschwäche regt?“*

*Der herbe Herbstwind hat mir zugetrieben  
Ein Maulbeerblatt, aus dünnem Gold geprägt.  
Du hast mir keine Botschaft draufgeschrieben,  
Doch weiß ich, daß es deine Botschaft trägt.  
Vor meine müden Augen dicht gehalten,*

*Durchscheinend zeigt es mir den Zeitenlauf,  
Vergrämter Völker stürmende Gestalten,  
Ihr Gram zerbricht, ihr Lächeln leuchtet auf.  
Von Angst und Blut befreites Weltgetriebe,  
Vom Kinderblick der Zukunft überstrahlt ...  
Das Opfer unsrer hartgeprüften Liebe  
Wird tausendfach den Kommenden bezahlt.*

Nanking 1955

*Man muß nicht immer alles laut sagen. Die Ruhe, die Stille, das Flüstern haben ihre beschwörende Stimme, ihre Pathetik, und nicht nur Sturm und Erdbeben können die Welt erschüttern, sondern auch ein kleines Lied, ein leises Wort. Die Welt hört nicht nur auf Lautsprecher, die Wahrheit kommt mitunter sanft, auf Taubenfüßen.*

Johannes R. Becher

## ERSTE VERSUCHE

---

„Bitterfeld“ symbolisiert die Bemühungen, neue Kräfte für unsere Kunst zu gewinnen. Schon sind Bücher und Hefte mit Skizzen und Erzählungen, ja mit Romanentwürfen erschienen, die von Menschen verfaßt wurden, deren Versuche erst durch die Bitterfelder Konferenz ins Licht gerückt sind. Viele von ihnen haben schon früher zu schreiben versucht, manche dagegen mögen das Schreiben als eine Verpflichtung empfinden, die sie zur Ehre ihrer Klasse erfüllen wollen wie andere Pflichten auch.

Wo Pflichtbewußtsein und Neigung zusammenwirken, befriedigen die Versuche ästhetische Ansprüche, da wächst unserer Literatur neue Kraft zu. In den Bänden „Ich schreibe“ (Gemeinschaftsarbeit des Verlags Tribüne, Berlin, und des Mitteldeutschen Verlags, Halle 1960) und „Arbeiter greifen zur Feder“ (Kulturredaktion der „Märkischen Volksstimme“, Potsdam 1960) sind nicht wenig Seiten zu finden, die man mit Respekt und Genuß liest. Man merkt sich Namen, man ist sicher, von manchen Verfassern in ein, zwei Jahren größere Arbeiten von Bedeutung zu sehen.

Der Sinn der in Bitterfeld angeregten Entwicklung ist jedoch umfassender, er weist auf eine lange Zeit hin. Der Aufruf an die arbeitenden Menschen, ihre Verantwortung für die Kultur zu erkennen und sich zur Kunst in ein produktives Verhältnis zu setzen, kann seine Wirkung nicht in statistisch erfaßbaren Tagesaktionen finden. Im Laufe von Jahren werden sich Kräfte bilden, die der Kunst – der Literatur nicht zuletzt – notwendig sind.

Da aber die Literatur von heute unsere Sache ist, werden wir regelmäßig erste Versuche abdrucken, die nach unserer Ansicht allgemeines Interesse verdienen.

E. St.

Ignaz Weirich

### BRIEF AN MEINEN KUMPEL

Ich habe zur Feder gegriffen, denn wenn man über ein halbes Jahrhundert alt geworden ist, reift die Ernte der menschlichen Gedanken. Seit Jahren quäle ich mich ab, diesen Gedanken mit Worten die richtige Form zu geben. Kumpel, es ist verflixt schwer, aber das wirst Du noch selbst feststellen. Heute studiere ich im Institut für Literatur, und Du hast ein Recht zu



wissen, wie ich dazu kam. Mein Leben ist anders verlaufen als deins, denn es existiert nichts zweimal auf der Welt, und weil Du mich nicht kennst, will ich Dir von mir erzählen.

Im Hunsrück, hoch oben, wo die Steine wachsen, wo das Röhren des Hirsches bis in die Stube dringt, steht mein Elternhaus. Komm mit, ich will Dir die Stube zeigen, denn sie ist das Abbild der Menschen, die darin wohnen. Gleich neben der Tür hängt an der weißgekalkten Wand ein kleiner Behälter mit Weihwasser. Beim Verlassen oder Betreten des Hauses tauchten wir den Mittelfinger der rechten Hand hinein und bekreuzigten uns. Meine Mutter sorgte dafür, daß der Behälter nie trocken wurde. Über dem Tisch siehst Du ein großes Bild der Heiligen Familie. Wenn wir die Rückwand des Bildes abnähmen, könntest Du auf der Innenseite lesen, daß wir laut Bescheinigung des Heiligen Vaters in den Himmel kommen. Dieser päpstliche Ablass hat meine Mutter viel Geld gekostet. Es war die Zeit, in der es nur Brotsuppen und trockene Kartoffeln zu essen gab. An der andern Wand hängt das Bild der Muttergottes. Das pausbäckige Jesuskind auf ihrem Arm hält die Weltkugel mit einem Kreuz auf dem Nordpol in den Händen. In der Ecke neben dem bleiverglasten niedrigen Fenster hängt der liebe Gott, an sein Kreuz genagelt. Diesem Herrgottswinkel verdanke ich die Hornhaut auf meinen Knien, und dem Haselnußstock, der auf zwei Haken an dem Querbalken liegt, die Striemen, die oft auf meinem Rücken brannten. Auf dem Bord über der Stubentür liegen sechs Gebetbücher. Einige davon sind sehr verbraucht und unansehnlich, aber eins ist noch wie neu, das gehört meinem Vater. Daneben liegen noch andere Bücher: das Leben der Heiligen, die Bibel, der katholische Katechismus und ein alter Sankt-Michaels-Kalender. Außer Tisch und Stühlen steht noch eine Kommode in der Ecke, darüber ein Bibelspruch und eine alte Wanduhr mit weitausholendem Pendel. Als sie eines Tages stehenblieb, zwang sie mein Vater, ohne Rücksicht auf ihr Alter, weiterzugehen, indem er einen Stein als zusätzliches Gewicht an die Kette gebunden hat. Seitdem hinkt sie.

Das, Kumpel, war unsere Stube. Mein Vater war Holzfäller, und wenn ich heute an ihn denke, vergleiche ich sein Äußeres mit Maxim Gorki. Wenn er im Winter spätabends aus dem Wald kam, hingen Eiszapfen an seinem Schnurrbart. Er mußte sich bücken, wenn er zur Tür hereinkam, und bei seinem Gang durch die Stube klirrte das Geschirr auf dem Tisch. Er brachte den Geruch des Waldes mit in die Stube, und wenn seine geflickten Lumpen am Ofen trockneten, roch es nach Harz und nach feuchtem, verfaultem Laub. Aber es war nicht allein der Türbalken, der meinem Vater das Kreuz krümmte. Wenn wir abends die Kartoffeln gegessen hatten, saß er am Tisch und schrieb Zahlen in ein Notizbuch. Damit seine großen Hände den Bleistiftstummel besser halten konnten, hatte er ihn mit einem Stück

Holunderbusch verlängert. Soviel er auch schuftete und rechnete, es reichte nie. Im Sommer arbeitete mein Vater als Tagelöhner beim Bauer. Am Waldrand, weit vom Dorf entfernt, hatten wir auch einen Acker, aber die hohen Fichten nahmen ihm die Sonne. Im Frühjahr, wenn der Schnee schmolz, schwemmte das Wasser die kümmerliche Saat ins Tal, unzählige Steine zurücklassend. Mein Vater plagte sich sein Leben lang mit dem Acker. Er kämpfte mit den Steinen, sammelte sie und trug sie an den Wegrand. Aber Pflug und Spaten brachten immer neue Steine zutage, und sie schienen sich ständig zu vermehren. Eines Tages wollte mein Vater den Acker verkaufen. Niemand wollte ihn.

Meine Mutter war Nonne im Kloster der Benediktinerinnen, aber kurz bevor sie die ewigen Gelübde ablegen sollte, holte sie ihr Vater wieder aus dem Kloster und zwang sie, meinen Vater, der als Knecht ins Dorf gekommen war, zu heiraten. Meine Mutter nannte man, solange sie lebte, „die Nonne“.

Wenn meine Mutter auf unserem Acker arbeitete, nahm sie mich mit, und als ich drei oder vier Wochen alt war, wäre ich dort bald gestorben. Sie hatte mich, wie immer, an den Wegrand neben die Steine gelegt. Weil ich sowieso immer schrie, ließ sie sich bei ihrer Arbeit nicht stören. Als ich dann still wurde, stellte sie nachher mit Schrecken fest, daß die Ameisen über mich hergefallen waren und daß ich schon halbtot war. Daraufhin borgte ihr die Nachbarin ihren Kinderwagen mit hohen Rädern und großem Verdeck. Meine Mutter hängte einen alten Rock über das Verdeck, als Schutz gegen Wind und Kälte, und schob den Wagen unter die Fichten. Während sie am andern Ende des Ackers arbeitete, stahlen mich die Zigeuner. Meine Mutter ist mit dem leeren Wagen nach Hause gefahren und hatte nicht hineingeschaut, weil sie annahm, ich schlief. Sie ist dann in wenigen Tagen grau und halb wahnsinnig geworden. Sie rannte in den Wald und wieder zurück ins Dorf, schrie um Hilfe, aber die Leute wichen ihr aus und gingen in ihre Häuser. Spätabends klopfte sie noch an die erleuchteten Fenster. Die Leute schlossen die Fensterläden, bekreuzigten sich und sagten: „Den Sohn der Nonne hat der Teufel geholt. Es ist eine Strafe Gottes.“

Ich war drei Wochen bei den Zigeunern, und sie hatten mich bis weit in die Pfalz geschleppt, als mich die Polizei fand. Die junge Zigeunerin, die mich in ihrem Brusttuch bettelnd von Haus zu Haus schleppte, hatte keine Kinder, mußte aber ihren Mann und ihre alten Eltern ernähren. Ohne Kind bringt die Bettelei nicht viel ein, aber als sie mich im Brusttuch hatte, lebten sie alle gut. Wenn ich einmal nicht schrie, kniff und zwickte mich die Zigeunerin, und die Leute gaben ihr aus Mitleid. So mußte ich schon als Säugling auf schmerzliche Art eine Familie ernähren. Aber es wurde fest-

gestellt, daß sie mich trotz alledem gut gepflegt hatte. Die Zigeunerin wurde vorerst ins Spritzenhaus gesperrt, und als man sie am anderen Morgen herausholen wollte, hatte sie sich mit einem Küchenmesser die Pulsader durchschnitten. Bevor ich wieder in unser Haus gebracht wurde, ließ meine Mutter die Türschwelle mit Weihwasser besprengen, damit sich kein böser Geist mit ins Haus schliche, denn ich war doch bei den Heiden gewesen.

Mein Vater kümmerte sich nicht um mich, und ich stand nur unter dem Einfluß meiner Mutter. Betend stand ich auf und betend ging ich zu Bett. Bei allem, was ich tat, sollte ich an Gott denken. Sie lehrte mich, daß ständig ein Engel Gottes neben mir steht und all mein Tun beobachtet. Daß Gott selbst alles sieht und hört, selbst meine Gedanken, ganz gleich, wo ich mich befinde. Beim geringsten Vergehen mußte ich im Herrgottswinkel knien und Gott um Vergebung bitten. Wenn ich etwas arbeiten mußte, betete ich, damit meine Gedanken immer auf Gott gerichtet blieben, denn alles mußte Gott zu Ehren geschehen. Mit der Zeit brachte mich die Allgegenwart Gottes zur Verzweiflung, und die Angst vor einer etwaigen Strafe Gottes machte mich krank. Ich kroch in dunkle Ecken, weil ich endlich einmal allein sein wollte, dann lief ich in den Wald, wollte dort hineingehen, wo der Himmel zur Erde herabkommt. Irgendwo hoffte ich dann eine Tür zu finden, um in den Himmel hineinzugehen. Ich wollte Gott sehen. Immer weiter ging ich in den Wald, und als es dunkel wurde, fand ich nicht mehr zurück. Ich heulte und schrie, und als ich vor Angst nicht mehr weiterkonnte, setzte ich mich an den Stamm einer dicken Fichte, um zu sterben. Plötzlich hörte ich die mächtige Stimme meines Vaters durch den Wald schallen. Dann sah ich Lichter und hörte Rufe aus verschiedenen Richtungen. Als ich wieder die Stimme meines Vaters vernahm, schrie ich ebenfalls aus Leibeskräften und lief draufzu. Mein Vater nahm mich bei der Hand und sagte zunächst nichts. Zu Hause nahm er den Stock und prügelte mich halbtot. Die Mutter kam dazwischen, ich wurde hin und her gezerrt, aber mein Vater warf sie mit einer Armbewegung gegen die Wand. Einen einzigen schmerzhaften Schrei stieß meine Mutter aus, dann war sie still und ließ meinen Vater gewähren. Seit dieser Nacht hatte meine Mutter eine verkrüppelte Hand.

Schon vor der Zeit mußte ich Messediener werden und lernte die lateinischen Gebete, ohne ihren Sinn zu verstehen. Manchmal sah ich Gespenster, und von mystischen Träumen geplagt, schrie ich nachts im Bett, sprang auf, kniete mich hin und betete. Dann besprengte mich meine Mutter mit Weihwasser und schickte ein Dankgebet zu Gott, denn sie war nun der Meinung, ich sei begnadet und Gott habe mich für eine besondere Aufgabe ausersehen. Als ich aus der Schule kam, brachte sie mich nach Trier zu einem hohen Domherrn. Nachdem sie ihm erzählt hatte, daß ich bereits ein kleiner Heiliger sei, mußte ich dort bleiben.

Trotz seiner Rauheit war mein Vater machtlos. Heute weiß ich, daß er von der Religion nichts hielt, aber nicht den Mut hatte, dagegen anzugehen.

Meine neue Behausung war ein kleines Zimmerchen wie eine Klosterzelle, mit Bett, Tisch, Schemel, Weihwasser und Kruzifix. Ich diente dem Prälaten bei der Messe und sang im Domchor mit heller Stimme das Credo und das Agnus Dei. Weil ich einmal Priester werden sollte, wurde ich hauptsächlich im Dom und in der Küsterei beschäftigt. Ich lernte das Ritual, und bald glich ein Tag dem andern wie die kupfernen Pfennige, die meine Mutter heimlich sammelte, um sie, wenn es drei Mark waren, dem Pfarrer zu bringen für eine Messe. Wenn ich aus meinem Zellenfenster schaute, sah ich eine hohe Mauer und ein Stückchen Himmel. Es gab keine Freude für mich, weder zu Hause noch hier in der Zelle. Hier wiederholte sich das, was ich schon gelernt hatte, beten und wenig Essen. Statt nach Weihrauch und Kerzenduft sehnte ich mich nach dem Geruch, den mein Vater mit aus dem Wald brachte. Ich bekam großes Heimweh und heulte nächtelang. Trotzdem hielt ich einige Monate aus. Wenn ich ab und zu mit dem alten Hausdiener in die Stadt gehen durfte, um Besorgungen zu machen, sah ich ein Stück Welt, das ich bis dahin nicht kannte. Der natürliche Drang nach Leben und Freiheit veranlaßte mich, auch heimlich in die Stadt zu gehen. Als diese Schandtat ruchbar wurde, mußte ich eine Woche lang abends vor dem gedeckten Tisch knien, eine Viertelstunde beten und dann, ohne zu essen, ins Bett gehen. Man wollte mich lehren, der Lust und der Welt zu entsagen, den Körper zu kasteien und das sündige Fleisch durch Fasten abzutöten. Nächtelang heulte ich in meiner Zelle, und an mein Bett trat der Versucher. Er zeigte mir die herrlichsten Bilder von der Welt, und ich war bereit, sie anzuschauen. Sündige Fleischeslust ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Ich stand auf, und der Versucher führte mich auf leisen Sohlen durch das schlafende Haus in die Küche und in die Speisekammer. Ich biß in die Würste, schnitt vom Schinken und schlang wie ein hungriger Wolf. „Lieber Gott“, betete ich mit vollen Backen, „blicke hinweg. Ich weiß, es ist Sünde, was ich tue, aber nur dieses eine Mal laß mich gewähren. Hier ist ja so viel, und ich habe doch solchen Hunger...“ Schnell schnitt ich noch eine Scheibe vom Schinken und eilte in meine Zelle. Aus Trotz ging ich am andern Tag in die Stadt und kehrte nicht zurück. Wieder wollte ich sterben, aber wie sollte ich das zuwege bringen?

Nach drei Tagen fand mich ein Friedhofsgärtner halbverhungert vor der Mathias-Basilika im Westen der Stadt. Er nahm mich mit, pflegte und fütterte mich, und ich arbeitete bei ihm im Garten. Aus Angst, man könnte mich wieder zurückholen, wurde ich zum Lügner, und ich erzählte, ich hätte keine Eltern mehr. Dem Gesellen, mit dem ich zusammen in einem Bett schlafen mußte, erzählte ich die Wahrheit. Er war ein guter Mensch, war viel herumgekommen, und er erzählte mir von der Welt und den Menschen.



Er klärte mich in vielen Dingen auf, und ich bekam große Sehnsucht nach fernem, mir unbegreiflichen Dingen.

Aber es dauerte nur wenige Wochen, und meine Mutter holte mich wieder nach Hause. In der folgenden Zeit krachte die Faust meines Vaters öfter auf den Tisch, und er setzte seinen Willen durch. Er gab mir eine Axt, und ich mußte mit in den Wald. Die Axt war zu schwer, und er ging zum Dorfschmied und ließ mir eine leichtere machen. Meine Hände bluteten, und die Holzfäller lehrten mich, wie man das macht, um harte Hände zu bekommen. Trotzdem war ich zu schwach für diese Arbeit, und meine Eltern zankten sich täglich um mich. Öfter als sonst ging mein Vater in die Schenke. Meine Mutter nahm von dem wenigen Geld, das noch übrigblieb, und brachte es dem Pfarrer, bestellte Messen und kaufte Kerzen. Jeder suchte an der Stelle Trost, die ihm die richtige schien. Ich hatte von der Mutter das Beten gelernt, nun lernte ich vom Vater das Fluchen. Ich stand zwischen Himmel und Hölle, und mein Leben war das Fegefeuer.

Kurz entschlossen fälschte ich meine Quittungskarte, indem ich mich zwei Jahre älter machte, packte mein Bündel und fuhr ins Saarland. Dort lernte ich das wirkliche Leben kennen. Da half kein Beten und kein Weihrauch. Am Bau einer Zementfabrik fand ich Arbeit, gleichzeitig mit Unterkunft in einem Barackenlager. Es war eine Sklavenarbeit, und die Firma zahlte schlecht. Zu allem Unglück regnete es wochenlang Tag und Nacht. Meine Sachen trockneten nicht mehr, und ich mußte sie wieder naß anziehen, aber ich hielt durch. Ich verdiente französisches Geld. Zu hungern brauchte ich nicht mehr, und weil ich stark werden wollte, dachte ich zunächst nur ans Essen. Aber die Ratten und Mäuse krochen in die Spinde und fraßen unser Brot. Sie wurden zur Plage, ebenso wie die Läuse und Flöhe, und niemand von der Baugesellschaft kümmerte sich darum. Wir kamen auf die Idee, das Brot mit Schnur an die Querbalken der Baracke zu binden. Es ging eine Weile gut, und als die Ratten die Schnur durchnagten, nahmen wir Draht.

So hauste ich nun zwischen Italienern, wovon sich manche am Zahltag die Köpfe blutig schlugen und mit Messern stachen, Zuchthäuslern, die sich oft sogar noch ihrer begangenen Untaten brüsteten, ehemaligen Fremdenlegionären, Gaunern und Ganoven vieler Nationen. Sie bestahlen sich gegenseitig und verschwanden wieder. Es war ein ständiges Kommen und Gehen, aber ich blieb. Für mich gab es kein Zurück mehr.

Siehst Du, Kumpel, das war mein erster Lebensabschnitt, und der ist doch oft entscheidend für das ganze Leben. Nun willst Du wissen, wie es weitergeht, aber das ist ein Roman, den ich Dir später im einzelnen erzählen werde. Nur soviel noch: Ich war Hafenarbeiter in Duisburg und Hamburg, Schiffsheizer zwischen Basel und Rotterdam, Landarbeiter in Pommern und Hochofenarbeiter im Ruhrgebiet. Zwischendurch war ich Ausrufer auf dem Mün-

chener Oktoberfest und Straßenkehrer in Stralsund. Ich war Küster im Kloster der Benediktinerinnen in Maria Laach und Hoteldiener in Wiesbaden. Ruhelos, ein ständiges Auf und Ab, zog ich umher, und niemand zeigte mir den richtigen Weg. Im Bett der Millionärin fühlte ich mich genauso unglücklich wie bei der Zigeunerin unter dem Busch.

In der Erinnerung ziehen fünfzig Jahre meines Lebens an mir vorüber, und ich betrachte sie, wie man nach der Ernte eine Handvoll Körner betrachtet, um ihre Qualität festzustellen. Schlecht ist die Ernte, und ich bin ehrlich genug, das einzugestehen. Jedoch ist es nicht allein meine Schuld. Oft hatte ich mir ein gutes Ziel gesteckt, aber dann war es so, als hätten sich mir alle unguten Kräfte der Vergangenheit quer in den Weg gestellt. Heute weiß ich, daß Glück so eng mit Geschicklichkeit verbunden ist, wie Unglück mit Ungeschick, aber das Leben trübt oft die Augen der Menschen mit falschen Träumereien.

Kumpel, Du kannst Dir vorstellen, daß ich die meiste Zeit meines Lebens den religiösen Ballast mit mir herumschleppen mußte. Die Angst vor dem Tode und der nachfolgenden ewigen Verdammnis hielten mich wie einen Sklaven an der Kette. Es war die Einwirkung der Religion, die den Tod so sehr in den Bereich des Ungeheuerlichen rückt, um aus dieser Einwirkung einen Teil ihrer Autorität zu gewinnen.

Dank der Lehre von Marx und Engels bin ich diesen Ballast heute los. Glaube mir, Kumpel, auch das war für mich nicht leicht. Mich können heute keine paradiesischen Gärten mehr locken, da sie so weit entfernt sind von der Wirklichkeit und von den schaffenden Menschen, die ich verstehe und die auch mich verstehen. Nach der Spaltung Deutschlands blieb ich bewußt auf der richtigen Seite. Ich habe es nicht bereut, denn das Glück ist dort, wo die Zukunft reift. Schon vor Jahren griff ich an langen Abenden zur Feder, um mir die Einsamkeit zu vertreiben. Es gelang, aber die Beschäftigung, die ich mir ausgesucht hatte, wurde zur schweren Arbeit. Das Geschriebene wurde nie so gut, wie ich es eigentlich haben wollte. Auch heute ist es noch so. Als ich einige hundert Seiten geschrieben hatte, fand ich Hilfe in der Arbeitsgemeinschaft junger Autoren. Nach einiger Zeit konnte ich überhaupt nicht mehr schreiben, tat alles bisher Geschriebene beiseite und fing wieder von vorne an. Meine Ausdauer hat sich gelohnt. Nein, ich kann auch jetzt noch nicht schreiben, wie ich es gerne möchte, aber heute, wo ich jeden Morgen meine Haare zähle, ob mir in der Nacht keins verlorengegangen, wo die Zeit gekommen ist, in der ich den Zahnschmerz bald überwunden habe, hat mir unser Staat noch die Möglichkeit gegeben, zu studieren. Ich bin froh und dankbar für die Hilfe und das Vertrauen, das mir unser Staat schenkt, denn ich habe noch eine Zukunft, und wer eine Zukunft hat, ist jung. Man mußte erst anfangen zu leben.

SONETT AN MEINE BRIGADE

*Wie hab ich oftmals mich gequält, zu dichten  
vom Rosensterben und von Nachtsviolen,  
von leerem Traum, der mich ums Glück bestohlen,  
und wie man lernt, auf Traum und Glück verzichten.*

*Bis ich mit euch die mühevollen Pflichten  
geteilt und bis ihr ernst und unverhohlen  
nach eurem Traum zu forschen mir befohlen  
und eurem Glück ein Bildnis zu errichten.*

*Nun müß' ich wieder mich um Wort und Zeile  
und grüble lang, verändere und feile,  
doch mach ich meinem Dichten dies zur Pflicht:*

*Ihr sollt mit meinem Wort das Glück benennen,  
in meinen Bildern euren Traum erkennen –  
denn eurer Kraft verdank ich mein Gedicht.*

## BESUCH AUS AMERIKA

Aus dem Roman „Anfrage“

*Wir haben uns für den Abdruck dieses Auszuges aus folgendem Grunde entschieden: Zum einen gelingt dem Autor in ihm eine Kritik westdeutscher Zustände, die in ihrer Schärfe und Aktualität wesentlich weitergeht als alle uns bekannten vergleichbaren literarischen Äußerungen aus der Bundesrepublik. Darüber hinaus kann der Abschnitt als repräsentative Stilprobe gelten. Zum anderen jedoch werden gerade hierin – nämlich in der Wahl des Gesprächspartners des Assistenten Köhler, der Hauptfigur des Buches – die grundsätzlichen Schwächen bürgerlich-antifaschistischer Kritik deutlich. In der Absicht, objektiv zu bleiben, läßt Geißler sich dazu verleiten, seinem kritischen Sprecher Köhler, der auf der Suche nach den Schuldigen an einem Naziverbrechen ist, als Kontrabenten ausgerechnet ein mittelbares Opfer dieses Verbrechens beizugeben. Der jüdische Emigrant Weismantel, der zu Besuch in Westdeutschland weilt, begegnet den leidenschaftlichen Ausbrüchen Köhlers mit dem Rat, zu vergessen, maßzubalten mit dem Gebrauch des Wortes Schuld, nicht zu hassen, auch wenn Haß am Platze wäre, und angesichts der faschistischen Restauration Geduld zu üben. Leicht könnte Geißler geschehen, was er sicher nicht will: daß seinem kritischen Drängen mit dem Hinweis auf den Roman „Anfrage“ begegnet wird, die Juden selbst seien ja für Schluß der Debatte über den Faschismus.*

*Eine Besprechung des Romans bringen wir auf Seite 111.*

Der Mann aus Amerika war locker, heiter und flink wie ein Strolch aus Palermo, klug und grau wie ein Zauberer aus Bagdad und aufmerksam wie ein alter Mann aus Jerusalem. Er klopfte, öffnete, blieb in der Tür stehen und hob zum Gruß beide Arme. Dann kam er auf Köhler zu wie auf einen Freund, und alles, was er war, brachte er mit: einen weichen Hut, der aussah, als sei er schon sehr oft davongeflogen; einen groben, aschweißen Lippenbart; eine khakifarbene Segeltuchtasche aus dem 2. Weltkrieg; Hände, die sich beim Sprechen gewandt und exakt regten wie die Zunge und wie das Hirn; viel Geld; viele Zigaretten; und Augen. Überhaupt: der Mann brachte einen Kopf ins Zimmer. Zwar saß dieser Kopf auf einem schwäch-



tigen Leib, die Beine mochten sehr dünn und sehr weiß sein – nun gut, was andere in den Beinen haben, das saß ihm im Kopf: Training, Vergnügen und Tempo.

Was für ein Mann war das also, der jetzt mit Klaus Köhler zusammen die erste Zigarette rauchte, der Sekretärin für den Kaffee dankte und sie ganz ohne Umstände und ohne eine Spur von Frivolität oder Ironie „Gnädigste“ nannte, der ans Fenster trat und die Sonne laut lobte und der vor allem ein Deutsch sprach, so bunt und so gescheit wie sonst nur Leute in den Cafés von Wien und Paris.

Laut Paß war er siebenundfünfzig Jahre alt, in den Staaten geboren. Er hatte Jura, Griechisch und die Geschichte der europäischen Literatur studiert, war nach seiner Ausbildung als junger Anwalt in seinem Heimatstaat so lange tätig gewesen, bis die Verlobung gelöst wurde und er klugerweise die Stadt, in welcher das Mädchen lebte, verließ. Ein paar tausend Kilometer weiter im Westen, in der Sonne der pazifischen Küste, hatte er kurze Zeit später das erste Drehbuch verfaßt und verkauft, hatte diesen Handel weiter ausgebaut, hatte schließlich aus eigener Produktion Stücke auch an namhafte Bühnen vertrieben und wurde vierzig. Er bekam einen Preis, schrieb weiter und hatte bald darauf so viel Geld, daß er es sich gestatten konnte, von nun an in seiner Freizeit als Lehrer an einer der großen Universitäten des Landes Unterricht zu erteilen, in Literaturgeschichte. Darüber hinaus arbeitete er weiter, schrieb mit Erfolg hier und da auch ein Buch und reiste jedes Jahr einmal nach Europa, am liebsten nach . . . Portugal, Spanien, Frankreich, Deutschland, Italien, Griechenland – es war ihm nicht möglich zu sagen, wohin am liebsten! Er liebte Menschen, das war es, und er behauptete, die fände man auch in Deutschland. Er war nicht verheiratet, hatte auch keine Kinder, so ein Mann also.

Daß er erst heute zum erstenmal dieses Haus betrat, den Grund hierfür hatte seine alte Mutter gegeben, die die Adresse des Hauses längst vergessen, aber endlich doch in alten Briefen wiederentdeckt hatte. Mr. Weismantel war also losgefahren, hatte den Flug von Genf nach Athen unterbrochen, hatte Köhler begrüßt wie einen Freund und war mit ihm schon eine Weile durchs Haus gelaufen. Sie waren auch oben in der Bibliothek gewesen, aber Steinhoff hatte, ohne Absicht, deutlicher seine Unlust gezeigt, als anständig ist. Er hatte in einem unverschämt häßlichen Amerikanisch gefragt: how do you feel in Germany, nice country, eh?, hatte mit einer nachlässigen Bewegung des Kopfes so etwas wie einen Gruß von sich gegeben, was ausgesehen hatte, als habe er seinen aufgestreckten Daumen nach unten gekehrt, und war gegangen, to wash my hands, so sorry; er hatte übel vor sich hingelacht und war nicht wiedergekommen. Er konnte Amerikaner nicht ausstehen. Das konnte Mr. Weismantel nicht wissen und fragte: „Was ist das

für ein seltsamer junger Mensch? Er lachte wie ein, wie sagt man das, wie ein Vogel? Ist er krank?“

„Er hat ein Bein verloren, im Krieg, als er siebzehn war.“

„Armer Kerl! Skata, sagt man in Athen, skatal!“ sagte Mr. Weismantel betrübt; er trat hinaus auf den Korridor; es sah aus, als suche er Steinhoff; dann ging er langsam zurück zur Treppe, wie es schien für Sekunden noch mit irgendeinem Gedanken beschäftigt.

Bei dieser Gelegenheit war es, daß Klaus Köhler diesen Mann zum erstenmal von hinten sah; er sah eine schmale, traurige Gestalt; und plötzlich hatte er die Vorstellung, es ließe sich leicht auf diesen Mann schießen, von hinten, auf leeren Korridoren, nur zum Vergnügen.

Sie gingen zusammen hinunter vor die großen Spiegel. Köhler dachte an Anton Mollwitz. Mr. Weismantel blieb draußen in der Sonne stehen und sah in den Garten hinab.

„Sagen Sie, gibt es hier noch einen Mr. Mollwitz?“

„Den Gärtner?“

„Kennen Sie ihn?“

„Er ist verunglückt. Vor ein paar Wochen.“

„Tot?“

„Autounfall, ja.“

„Mein Gott, was ist das! Ich liebe das nicht: der eine lacht wie ein Vogel vor Verzweiflung, der andere wird von einem Auto überfahren.“

„Auch aus Verzweiflung.“

„Wie?“ Mr. Weismantel stutzte. „Was haben Sie gesagt?“ Er kam auf Köhler zu. „Warum sehen Sie plötzlich aus wie ein Polizist, so traurig, wie?“

„Ich möchte mit Ihnen reden, aber in Ruhe, und nur, wenn Sie die Zeit haben.“

Mr. Weismantel trat dicht vor ihn hin, stellte sich wie ein Junge auf die Zehenspitzen und sah ihn an. „Gut“, sagte er dann, „eine Zigarette? Bitte. – Und jetzt werde ich etwas sagen: ich habe Zeit, viel Zeit!, wenn wir zuerst dahin gehen, wo die Sonne scheint und wo es gutes Essen gibt. Finden Sie so etwas, gehen wir, halt – meine Tasche, mein Hut!“

Als sie gegessen hatten, schlenderten sie ein paar Häuser weiter und tranken starken Kaffee auf offener Straße an einem weißen zierlichen Tisch, auf Stühlen, die mit buntem Stoff bespannt waren, so wie die zierlichen, schlanken Mädchen, die mit kleinen Hunden oder bärtigen Freunden durch den Sonnenschein liefen wie durch Rampenlicht. Mr. Weismantel hockte auf seinem Stühlchen, drehte und wendete den Hals und wippte mit den Augen von Anblick zu Anblick, wie es die Gewohnheit bestimmter Vögel ist, die, auf einem äußerst dünnen Zweig balancierend, ein Stück Wiese im Auge behalten, dann plötzlich niederstoßen, ein Insekt fangen und wie-

der zurückfliegen auf den Aussichtswachtposten. Die Neuntöter machen es so und die Trauerfliegenschläpper. Mr. Weismantel öffnete in der Tat auch von Zeit zu Zeit seinen Mund, hob aber gleich darauf sanft die Unterlippe über den Schnurrbart, so als koste er im Geiste; und er hatte Geist. In der Sekunde, in welcher die Oberlippe verdeckt war, sah er milde und ängstlich aus wie ein Laubfrosch, in der Sekunde danach schon wieder heiter und kühn wie ein Neuntöter. Köhler mußte daneben aussehen wie ein Dachs, der in der Dämmerung am Waldrand nach Würmern und Larven sticht. Er trank also seinen Kaffee und schwieg.

„Wir sollten ein Stück mit dem Wagen fahren“, sagte Mr. Weismantel plötzlich, „wir wollten etwas besprechen, nicht wahr? Es plaudert sich im Wagen sehr gut, wie in einem, wie sagt man das, Schneckenhaus? Haben Sie Zeit? Ich freue mich, mit Ihnen zu reden, glauben Sie mir. Mieten wir ein Auto!“ Er schnalzte mit der Zunge und bat eine Kellnerin, als wäre sie eine vertraute Freundin, ihm einen Mietwagen zu besorgen, einen Sportwagen, wenn möglich! Zehn Minuten später zahlte er die Kautions und fuhr mit Köhler davon.

„Fahren Sie selbst auch?“

„Es hat nicht viel Zweck, wenn man nicht selbst einen Wagen besitzt.“

„Oh, ich liebe es sehr zu fahren! Es ist ein Spiel, man spielt groß und stark und schnell zu sein, wie man in Wirklichkeit niemals sein kann – es ist ein Traum!“

„Achtung, Kreisverkehr!“ sagte Köhler und lächelte, als Mr. Weismantel ein bißchen scharf bremsen mußte.

„Sie sollten nicht lächeln“, rief dieser ganz unbekümmert, „lachen Sie doch, es ist ein Spiel! Die vielen Schilder, die Vorschriften – ein Spiel mit Regeln, und viele spielen mit. Gutes Training, Sie sollten es lernen, es ist wichtig, und es ist ein Vergnügen!“

„Sie fahren sehr schnell.“

„Das ist ein Wagen, der fährt gern schnell – hören Sie, was er für Kraft hat, hören Sie? Ach, ich liebe das!“

Sie hatten den südlichen Stadtrand schon hinter sich.

„Wohin fahren wir eigentlich?“ fragte Köhler etwas blöde. Mr. Weismantel stoppte scharf ab; als der Wagen stand, hob er den Arm nach draußen. „Der Wind ist gut“, er zwinkerte mit den Augen, „wo kann man hier segeln? Haben Sie Lust? Es ist still auf einem Boot. Man kann gut plaudern auf einem Boot!“

„Gut, fahren wir, ich zeige Ihnen den Weg.“

Es war ein kleines Boot, und sie hatten zu schaffen, daß das Segel nicht vom Wind in den See gedrückt wurde. Mr. Weismantel war sehr geschickt, und als ein Windstoß seinen Hut unter der Bootsbank her in den See wehte,

brachte er es fertig, in einem großen Bogen so vor den Wind zu kommen, daß das Boot sekundenlang zitternd still dalag und er den Hut greifen konnte.

So war Mr. Weismantel rastlos heiter tätig und plauderte nicht. Ein-, zweimal rief er zwar in den Wind: „Sie wollten etwas mit mir besprechen, eh?“ Aber Köhler lachte und wartete, und Mr. Weismantel lachte dankbar zurück wie ein alter Mann und rezitierte laut ein paar griechische Verse, mit amerikanischem Akzent, by heart. – Er hatte Zeit, viel Zeit, am liebsten schnelle, große, weiße Segel voll Zeit!

Den Tee nahmen sie in einem Seehotel mit Liegestühlen.

„Was wollten Sie mit mir besprechen – Rauchen Sie?“

Köhler drehte faul seinen Kopf, nahm eine Zigarette und sagte: „Wir haben noch viel Zeit, nicht wahr? Wann fliegen Sie weiter nach Athen?“ Er blinzelte gegen die flachen gelben Sonnenstrahlen zu Mr. Weismantel hinüber; der blitzte zurück mit Goldzähnen: „Ausgezeichnet! – Übrigens sehen Sie jetzt in diesem Augenblick zum erstenmal freundlich aus, wenn Sie lächeln. Wie kommt das?“

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, aber wir haben noch Zeit, nicht wahr?“

„Ich fliege also weiter, erst wenn wir gesprochen haben – ist das gut so?“

„Sehr gut, Ihr Wohl!“

Sie tranken Grapefruitsaft mit Gin und spielten mit Zigaretten und Kieselsteinen wie mit der Zeit. Vom See her wehte der Wind Möwen über ihre Köpfe weg durch den Augenblick, Möwen, Licht und den Duft von nassem Holz, Hotelküche und Stockentennestern im Schilf. Ganz in der Nähe fischte ein Teichhuhn, nickte unablässig mit dem Kopf und lockte. Der See spiegelte den Himmel. Die Zeit verstrich.

„Wir sitzen hier zusammen, wir kennen uns kaum, reden kaum etwas und sind trotzdem zufrieden, seltsam – sind Sie Deutscher?“

„Sind Sie Amerikaner?“ gab Köhler arglos zurück und zerbrach ein Streichholzstäbchen.

„Wieso? Natürlich!“

Köhler rührte sich nicht, aber er hatte bei Mr. Weismantels letzten Worten die geringfügige Veränderung in dessen Stimme nicht überhört und sagte deshalb: „Es war nur ein Spaß, faules Reden.“

Aber jetzt schwiegen sie, zum erstenmal. Nur das Teichhuhn lockte, und die Möwen flogen weiter über ihre Köpfe. Und Mr. Weismantel richtete sich in seinem bunten Stuhl langsam auf; er kroch förmlich auf das Randholz, sah sich um, sah rechts und links den leeren Uferplatz, leere Tische und Stühle, sah zurück ins Haus; ohne daß er es gewünscht hätte, meldete sich das Serviermädchen, er gab ihr irgendeinen Auftrag und sah dann weit über den See hinaus. Krumm hockte er in der lachenden Sonne, an seinen eigenen



Händen hielt er sich fest, und seinen Blick verlor er irgendwo draußen auf dem bewegten, glitzernden Wasser.

„Wissen Sie, daß ich ein Jude bin?“ fragte er.

„Warum fragen Sie das?“

Mr. Weismantel schwieg. Köhler wandte den Kopf, und als er ihn sah, als er diesen elenden, verdammten, verjagten, verlassen, verraten, son- nigen Menschen dort drüben sitzen sah, packte er in einer winzigen Spanne besinnungsloser Wut das dünne Saftglas und zerdrückte es in der rechten Hand. Der Schmerz stach hinauf bis hinter das Schulterblatt, aber er hielt die Hand so, daß Mr. Weismantel noch ein paar Sekunden nichts davon sehen konnte, und rief laut: „Warum haben Sie mich das gefragt! Warum fragen Sie, ob ich weiß, daß Sie ein Jude sind, Mr. Weismantel! Was sitzen Sie plötzlich stumm da? Antworten Sie! Lachen Sie doch! Rauchen Sie!“

Aber da kam der Mann um den Tisch herum und sah das Blut fließen.

„Was haben Sie mit dem Glas gemacht, sind Sie verrückt?“

„Wissen Sie, daß ich ein Deutscher bin?“ rief Köhler höhnisch.

Sie packten sich mit den Augen an wie Feinde. Da fuhr Mr. Weismantel sich mit beiden Händen langsam übers Gesicht und sagte: „Stehen wir auf! Finden wir einen Arzt.“

Der Arzt säuberte, umspritzte, nähte, puderte, verband schön weiß und sehr geschickt. Mr. Weismantel zahlte die Liquidation aus der Tasche. Sie gingen nach draußen; die Sonne leuchtete rot über den See; sie schwiegen; der Schmerz war einstweilen fort; gute, nützliche Spritzen. Sie setzten sich in den Wagen und rauchten.

„Sie sehen blaß aus.“

„Sie auch“, sagte Köhler und lächelte, „bitte entschuldigen Sie.“

„Machen Sie so etwas häufiger?“

„Fragen Sie häufiger die Leute so wie mich vorhin?“

„Sie sind ein sehr unangenehmer Mensch, wissen Sie das?“

„Dann bitte ich noch einmal um Entschuldigung. Soll ich aussteigen?“

„Fahren wir ins Theater! Wir haben noch Zeit, ist das richtig?“

Mr. Weismantel warf seine Zigarette in hohem Bogen aus dem Wagen und fuhr sehr schnell in die Stadt zurück.

Bis zur Pause nach dem zweiten Akt war die Wirkung der Spritzen vorzüglich. Dann tranken sie Coca, plauderten über das ungewöhnlich geschickt gemachte Stück; hier und da fuhr sich Mr. Weismantel unauffällig mit der Unterlippe über den Schnauzbart und oft sah er sich unruhig um.

„Was denken Sie beim Reden?“ fragte Köhler.

„Oh!“ Mr. Weismantel flatterte mit den Armen, als gälte es, irgend etwas aus dem Ärmel zu schütteln. „Läßt die Wirkung der Spritzen schon nach?“ fragte er heiter und stellte sich mit dem Rücken gegen einen großen Spiegel.

„Man kann es aushalten“, sagte Köhler und betrachtete im Spiegel die Rückseite von Mr. Weismantels großen Ohren. Mr. Weismantel sah ihn an. „Ich dachte an Ihren Freund, der wie ein Vogel gelacht hat.“ Er sah zu Boden und scharrte mit der rechten Schuhspitze im Teppich wie ein Kind, von dem der Lehrer böse Sachen behauptet. „Juden“, fuhr er leise fort, „sind ihm nicht sympathisch, vielleicht ist es das? Kann das sein?“

Köhler starrte auf den Schuh und sagte: „Sie müssen wohl so denken, aber diesmal ist es falsch. Soviel ich weiß, gibt es nichts, was ihm sympathisch ist. Das ist es.“

„Armer Bursche“, sagte Mr. Weismantel, „das ist kein Leben!“

Es klingelte zum drittenmal; der letzte Akt schien die Meinung von Mr. Weismantel über das, was Leben ist, zu bestätigen: der Held ekelte sich förmlich zu Tode, denn er war taubstumm, homosexuell und unpolitisch, ein kluger Junge. Die Zuschauer beklatschten sich, anstatt sich zu bekreuzigen; hinterm Vorhang lachten der Held und der Autor sich gegenseitig ins Fäustchen; draußen glänzten und bebten schon die schönen Wagen; drüben an einer Anschlagssäule stand ein Pärchen vor einem zerfetzten politischen Plakat und sah sich an.

„Was macht die Hand?“ fragte Mr. Weismantel und sah auf die Uhr.

„Haben wir noch Zeit?“ fragte Köhler.

Mr. Weismantel gab gegen jede Vorschrift ein heiteres Hupsignal. „Gehen wir also vorher noch etwas trinken!“

„Wein?“

„Das ist es! Aber sagen Sie, ist hier irgendein Platz, wo Neger spielen?“

„Ein Neger, zwei Weiße.“

„Wie werde ich fahren? Los!“

Kurz nach Mitternacht war der Schmerz in der rechten Hand schneidend. Köhler hatte den Eindruck, nicht nur in der Hand, nicht nur hinter den Schulterblättern säßen noch Scherben, sondern im Hirn, auf der Zunge, im Magen, in den Knien – weiß der Teufel, die Hand tat ihm weh, und das Vergnügen war zu Ende.

„Tut mir leid – der Wein ist gut, und was Sie mir von drüben erzählt haben, besonders das von Ihrem Vater, war auch gut. Aber mir wird schlecht. Die Hand tut mir weh. Ich muß raus hier! – Jetzt ist nicht mehr viel Zeit“, sagte er draußen.

„Finden wir zuerst eine Apotheke, schnell!“

Mr. Weismantel sprang wie ein Eichhörnchen zwischen die Speichen des Lenkrades und fuhr mit Köhler davon.

Ohne Rezept wollte der Apotheker jedoch nichts Wirksames hergeben, auch sei eine Spritze, meinte er, in diesem Fall wohl das einzig Nützliche, das Unfallkrankenhaus sei ja nicht weit, gute Nacht!

Leider hatte die Ärztin heute nicht Nachtdienst; das wäre ein Spaß gewesen; das wäre die rechte Spritze gewesen für die bevorstehende Unterhaltung. Aber der kleine Assistent tat sein Bestes. Binnen fünfzehn Minuten war der Arm hinauf bis an den Hals taubstumm. „Wenn's wieder losgeht, nehmen Sie davon alle Stunde eine, und zum Schlafen die da.“ Fein.

„Sind Sie noch nicht müde?“ fragte Köhler draußen im Wagen.

„Nein, ich bin gern mit Ihnen zusammen. Was machen wir jetzt?“

„Kannten Sie Anton Mollwitz?“ Mr. Weismantel sah ihn an.

„Gut“, sagte er, „jetzt reden wir also. Wo wohnen Sie?“

„Es wird Ihnen bei mir oben nicht sehr gefallen.“

„Aber ich möchte wissen, wie Sie wohnen. Sind oben in Ihrer Wohnung Zigaretten?“

„Kaffee?“

„Dann lassen Sie uns Zigaretten kaufen und hinfahren.“

Mr. Weismantel war auf ein so totes Zimmer nicht gefaßt. Während Köhler den Kaffee zubereitete, sah er sich das Bücherbord an.

„Lesen Sie keine Gedichte? Das sollten Sie tun. Lesen Sie Ezra Pound!“

„Ausgerechnet!“

„Ach was, ‚Faschist‘! Eine herrliche Sprache! Morgen kaufe ich einen Band für Sie.“

„Morgen ist Sonntag.“

„Heute.“

„Heute fliegen Sie nach Athen.“

„Woher haben Sie dieses Bild?“

„Von Anton Mollwitz.“

„Und draufgeklebt – ist das Ihr Vater?“

„Das sieht man also.“

„Was hatte er mit den Valentins zu schaffen?“

„SA-Rottenführer. Als man die Valentins verschleppt hat, am gleichen Tag hat er gearbeitet, seine Pflicht getan, *für den Endsieg*.“

Mr. Weismantel nahm das Bild und ging unter die Lampe. Er schob die Brille über die Brauen hinauf, die Unterlippe über den Schnurrbart, die Schultern hinter die großen Ohren und sah vom Bild hinüber zu Köhler und wieder zurück.

„Was für ein Mensch war Ihr Vater?“

„Ich kenne ihn kaum.“

„Was hatte er mit den Valentins zu schaffen?“

Sie sahen sich an, schwiegen. Mr. Weismantel legte mit der Linken das Bild auf den Tisch, mit der Rechten lockerte er den Krawattenknoten, blies Luft durch den Schnurrbart und bewegte die Schultern unter der Jacke.

„Lieber Freund, ich bin nicht müde, wir müssen darüber reden, natürlich, es ist nicht das, aber – es war warm, ein langer Tag, ich bin sehr – wie sagt man das – also ich bin sehr warm. Kann man duschen in der Wohnung?“

Köhler gab ihm ein Handtuch und zeigte ihm das Bad.

„In sechs Minuten ist der Kaffee fertig“, sagte er.

„Was macht die Hand? Noch Zeit?“

„Noch viel Zeit.“

„Gut. – Ich freue mich. Ich bin gern bei Ihnen. Es ist nur etwas ungewohnt alles, verstehen Sie?“

Mr. Weismantel sah jetzt aus wie ein Mensch, der, da er schwer hört, zeitlebens damit rechnen muß, daß hinter seinem Rücken ein Anschlag geplant wird.

Wer aber zu seinem Bruder sagt: Du Narr ...\*

Das sind Anschläge.

Klaus Köhler wartete. Er ging auf und ab, setzte sich, ging auf und ab, sah zweimal in der Küche nach dem Wasser, goß auf, setzte sich, nahm das Judenbild, stand auf, ging auf und ab, dachte an Anton Mollwitz, an Dr. Kramer, an Leopold Huber, an Prof. Fischer, an Joachim Valentin, an die Mainzer Straße, dreimal an die Mainzer Straße.

Dann, als sie beide den ersten Schluck heißen Kaffee genommen hatten, sagte er unversehens: „Wir brauchen nicht mehr drüber zu reden. Es tut mir leid. Ich wollte Ihnen nichts zu schaffen machen. – Der Tag war sehr schön.“

„Aber was für ein Mensch war Ihr Vater?“ fragte Mr. Weismantel, und als Köhler schwieg, schob er das große Bild zu Köhler hin und sagte: „Der Tag war schön, ja. Vielleicht sind wir schon Freunde. Erzählen Sie also.“

„Kannten Sie die Valentins?“

„Meine Mutter hieß Valentin. Sie war die jüngste Schwester vom alten Simon. – Warum hängt bei Ihnen dieses Bild?“

„Warum schämen Sie sich, ein Jude zu sein? Wem, wenn Sie sich schämen, soll ich sagen, was zu sagen ist – was Mollwitz sagen würde?“

„Was würde Mollwitz sagen?“

„Es war Dummheit und Feigheit. Ich möchte, daß die Ermordeten leben. Es war Verrat.“

Mr. Weismantel machte eine winzige Bewegung mit dem linken Fuß. Er hob den Fuß, die Schuhspitze beschrieb einen kleinen Kreis, fiel schlaff vor nach unten; im Leder gab es einen feinen, zähen, ziehenden Ton.

„Warum schämen Sie sich, ein Jude zu sein?“

„Ich bin Amerikaner.“

---

\* Matth. 5, 22.



„Warum schämen Sie sich, daß Ihr Großvater ein frommer Jude war?“

„Und warum schämen Sie sich, ein Deutscher zu sein?“ entgegnete Mr. Weismantel leise, nach einer Pause, in der Platz war für ein ganzes Leben.

„Mein Vater hat die Nürnberger Gesetze gekannt und nicht öffentlich protestiert. Ist das ein Grund?“

„Ihr Vater ist tot.“

„Was ändert das? Können Sie etwa noch Hebräisch?“

„Nein. Aber Sie möchten es am liebsten noch lernen.“

„Ich möchte lernen, wer mein Vater war, das ist alles.“

Köhler zeigte auf Joachim Valentin. „Dieser da lebt noch.“

„In den Staaten?“

„Hier in der Stadt. Aber wir haben ihn bis heute nicht gefunden. Mollwitz hat ihn fast fünfzehn Jahre lang gesucht. Er hat seinen Namen gewechselt. Er hat vor Angst und vor Scham seinen Namen versteckt wie eine Vorstrafe! Er ist verrückt geworden, wie man das hier nennt.“

„Warum?“

„Sein Großvater war ein frommer Jude. Ist das ein Grund?“

„Was wissen Sie von diesem Menschen?“

Köhler erzählte, was er gehört hatte; als er fertig war, sagte Mr. Weismantel, ohne seinen Kopf zu heben: „Mental disease!“ Ekel und Abwehr lagen in seiner Stimme.

„Sie hassen diese Krankheit?“

„Es gibt niemanden, der nicht davor Angst hätte, mein lieber Freund!“

„Aber Mollwitz hat weitergesucht!“

„Was wollte denn Mollwitz? Um Verzeihung bitten. Er konnte nichts ändern!“

„Er überlebte.“

„Ist das seine Schuld? Mein Gott, was ist Schuld?“

„Wenn man keine Ausrede mehr hat, Mr. Weismantel.“

„Und warum haben Sie gesucht?“

„Wie Mollwitz.“

„Was haben Sie getan?“

„Mein Vater.“

„Ihr Vater ist tot.“

„Dadurch wird es nicht besser. Man kann Väter austauschen, wissen Sie das? Es leben noch viele!“

Köhler zögerte, aber dann sagte er gespannt: „Es lebt der SD-Beamte, der die Familie Valentin 1941 verhaften ließ, hier im Haus!“

„Wo?“

„Er lebt hier im Haus.“

„Wer ist es?“

„Nehmen wir an, ich bin es.“

„Sie sind zu jung.“

„Also gut: mein Vater.“

„Ihr Vater ist tot.“

„Nehmen wir an, mein Vater hätte sie verhaftet. Was könnte ich tun?“

Bis hierhin hatten sie beide fast regungslos dagesessen, den Kopf und gleichsam die Stimme auch in den Händen verborgen. Sie hatten leise gesprochen wie in einer großen Höhle, deren Wände, wenn man zu laut spricht, Echo zurückwerfen.

„Was könnte ich tun?“ wiederholte Köhler.

„Vergessen.“

„Das sagen Sie?“

„Ich versuche es zu vergessen, verstehen Sie? Versuchen Sie es auch, vergessen Sie.“

„Meinen Vater?“

„Ihren Vater?“ fragte Mr. Weismantel erstaunt, schwieg, horchte und sagte dann eigenartig unsicher: „Wann ist Ihr Vater gestorben?“

„Kein Mensch weiß das. Er war in den letzten Kriegswochen beim Militär, irgendwo im Osten, vermißt, missing in action.“

„Sie wissen nicht, wo sein Grab ist?“

„Er hat keins, vermutlich.“

„Was für gemeine Zeiten, mein Gott!“

„Zeiten? Menschen!“

„Das würden Sie nicht sagen, wenn Ihr Vater noch am Leben wäre.“

„Er würde herumtroteln wie alle übrigen, die angeblich überlebt haben: verkrüppelt, verlogen, verschwiegen, lustig wie Gespenster, die nicht zur Ruhe kommen, alle vermißt, wenn Sie so wollen, alle ohne ein anständiges Grab. Es stinkt!“

„Solange Sie ihn hassen, werden Sie ihn nicht finden.“

„Davon verstehen Sie nicht viel, Mr. Weismantel! Sie sagen, ich soll ihn vergessen – werde ich ihn dann etwa finden?“

„Wie alt sind Sie?“

„Demnächst dreißig.“

„Dreißig Jahre.“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Mit dreißig sind die Leute bei Ihnen drüben optimistischer, nicht wahr? Aber glauben Sie mir, es braucht seine Zeit, bis man begriffen hat, was das heißt: die Väter sind vermißt. Die ersten Jahre will man es nicht glauben, man wartet noch. Man wartet auf irgendein vernünftiges Lebenszeichen seitens der sogenannten Überlebenden oder auch nur auf die klare Nachricht, daß das alles endlich ein anständiges Grab hat. Aber man hört nichts. Man hört nichts!, hören Sie? Sie

leben – sie sind tot – was für ein Unterschied: sie sind stumm! Sie lügen und bauen Häuser! Und erst wenn man dreißig ist, riecht man plötzlich, daß der Hausherr im Keller *Herz und Hand* vergraben hat wie einen lästigen Gläubiger, wie einen alten elenden Juden, Mr. Weismantel! Man hat ihn verscharrt, weil seine Forderungen unbequem wurden, und jetzt kriecht der Gestank hinauf bis unters Dach! Aber der Keller ist groß. Um die Ursache des Gestankes zu finden, müßte man zuerst den finden, der damals den Mord begangen hat, und den, der den Lageplan kennt, der gegraben hat, der sich erinnert, wo! Darum sucht man, Mr. Weismantel, mit dreißig Jahren noch seinen Vater!“

„Und anstatt gelegentlich aus dem Fenster des Hauses zu sehen und sich zu freuen, daß die Sonne scheint, gräbt man im Keller wie ein wilder Wolf nach Ratten.“

„Erst die Ratten bekämpfen, erst den Lageplan finden! Die Sonne scheint sowieso, die wird das nicht dunkler machen. Die Sonne hat auch in *Buchenwald* und in *Belsen* geschienen, genauso nett wie in Florida!“

„Gut, ja, ich weiß das – aber es wird ohne Sonne nicht gehen, mein lieber Freund, auch im Keller nicht. Es kommt vielleicht darauf an, daß man beides macht: in der Sonne liegen *und* graben, im rechten Verhältnis das Ganze.“

„Ach was! Solange es stinkt, sind Sonnenbäder unangemessen. Solange weder im Keller noch auf dem Dachboden Ordnung ist, sind in der Mitte die herzigen Blumenzimmer Pulverkammern. Solange drüber und drunter Zeitzünder ticken, danke! Man wird schon aufs Dach und in den Keller müssen zuvor, um mindestens endlich die kleinen, längst fälligen Broschüren zu schreiben:

*Wie wurde ich SA-Mann, und warum bin ich es heute nicht mehr, sondern Minister?\**

Oder:

*Wie wurde ich Rassenhaßkommentator, und warum bin ich es heute nicht mehr, sondern Staatssekretär?\*\*\**

---

\* Frage an Bundesinnenminister Schröder und Bundesvertriebenenminister Oberländer.

\*\* Frage an Staatssekretär im Bundeskanzleramt Hans Globke. Aus seinem im Jahre 1936 erschienenen Kommentar: ... *da das Judentum seinem Blut und innersten Wesen nach dem Deutschtum artfremd ist („Artfremdes Eiweiß“ – Julius Streicher), sind Spannungen zwischen beiden Völkern die notwendige Folge... die beiden Nürnberger Gesetze mit ihren Ausführungsbestimmungen enthalten die grundsätzliche Lösung dieses Rassenproblems. Sie bringen die blutmäßig bedingte klare Scheidung zwischen Deutschtum und Judentum und schaffen dadurch die Grundlage für einen modus vivendi, der allen Belangen gerecht wird. Ihre grundlegende Bedeutung besteht darin, daß sie das Eindringen weiteren jüdischen Blutes in den deutschen Volkskörper für alle Zukunft verhindern... Die Juden müssen sich damit abfinden, daß ihr Einfluß auf*

Oder:

*Wie wurde ich nationalsozialistischer Staatsrat und war doch katholischer Bischof?\**

Diese Lehrstücke, Mr. Weismantel, müssen endlich geschrieben werden, damit der Gestank nach unverdauten Rausch- und Genußmitteln endlich verzieht, es wird Zeit! Es sammeln sich Gase. Die Explosion wird bunt sein wie ein Feuerwerk, und glauben Sie mir: wir, die Söhne und die Enkel, wir werden zuschauen und sagen: sieh mal, die roten Stichflammen, wie hübsch, wie geschickt! Wir werden aus Dankbarkeit in die Hände klatschen.“

„Die roten Flammen werden nicht duften!“

„Das weiß ich selbst gut genug! Aber wir werden aus Atemnot so verzweifelt begeistert sein wie damals unsere Väter. Wir werden das *Freiheit* nennen, was uns tötet, denn wir werden den Tod lieben wie Weiber! Wann immer die Vergangenheit einfach verbrannt wird, ist die Gegenwart so glühend heiß, daß man in die Zukunft rennt wie in kühlen Schatten. Wenn man die Leute beizeiten gewöhnt, die Vergangenheit wie Abfall zu verbrennen, dann wird man es leicht mit ihnen haben: sie werden in Zukunft suchen wie Schatten, und der Platz, den man früher nach rückwärts und nach vorwärts verantworten mußte, dieser Platz wird grell-hell-leer-freigebrannt sein und reichlich Raum bieten für heillose Experimente. Es wird eines Tages Lieder geben, die den *Instinkt der Verbrennung* besingen!“

„Ihre Hand blutet.“

„Soll ich noch Kaffee aufsetzen?“

„Bleiben Sie sitzen. Halten Sie den Arm still. Ich werde das tun.“

„Links neben dem Herd sind Zündhölzer“, rief Köhler ihm nach und nahm zwei Tabletten; die Schmerzen ließen nach; Mr. Weismantel kam zu-

---

die Gestaltung des deutschen Lebens ein für allemal vorbei ist... (Zitiert nach Poliakov-Wulf, „Das Dritte Reich und seine Diener“, Berlin 1956, S. 303.)

\* Frage an den deutschen Episkopat in Sachen Bischof Berning, Osnabrück. 1934 wurde diese Frage wie folgt beantwortet (vgl. „Die Wächter der Kirche“, München, Imprimatur 1934): Bei der Eröffnung des Staatsrates am 15. September gab Bischof Berning in der Presse eine Erklärung über seine Haltung zum neuen Staat ab, die in ihrer Grundsätzlichkeit den Weg des Katholizismus beleuchtet: Wenn er den Treueid als preußischer Staatsrat geschworen, so sei dies für ihn alles weniger als eine Form-sache gewesen. „Die deutschen Bischöfe haben schon längst den neuen Staat bejaht, haben nicht allein versprochen, seine Autorität anzuerkennen, wie das ja für jeden Katholiken selbstverständlich ist. Wir dienen dem Staat mit heißer Liebe und mit allen unseren Kräften. Seine Nöte sind auch die unsrigen; und wenn er uns aufruft, gemeinsam das Wohl des Volkes zu fördern... so wollen wir uns an Eifer von niemandem übertreffen lassen. Im Gegenteil... wollen wir den Beweis erbringen, daß die Katholiken nicht die schlechtesten Stützen des neuen Staates sind...“



rück; der Kaffee duftete; draußen stiegen die Dächer aus der Finsternis langsam ins erste Licht des anbrechenden Tages.

„Ich habe ein bißchen viel geredet“, Köhler rührte mahlend im Grund der Tasse, „jetzt sind Sie dran, Mr. Weismantel. Nur dies eine noch: solange unsere Väter bei lebendigem Leibe vermißt sind, sind wir, die sogenannten Söhne, geschichtlich absolut hilflos, und das ist keine Kleinigkeit, das ist, was den Menschen betrifft, zentrale Zerstörung! Wenn Väter schweigen, das heißt lügen, werden die Söhne gefährlich, das heißt anfällig für Ideologien. Jedes Heilsgeschrei ist zuallererst Rache an verlogenen Vätern, Protest gegen Väter, die ihren Platz verlassen, geschichtslos werden, geschlechtslos: aufsaugbar, auswechselbar, impotent!“

„Als ich jung war, waren Söhne im allgemeinen froh, wenn sie die Väter endlich los waren.“

„Man hört das oft. Es mag leicht sein, ja vielleicht ist es eine Art Training, sich von Vätern abzusetzen, die die Kraft hatten zu stehen, die wirklich Gegner waren. Das mag ein Vergnügen sein. Aber unsere Väter? Was für ein erbärmlicher, ertappter Haufen! Man schämt sich, mit Verlaub! Allerdings, ich weiß, es gewöhnen sich scheinbar viele, von ihren Vätern als von Idioten zu sprechen, und eines Tages werden Söhne leben und tun, als gäbe es keine Väter. Das setzt sich scheinbar ruhig so fort, und doch ist es Selbstbetrug, der sich auf die Dauer nicht durchhalten läßt. Die Kontinuität der Zeitfolge ist nicht entbehrlich, vielmehr wird eine Art berstende Angst, Zentrifugalangst, die Konsequenz dieser Entbehrung sein, und eines Tages werden Söhne, immer noch und schon wieder zornige Söhnel, entdecken, daß sie schon längst auf der Suche nach einer Art von *Zentralkomitee* sind, auf der Suche nach dem Übervater, dem *großen Vater*, und er wird kommen! Und sie werden jubeln und klatschen, und wenn er mit Gewalt kommt, noch besser! Denn ohne Vater werden Söhne wie Weiber sein; sie bekommen Lust auf Vergewaltigung. *Gorilla greift ein*. Das wäre einstweilen das Ende!“

„Ich habe den Eindruck, ja, ich fürchte, kein Vater wird Lust haben zu reden, wie Sie es wünschen, solange er fürchten muß, verachtet zu werden. Ein bißchen mehr Liebe, entschuldigen Sie bitte diese Sentimentalität, aber genau das täte am besten.“

„Liebe!“ Köhler war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. „Liebe? – Das war sehr schwach, Mr. Weismantel!“

„Wir können vielleicht später noch einmal darüber sprechen. Einstweilen fiel mir noch auf, was für eine seltsame Meinung Sie von den Frauen haben. Wieviel Verachtung steckt in Ihnen, mein lieber Freund, wieviel Verachtung allein in diesem Zimmer, wie lieblos ist das alles, wie zufällig, wie rastlos, auf Abruf! Ohne Ordnung in den eigenen Wänden wollen sie draußen Ordnung machen? Wie soll das gehen?“

„Mr. Weismantel! In Deutschland waren jahrhundertlang die Zimmer sprichwörtlich aufgeräumt und gemütlich, die Unordnung draußen auf den öffentlichen Plätzen focht niemanden an!“

„Aber die Anfechtung allein ändert noch nichts, gar nichts! Genießen Sie nicht etwa die Anfechtung nur? Oder tun Sie wirklich auch etwas, um den Anlaß zu beseitigen? Im übrigen: ist denn das wirklich realistisch, was Sie sagen? Ist denn auf den öffentlichen Plätzen so schreckliche Unordnung? Was haben wir heute gesehen? Ein sauberes Universitätsinstitut, eine üppige Speisekarte – Forelle blau, erinnern Sie sich? –, auf den Straßen Sonne und fleißige, bunte, heitere Menschen, ein herrlicher kleiner Wagen, ein blitz-neues, flinkes Segelboot, bunte Liegestühle am See, eine ausgezeichnete Theatervorstellung ernster, moderner Machart, und bei Nacht gute Musik und diskutierende Studenten, die obendrein sehr gut tanzen . . .“

„ . . . und“, unterbrach Köhler ihn scharf und lachte böse, „und einen neurotischen Physiker, der ein Glas zusammendrückt, weil in der Sonne ein Jude hockt, der sich schämt! Warum lachen Sie nicht, Mr. Weismantel?“

„Setzen Sie sich wieder hin, rauchen Sie, achten Sie auf Ihre Hand. – Das also war die Ursache für diesen Unfall“, fuhr er betroffen fort, „es tut mir sehr leid.“

Sie schwiegen. Draußen begann der Tag, der Autoverkehr. Über dem Fluß, in den Uferbäumen hing dunstiger, blauer Dampf. Es wurde ein herrlicher Tag. Nicht lange, und die ersten Glocken würden läuten. Sonntag. Die alte Geschichte, dachte Köhler; Mr. Weismantel rieb sich freundlich das kleine Kinn.

„Sie sind Physiker, ich nicht, also helfen Sie mir bitte bei der Analyse dessen, was Sie behaupten. Woran erkennen Sie die gefährliche Entwicklung? Nennen Sie mir exakt drei Dinge, drei Erfahrungen, die Sie selber gemacht haben und die erhärten können, was sie behaupten. Ich höre zu. Reden Sie!“

„Gut!“ sagte Köhler rasch, als habe er auf diese Frage nur noch gewartet. „Erstens: man hört heute anläßlich von Prozessen häufig von Exzessen aus der Nazizeit. Man hört hingegen öffentlich nie, wie es denn eigentlich den deutschen Normalverbrauchern, unseren Eltern und Patenonkeln, passieren konnte, daß sie, zwischen Hilflosigkeit und Borniertheit eingeklemmt, die Unfreiheit selber wollten. Wie war das möglich? Darüber spricht man nicht. Man gibt sich verführt, beleidigt, traurig und tüchtig! – Zweitens: man streitet heute noch oder schon wieder darüber, wer denn von den Toten des 20. Juli ein Landesverräter – oder wer, was nicht ganz so böse wäre, nur ein Hochverräter war. Was für ein Spuk ist dieser Streit! Was für eine schlechte Erinnerung! Wieviel schlechtes Gewissen! Wenn in einem Lande Lüge, Mord, Heuchelei, Dummheit und Hochmut zum Himmel stinken,

dann ist Landesverrat schlicht eine Forderung der Hygiene. – Wie unhygienisch es jedoch bei uns noch zugeht, zeigt drittens diese kleine Zeitungsnotiz von vorgestern:

*Der Kreisverband Herzogtum Lauenburg des Bundes der Vertriebenen will seinen Landesverband auffordern, in einem Gutachten untersuchen zu lassen, ob nicht künftig Äußerungen gerichtlich verfolgt werden können, die einem Verzicht auf die Gebiete jenseits der Oder und Neiße gleichkommen; nach Ansicht der Vertriebenen begehle nämlich jeder Landesverrat, der sich für diesen Verzicht auf die deutschen Ostgebiete ausspreche.\**

Vor fünfzehn Jahren, Mr. Weismantel, staken in polnischen Stadtparkanlagen Schilder mit der Aufschrift: *Für Hunde und Polen verboten*, und kein Dichter und kein Denker hat diese Schilder rausgerissen! Aber heute noch – fünfzehn Jahre hatten sie Zeit! – beklagen diese Leute laut das böse Schicksal, anstatt zu überlegen, ob jene Schilder damals nicht vielleicht Hinweisschilder gewesen sind zum Verständnis der heutigen Lage. *Dichtung oder Wahrheit, das ist hier die Frage*, und man hat sich bei uns noch stets für Dichtung entschieden. Als es 1920 darauf ankam, Kriegsschulden zu bezahlen, schrieb ein deutscher Dichter: *Jedes unterdrückte Volk muß sich in seine Dichter versenken.* – Das ist ‚deutsches Gemüt‘, Mr. Weismantel, und das, finde ich, ist gefährlich!“

„Was Sie tun, ist nicht minder gefährlich: Sie hassen.“

„Ich suche Leute, die sich genau erinnern.“

„Sie suchen. Das haben Sie heute schon oft gesagt: Sie suchen den letzten Valentin; Sie suchen Ihren Vater; Sie suchen Leute, die sich erinnern. Könnte es aber nicht sein, daß Sie bei alledem nur sich selber suchen?“

„Wenn man seinen Vater sucht, sucht man wahrscheinlich sich selbst. Ist das strafbar?“

„Aber warum bedenken Sie nicht, wieviel Scham diejenigen, die Sie suchen, erst überwinden müssen, um zu reden, wieviel Entsetzen, daß überhaupt unter Menschen so etwas möglich war?“

„Ich versuche, das zu bedenken. Aber fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit. Ich weiß, wie viele sich damals geschämt haben, wegen der grauerregenden Tatsachen ebenso wie hernach wegen der eigenen Feigheit. Ich glaube auch zu verstehen, wie viele Leute damals entsetzt waren, und daß dieses Entsetzen sie einstweilen gelähmt hat, das leuchtet mir ein, aber: fünfzehn Jahre sind eine verdammt lange Zeit, Mr. Weismantel! Inzwischen sollte es sich gründlich herumgesprochen haben, sollte öffentlich für Gelegenheit gesorgt worden sein, daß es sich endlich herumsprechen kann: es ist also möglich gewesen, es ist Realität. Warum ist es möglich gewesen? – Scham

---

\* Zitiert nach „Der Spiegel“, Heft 25, 17. Juni 1959, unter „Hohlspiegel“.

und Entsetzen allein führen zu keinen Resultaten. Es muß schon eines Tages weitergefragt werden, zum Beispiel: Wie konnte man meinen, so etwas sei bei uns nicht möglich? Da liegen offensichtlich bereits gründliche Denkfehler. Wo liegen noch andere? Weiterfragen, weiterfragen, schamlos weiterfragen! Und die Heldengedenktage nicht aussparen! Das wäre ein Weg. – Scham allein ist wie stehendes Wasser: es wird faulig, es wächst zu, es wird Sumpfland.“

„Warum aber sind Sie nicht geduldiger bei alledem?“

„Im Sumpf wachsen fleischfressende Pflanzen!“

Köhler stand auf. „Sind Sie noch müde?“ fragte er.

„Was wollen Sie?“

„Fahren wir an einen Platz? Dreißig Kilometer. Dort sehen Sie, warum ich ungeduldig bin. Fahren wir?“

„Fahren wir“, sagte Mr. Weismantel.

Die Sonne ging eben auf. An der frischen Luft im offenen Wagen wurden beide hellwach und freundlich.

„Ich habe Hunger“, sagte Mr. Weismantel.

„Ich auch“, sagte Köhler.

„Essen wir zuerst.“

Sie aßen am Bahnhof jeder eine Dose Sardinen, gebackenen Schinken mit Ei, Weißbrot dazu, tranken Tomatensaft und hernach reichlich Kaffee. Dann verließen sie den Bahnhof und die Stadt.

Es war eben sieben Uhr, nur ein paar Kilometer noch bis zum Tatort, da steuerte Mr. Weismantel den weißen Wagen nach links in einen Sandweg, zog den Zündschlüssel ab, fuhr sich mit beiden Händen heftig übers Gesicht und durchs Haar, als sei da vor ihm eine Pumpe mit frischem Wasser, und sagte: „Mein lieber Freund, hier ist es schön, hier laufen wir tausend Schritte, rauchen wir! Was für ein Tag!“

Kein Zweifel, es war ein Morgen nach Müllers Lust. Birken, Kiefern, Pilzduft; Finken, Singdrosseln, Holztauben; silbrig schwarzer Sand, schon Mücken, leichter Wind unter den Kiefern nadeln, und rund drüber lautlos lauter blauer Himmel, klar und endlos, daß es einem schlecht werden konnte, wenn man zu lange hinauf sah.

Der Weg lief in ein Moor aus. Sie hängten beide die Beine in ein Torfloch und rauchten weiter. Das braune Wasser duftete nach versunkenen und verfaulten Substanzen, uralt und herb; hier und da stiegen taumelig kleine Bläschen nach oben, barsten und bewegten nur zart den äußersten Rand des Wassers; sonst war es still; drüben im Schilf knurrte und piff ein Teichrohrsänger, schnarrte gelegentlich frech drauflos, schwieg; in der Ferne der Piff einer Lokomotive, sonst nichts. Die Sonne: weiß, zitternd, heiter,

nadelgrell, taub, schmerzlich, blutweiß die Sonne. Druntergewälzt schwarzes Moor, Moos, Erdgas, Erdgeist, schwarze Magie, Traum. In der Stadt jenseits vom Horizont schlägt eine genaue Zeitstunde nieder auf die Dächer und verdorrt unter der Sonne. Die Sonne lacht.

Fünfzehn Minuten später betraten sie den Stacheldrahtbereich des ehemaligen Konzentrationslagers.

Der Stacheldraht war verrostet, an manchen Stellen niedergerissen und nicht mehr elektrisch geladen.

Das hohe Tor sowie die Baracken aus Holz und Stein waren jetzt von Flüchtlingen bewohnt. Bunte Kinderwäsche trocknete vor den Fenstern in der Sonne, hinter den Fenstern tönte Radiomusik zum Sonntagmorgen. Auf dem Appellplatz, unter der Sonne, aufgesetzt auf bis in den Grund hinein von Ängsten und Flüchen verdorbenen Boden, stand ein Kapellchen, vielleicht nicht nutzlos, jedenfalls gut gemeint, fromm und ohne Erinnerung, von einer Welle der Scham dorthin gespült, inzwischen trocken im Windschatten, keine Wellen mehr, Windjammer, träger Spiegelglanz, keine Wellen mehr, schlafe Segel . . . *Und hatten die Pest an Bord . . . Heimat, deine Sterne . . . Kein schöner Land . . .* ein Platz ohne Ausgang, wie einst; jedoch waren Tröstungen und auch Proteste jetzt möglich und hilfreich zur Hand: tüchtig verdientes Geld, schöne Wochenendmädchen, rote Blumen vor den Fenstern, Heimatbilder, Akkordeonmusik und auch ein Spruchband:

*Gebt uns menschenwürdigere Wohnungen! Wir wollen raus aus dem KZ!*

„Warum haben Sie mich hierher gebracht?“ fragte Mr. Weismantel. Er war stehengeblieben, überschattete mit der Hand seine Augen und sah Köhler an, der schon vorausgegangen, nun auch stehenblieb und sich umwandte. Drüben im Städtchen, nicht weit, läuteten arglos die Glocken.

„Ich weiß vielleicht mehr von diesem Platz als Sie“, erwiderte Köhler schroff, ohne aber die widerstandslose Bestürzung in den Worten seines Begleiters überhört zu haben, „und ich bin Deutscher; das zusammen macht diesen Weg für mich nicht angenehmer. Bitte kommen Sie noch weiter. Wir haben zusammen geredet, jetzt müssen wir es auch zusammen ansehen und an ein Ende kommen. Es ist nicht mehr weit. Was ich Ihnen zeigen wollte, ist nicht dies hier. Bitte, kommen Sie!“

Mr. Weismantel nickte schwerfällig, richtete sich auf, und sie nahmen beide den Weg wieder auf.

Sie gingen stumm nebeneinander her durch die Sonne und kamen an den Nordostrand des Lagers. Dort öffnete sich ihren Blicken ein kleiner, lichter, noch halbwüchsiger, sehr gepflegter Park, der nicht wie ein Friedhof aussah, auch nicht wie eine Richtstätte, auch nicht wie ein Mord- und Schand- und Luderplatz, sondern wie ein Garten.



Hier und da stand im weichen, saftigen Rasen ein weißer Stein oder, wo ein Kiesweg den anderen kreuzte, lag eine Platte, golden beschriftet, oder, an einen Baumstamm geheftet, blinkte ein helles Schild: *Hier war der Galgenplatz ... Hier war die Schnellschußanlage ... Hier ruhen 10 000 Häftlinge ... Zu den Verbrennungsöfen bitte nach rechts!*

Ein schönes, stilles Stück Garten, ein Sonnenplätzchen jenseits von Flüchtlingsbaracken und sprödem Bauernland. Als Mr. Weismantel das erste Schild ansah, rührte er sich nicht mehr vom Fleck, stand nur noch da, unter dem Anwurf der Möglichkeiten glühend übergossen von ätzendem Licht. Und langsam tastete er mit seiner rechten Hand in die Rocktasche links, fand die Sonnenbrille, spreizte vorsichtig zuerst den einen und dann den anderen Bügel, und noch in der Sekunde, in welcher er die Brille vor die Augen schob, bemerkte Köhler die erstaunliche Ähnlichkeit der beiden Gesichter.

„Sie sehen aus wie Joachim Valentin.“

„Wollen wir gehen?“

„Ein fotogenes Gärtchen, nicht wahr? Hier photographieren heute bereits die Väter ihre Familien, das habe ich selbst gesehen. Darum sagte ich, daß die Scham, wenn man sie liegen läßt, Sumpf wird. Es fehlt hier nur noch die behagliche Restauration und die Ansichtspostkarte. Aber auch dieser Mangel wird bald behoben sein.“

„Wohl dem Menschen, dem es an Phantasie gebricht. Ich möchte gehen. Jeder schützt sich auf seine Weise. Kommen Sie.“

„Nein! Warten Sie! Warum haben Sie für alles eine Entschuldigung?“

„Gehen wir“, bat Mr. Weismantel und sah zu Boden. Aber vorläufig hatte er keine Chance, davonzukommen, denn Klaus Köhler stand ihm groß und breit im Weg wie ein Mann mit schwarzen langen Stiefeln.

„Warum schämen Sie sich?!“ rief er den kleinen Mann an. „Hier sind Sie Herr im Haus, Mr. Weismantel, Sie, nicht ich!“

„Niemand von uns ist hier Herr im Haus. Wir schämen uns beide.“

„Warum Sie!“

„Sie haben gesagt, Sie schämen sich für Ihren Vater. Wenn Sie erlauben: ich auch. Also stehen wir hier wie Brüder, nicht anders. Verlangen Sie von mir nichts. Erwarten Sie nichts. Hier an diesem Platz sind wir nichts, nur Brüder, auch die Brüder unserer Väter.“

„Brüder ohne Vater?“

„Die gleiche Herkunft, das gleiche Ende, unterwegs die gleiche Last. Wir werden sie zusammen tragen, verknüpft unter ihr leben müssen. Es gibt niemanden, der sie uns abnimmt. Wer das versucht, wird sich überheben. Das ist ein Stein, den kein Mensch wegwälzen kann. Schweigen Sie jetzt. Schweigen Sie auch. Gehen wir zusammen von hier fort, zusammen weiter,

zusammen“, wiederholte er und ging voran den Weg in das bewohnte Lager zurück.

Am Tor standen ein paar halbwüchsige Burschen, mißtrauische, kluge Gesichter, bunte Blusen, Totenkopfring am Finger und den Sonntag, den Tag ohne Arbeit, vor sich wie ein herrliches Feld, bis an den Horizont ohne Weg und ohne Steg. Sie verstummten und beobachteten die beiden vorübergehenden Fremden.!

„Kommen Sie, fragen wir einen“, flüsterte Köhler und zog Mr. Weismantel vorsichtig am Ärmel. Sie wandten sich einem Jungen zu, der auf einem kleinen roten Motorrad hockte, und Köhler fragte unter Anwendung eines fremdländischen Akzentes:

„Bitte, verzeihen Sie, was für ein Lager ist das?“

„Jetzt ist das 'n Flüchtlingslager. Das war 'n KZ.“

„KZ – wie meinen Sie das?“

„'n KZ eben“, sagte der Junge und grinste.

„Was ist das: KZ?“ fragte Köhler, und der Junge sagte, indessen er mit einer kleinen Gummipuppe, die ihm in der Tasche saß, zu spielen anfang:

„Da ham se früher bei Hitler die Verbrecher und die Juden drinjesteckt.“

„Warum?“

„Weiß ich! Irgendwo mußten se ja hin mit“, sagte der Junge, lachte schüchtern und spielte mit seiner Puppe.

Am Wagen draußen im Feld hockten zwei Buben in Lederhosen, zehn und zwölf Jahre alt. Sie redeten über den Wagentyp und wollten aufstehen und weggehen, als Köhler sie fragte:

„Was für ein Lager ist das da drüben? Wißt ihr das?“

„Flüchtlinge sind da drin“, sagte der eine.

„Aber da drüben, am Rand, da sind lauter Gräber, zigtausend Tote – habt ihr das mal gesehen? Wie kommt das?“

„Das war im Krieg, für Gefangene und so was alles“, sagte der andere. „Arbeiten wollten sie nicht ... und in 'n Krieg auch nicht“ ... „Und dann sind sie eben alle verhungert, sagt mein Vater immer“, ergänzte der erste.

„Ach so“, sagte Köhler, wandte sich um und zeigte nach Südwesten am Lager vorbei. „Die Autobahn, die ist da drüben, was?“

„Das ist nicht weit. Können wir 'n Stück mitfahren? Dann zeigen wir Ihnen, wie's geht.“

Sie fuhren los. Die Jungen schwiegen aufmerksam still, angespannt vor Vergnügen, bis Köhler ihnen vorschlug, jetzt auszusteigen, der Weg zurück sei weit. Beim Abschied fragte er den einen:

„Die Autobahn, ist die eigentlich auch vom Krieg?“

„Nein! Von Hitler ist die doch!“ antwortete der Junge, und beide sahen stolz aus wie ihre Väter.

Bis am frühen Abend die Passagiere für den Flug nach Athen durch Lautsprecher höflich gebeten wurden, sich in die bereitstehende Maschine zu begeben, hatten sie beide viel geredet, viel gegessen, getrunken und schließlich geschwiegen. Der Blick vom Flughafenrestaurant auf den Startplatz hinab traf auf ein angenehm wechselvolles, buntes und reiches Stück Leben, das der eine so, der andere anders dankbar an sich nimmt. Wer abreisen muß, bleibt noch ein Weilchen am Ort, wer bleiben muß, fliegt heimlich ein Stückchen davon, beide vergessen den Sturz der Sekunden und rauchen.

„Was werden Sie tun nach Ihrer Promotion?“

„Ich bleibe einstweilen, wo ich bin.“

„Im Hause Valentin?“

„Ja, im Hause Valentin. Es arbeitet sich gut dort.“

„Kommen Sie nach Amerika, für ein Jahr vielleicht? Ich könnte einen Arbeitsplatz für Sie finden.“

„Vielen Dank.“

„Aber?“

„Ich habe Ihre Anschrift, Mr. Weismantel. Ich werde Ihnen schreiben.“

„Das ist sehr gut. Und jetzt auf Wiedersehen, ich werde gehen, nein, bleiben Sie hier, ich hasse es, zu winken – wir haben eine gute Zeit gehabt, rauchen Sie weiter – rauchen Sie!“

Er war beim Sprechen rückwärts bis in die Nähe der Tür gekommen, öffnete, lachte, hob beide Arme, winkte, wandte sich ab, winkte und stürzte über seinen Schatten nach draußen, und alles, was er war, nahm er mit.

Klaus Köhler ließ die Zigarette im Aschenbecher, ging hinunter auf den Vorplatz, dachte daran, daß Mr. Weismantel jetzt vom Flugfeld aus hinauf in leere Fenster winken würde, kaufte eine Zeitung, las von Notzucht und Autobahnkirchenbau und nahm den Bus zurück in die Stadt. Einmal glaubte er, das Flugzeug zu sehen, sagte sich aber, daß das nicht möglich sei, der Flug ging nach Südosten, die Fahrt nach Westen. Er wechselte den Bus und fuhr in die Mainzer Straße.

## GRÖSSE UND GRENZEN DES LEHRSTÜCKS

Bertolt Brechts Übergang auf die Seite der Arbeiterklasse

Das Lehrstück ist eine dramatische Form mit vorherrschend didaktischen Elementen. Die Bezeichnung wurde zu Anfang der dreißiger Jahre auf die verschiedensten, oft sehr unterschiedlichen Stücke angewandt. Als der eigentliche Theoretiker und Praktiker des Lehrstücks galt jedoch bereits damals Bertolt Brecht.

Brechts Hinwendung zum Lehrstück fiel in eine Zeit, in der er sich immer klarer auf die Arbeiterklasse orientierte. Je mehr er sich in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre mit der marxistischen Theorie und mit dem Kampf der Arbeiterklasse vertraut machte, um so radikaler war seine Ablehnung des bürgerlichen Theaterbetriebs geworden. Er erkannte, daß sich das Theater ebenso wie die Stätten materieller Produktion in der Hand der herrschenden Klasse befand, die es als Instrument ihrer Herrschaft gebrauchte. Einer Dramatik aber, die auf die Veränderung der bestehenden Gesellschaft zielte, war der bürgerliche Bühnenapparat verschlossen. Als der faschistische Druck zunahm, wurde es vollends unmöglich, den bürgerlichen Theaterapparat anders als zur direkten oder indirekten Apologetik des kapitalistischen Systems zu verwenden.

Brecht teilte damals nicht die Illusion vieler oppositionell gestimmter Dramatiker, Musiker und Schauspieler, die durch ihre Kunst den Apparat zu beherrschen meinten. Er war sich darüber klar, daß eine revolutionäre Dramatik in der Situation, wie sie in Deutschland zu Anfang der dreißiger Jahre bestand, den Kampf der Arbeiterklasse nur unterstützen konnte, wenn sie mit dem Apparat des bürgerlichen Theaters brach. Ein Dramatiker, der auf dem Apparat beharrte, der nicht auf ihn verzichtete, mußte in zugespitzten Klassenkampfsituationen entweder aufhören, Dramatiker zu sein, oder aber dem bürgerlichen Theater, und das hieß dem Klassengegner, Konzessionen machen. Brecht lernte aus dem Beispiel Piscators, daß, wenn der Bruch mit dem Apparat nicht vollzogen wurde, ideologische Kompromisse die Folge waren. Er suchte deshalb nach einer Form des Schauspiels, die den umfangreichen Apparat entbehren konnte. Er fand sie im Lehrstück für die Laienbühne. Indem er für Laien und Schauspieler Stücke schrieb, die außerhalb des bürgerlichen Theaterbetriebs ihr Publikum fanden, hoffte er Neuerungen durchzusetzen, die eine Veränderung der Ge-

sellschaft zum Inhalt hatten. Deshalb schrieb er zusammen mit Hanns Eisler 1930 in einem offenen Brief an die Veranstalter der Neuen Musik, die es abgelehnt hatten, die Verantwortung für die Aufführung der „Maßnahme“ zu übernehmen: „Wenn Sie Ihre so wichtigen Veranstaltungen, in denen Sie neue Verwendungsarten der Musik zur Diskussion stellen, weiterführen wollen, dann dürfen Sie sich auf keinen Fall in finanzielle Abhängigkeit von Leuten oder Institutionen begeben, die Ihnen von vornherein soundso viele und vielleicht nicht die schlechtesten Verwendungsarten aus ganz anderen als künstlerischen Gründen verbieten.“

Im Laufe seiner Arbeit am Lehrstück experimentierte Brecht mit den verschiedensten Elementen, um diesen Stücktypus zu entwickeln. So verwandte er Elemente des bürgerlichen Lehrstücks, des Oratoriums. Vor allem aber griff er die Technik der proletarischen Spieltruppen auf, der Agitprop-Truppen, die er als einen „eigentümlichen und neuartigen Stil“ bezeichnete. In seinen letzten Lehrstücken, vor allem in der „Mutter“, verband er dann die Eigenart des Agitprop-Spiels mit der entwickelten Technik des bürgerlichen Theaters.

So unterschiedlich die Gestaltung der einzelnen Lehrstücke Brechts ist, sie haben alle den Verzicht auf einen komplizierten Bühnenapparat und auf eine psychologisch verzweigte Charakterdarstellung gemeinsam. Schon die Struktur des Laientheaters machte das erforderlich. Die Kollektive, die unter den schwierigen Verhältnissen der damaligen Notverordnungen arbeiten mußten, konnten keinen umfangreichen Apparat brauchen. Sie konnten auch, da in ihnen Laienspieler tätig waren, keine psychologisch komplizierten Charaktere auf die Szene bringen. Das sind jedoch nicht die einzigen Gründe für die Hinwendung Brechts zum Lehrstück. Gleichzeitig und vor allem ging es ihm darum, ideologisch von der bürgerlichen Welt loszukommen. Seit seiner Beschäftigung mit der marxistischen Philosophie und Ökonomie wußte er, daß die bürgerliche Klasse nur bekämpft werden konnte, wenn man ihrer Welt etwas Besseres entgegenzusetzen hatte. Provokationen wie die „Dreigroschenoper“ und „Mahagonny“ griffen nicht ihre Grundlagen an. Dies erkennend, versuchte Brecht, noch bevor die marxistische Weltanschauung bei ihm bestimmend wurde, von dem Standpunkt bloßer Negation abzugehen. Es begannen seine Bemühungen, „das Lehrhafte auf Kosten des Kulinarischen immer stärker zu betonen“.

Welches aber war der Lehrgegenstand? Im „Flug der Lindberghs“, seinem ersten Lehrstück, war es das wissenschaftliche Verhalten, der naturwissenschaftliche Fortschritt. Brecht erkannte jedoch bald, daß die gesellschaftlichen Probleme, um die es ihm ging, damit nicht erfaßt wurden. Je mehr er nun versuchte, diese gesellschaftlichen Probleme zum Gegenstand zu machen, um so mehr näherte er sich der Gedankenwelt der marxistischen



Theorie. Schon bevor er mit dem Lehrstück experimentierte, war er bei der Arbeit an den Stücken „Joe Fleischhacker in Chicago“, „Dan Drew“ und „Der Brotladen“, in denen er sich mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung auseinandersetzen wollte, auf das Studium des Marxismus gelenkt worden. Die genannten Werke sind Fragment geblieben, und das zeigt, auf welch große Schwierigkeiten Brecht stieß. Er kannte damals noch nicht die Mittel, diesen Problemen beizukommen. Die Lehrstücke sind bei ihm daher in vielerlei Hinsicht eine Form des Übergangs von der bürgerlichen zur sozialistischen Dramatik. Sie boten ihm die Möglichkeit, mit der hochentwickelten bürgerlichen Dramatik zu brechen, ohne an ihre Stelle sofort eine andere, ebenso hochentwickelte dramaturgische Technik setzen zu müssen, über die er damals noch nicht verfügte. Die Schwierigkeit bestand gerade in der Frage: Wie sind die gesellschaftlichen Prozesse zu gestalten, kann überhaupt in einem Individuum, in seiner Geschichte, die auf der Bühne dargestellt wird, der ganze komplizierte Prozeß der kapitalistischen Gesellschaft abgebildet werden? Bei Piscator, den im Grunde die gleiche Frage bewegte, heißt es hierzu: „Nicht mehr das Individuum mit seinem privaten, persönlichen Schicksal, sondern die Zeit selber, das Schicksal der Massen ist der heroische Faktor der neuen Dramatik.“ Und sich auf Brecht beziehend schreibt Piscator weiter: „Der Mensch ist untrennbar verbunden mit den großen politischen und ökonomischen Faktoren seiner Zeit oder, wie Brecht einmal pointierte: ‚Jeder chinesische Kuli ist, um sein Mittagbrot zu verdienen, gezwungen, Weltpolitik zu treiben.‘ Er ist in allen seinen Äußerungen und Innerungen dem Schicksal seiner Epoche verhaftet, gleichgültig wie seine Stellung auch sein mag.“

In diesem Punkt verknüpfte sich bei Brecht – aber nicht nur bei ihm – Richtiges mit Falschem. Eine fortschrittliche Absicht hob sich teilweise durch ihre undialektische Handhabung auf. Brechts Kampf richtete sich gegen die bürgerliche Kunst, in der das Private das Gesellschaftliche überwucherte, in der nicht gesellschaftliche Prozesse abgebildet, sondern Zufälligkeiten durch mehr oder minder kunstvolle Psychologisierung zu bedeutenden Problemen aufgebauscht wurden. Die Stoßrichtung gegen diesen Verfall der bürgerlichen Kunst war selbstverständlich vollauf berechtigt. Die bürgerlichen Schriftsteller unterschlugen die gesellschaftliche Notwendigkeit, die sich gegen ihre Klasse richtete, dadurch drang die Zufälligkeit ins Zentrum ihrer Gestaltung. Der dialektische Zusammenhang von Notwendigkeit und Zufall, von Gesellschaftlichem und Individuellem, von Allgemeinem und Besonderem war zerrissen. Die Zufälligkeit, der private Konflikt, mußte durch Psychologie oder Pseudo-Psychologie ausgefüllt werden. So entstand eine dramatische Literatur des „Privaten“, das losgelöst vom gesellschaftlichen Leben existierte.

Gegen diese Art Dramatik wandte sich Brecht, indem er versuchte, das Private ins Historische zu steigern. Er wollte eine Gestaltung, bei der an der Geschichte eines einfachen Menschen die Triebkräfte der Gesellschaft ablesbar waren. Auch die alltäglichen Vorgänge sollten vom Blickpunkt des Historischen aus gestaltet werden. In dem richtigen Bemühen, der idealistischen bürgerlichen Gestaltungsweise eine konsequent materialistische Position entgegenzusetzen, vernachlässigte Brecht jedoch in der Praxis seiner Lehrstücke die ständige Wechselbeziehung zwischen Notwendigkeit und Zufall, zwischen Gesellschaftlichem und Individuellem, über die Engels in einem Brief an Joseph Bloch aus dem Jahre 1890 schreibt: „Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente, worin schließlich durch alle die unendliche Menge von Zufälligkeiten (d. h. von Dingen und Ereignissen, deren innerer Zusammenhang untereinander so entfernt oder so unnachweisbar ist, daß wir ihn als nicht vorhanden betrachten, vernachlässigen können) als Notwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetzt.“ Engels machte gerade darauf aufmerksam, daß „das Endresultat stets aus den Konflikten vieler Einzelwillen hervorgeht, wovon jeder wieder durch eine Menge besonderer Lebensbedingungen zu dem gemacht wird, was er ist; es sind also unzählige einander durchkreuzende Kräfte, eine unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen, daraus eine Resultante – das geschichtliche Ergebnis – hervorgeht“. Eben die „Wechselwirkung aller dieser Momente“ ging bei Brecht damals verloren und damit auch der dialektische Zusammenhang von Notwendigkeit und Zufall, von Gesellschaftlichem und Individuellem. Das Bestreben des Dichters, die geschichtlichen Prozesse zu erfassen und den Menschen als politisches Wesen zu zeigen, eliminierte das Moment des Zufälligen. Dadurch erlangte die Notwendigkeit das Übergewicht und zerriß den lebendigen Zusammenhang.

In den Lehrstücken geschah das vor allem durch Verzicht auf eine engverknüpfte Fabel. Nur eine verdichtete Fabel ermöglicht die Widerspiegelung jener „einander durchkreuzenden Kräfte“, von denen Engels spricht, und kann die Notwendigkeit aus dem Zufall selbst hervorgehen lassen. Die Fabeln der Lehrstücke aber waren sehr locker zusammengefügt. Brecht sagte sogar einmal über die „Maßnahme“, das Werk sei so angelegt, daß leicht Veränderungen vorgenommen und ganze Szenen umgestellt werden könnten. Tatsächlich besitzen die Lehrstücke keine Fabel im eigentlichen Sinn, sondern verschiedene Handlungskomplexe sind durch den Chor miteinander verbunden. Da die sehr eingleisig geführte Fabel kein wirkliches Abbild des Reichtums an menschlichen Beziehungen geben konnte, also auch nicht der sehr komplizierten politischen Beziehungen, um die es Brecht doch ging, suchte er im Chor und im Kommentar einen Ersatz. So schob sich das didaktische Element vollends in den Vordergrund.

Diese Einseitigkeit war eine Folge des Auseinanderreißen der dialektischen Zusammenhänge. Denn es bleibt ein Irrtum zu glauben, es genüge, die Gegensätze herauszuarbeiten, um dialektische Beziehungen herzustellen. Werden die Gegensätze nicht durch ständige Wechselbeziehung miteinander verbunden, so bleibt diese Auffassung mechanisch. In den Lehrstücken aber machte die ganze Struktur der Fabel diese dialektische Beziehung unmöglich oder schränkte sie zumindest stark ein. Damit büßte das Lehrstück an lebendiger Wirklichkeit ein und verlor sich in unfruchtbarer Enge, die einer dialektischen Auffassung diametral entgegengesetzt war.

Brecht erkannte den Mangel sehr früh und hat zum Beispiel eine Auf-führung der „Maßnahme“ später nicht mehr gestattet. Es muß auch gesagt werden, daß die hier dargelegten Schwächen nicht in gleichem Maße auf alle seine Lehrstücke zutreffen. Bereits in der „Mutter“ ist erkennbar, daß dem Dichter der Rahmen des eigentlichen Lehrstücks zu eng wurde, daß er nach neuen Mitteln suchte, wenn er auch die Grenzen des Lehrstücks noch nicht völlig sprengte.

Die dem Lehrstück anhaftenden erkenntnistheoretischen Schwächen haben ihre klassenmäßige Wurzel. In einer gründlichen Untersuchung der „Maßnahme“ (erschieden 1931 in der Zeitschrift „Literatur der Weltrevolution“) schrieb Alfred Kurella dazu: „Wir haben hier den idealistischen Rest der Denkweise des radikalen Kleinbürgers vor uns, den die Erfahrung aus dem Lager der Bourgeoisie zum Proletariat treibt.“ Tatsächlich zeigt sich in den Lehrstücken Brechts sein Übergang vom bürgerlichen zum marxistischen Denken. Er versucht, Probleme vom Standpunkt des Marxismus aus zu lösen, kann sich jedoch, bei allem subjektiven Bemühen, von bürgerlichen Einflüssen nicht restlos freimachen. In vieler Hinsicht waren die Lehrstücke Selbstverständigung des Dichters über komplizierte weltanschauliche Probleme. Vom „Flug der Lindberghs“ bis zur „Mutter“ wird der gesamte, außerordentlich verschlungene Prozeß seines Durchdringens zum Marxismus, zur Arbeiterklasse deutlich. Um sich von der bürgerlichen Ideologie endgültig loszureißen, bedurfte es eines langwierigen Kampfes. Die eingewurzelten Denkgewohnheiten ließen sich nicht immer mit jener Radikalität überwinden, die Brechts politische Entscheidung kennzeichnete.

Mit dem Lehrstück „Die Maßnahme“ wandte sich Bertolt Brecht zum erstenmal der Gestaltung des proletarischen Kampfes unter Führung der Kommunistischen Partei zu. Damit drang er in eine neue Welt ein und erschloß sich eine Thematik, die sein gesamtes weiteres Schaffen entscheidend beeinflusste. Dem Lehrstück „Die Maßnahme“ kommt besondere Bedeutung zu, denn in ihm sind die überaus komplizierten politischen und ästhetischen Probleme konzentriert, die sich für den bürgerlichen Schriftsteller aus dem Übergang auf die Seite des Proletariats ergaben.

Dieser Übergang Brechts vollzog sich, wie Alfred Kurella in seiner schon erwähnten Rezension schrieb, in einer Zeit, „wo die Kommunistenhetze schärfste Formen angenommen hat und Intellektuelle, die einstmals mit dem Kommunismus sympathisierten, in Scharen zum Gegner überlaufen“. Brecht zählte zu dem kleinen Teil der deutschen Intelligenz, der sich von der zunehmenden Faschisierung nicht in die Knie zwingen ließ. Er folgte nicht jenen bürgerlichen Dramatikern, die den Rückzug in das belanglose Amüsiertheater, in eine unverbindliche, unverfängliche Thematik antraten. Er zerriß die Bande, die den kleinbürgerlichen Intellektuellen trotz aller rebellischer Anschauungen und geistiger Opposition an die bürgerliche Klasse fesselten. Der Bruch mit seiner Klasse war radikal, wenn auch politisch wie ästhetisch äußerst kompliziert. Brechts Wendung zum Proletariat in den dreißiger Jahren kam für viele, die in ihm nur den Dramatiker eines geistvollen Formenexperiments sahen, den Verfasser der „Dreigroschenoper“ und der Oper „Mahagonny“, überraschend. So schrieb Biha in der „Linkskurve“ anlässlich der Aufführung der „Maßnahme“: „Einer, der bisher außerhalb unserer Reihen stand, hat ein Stück geschrieben, das grundsätzlich auf dem Boden des Klassenkampfes steht, sich offen und mutig zur Kommunistischen Partei bekennt. In diesem Stück ist der Autor kein fremder Beobachter, sondern Mitkämpfer... Wir hatten niemals bisher daran gedacht, Brechts Produktion als die eines revolutionären Kameraden zu betrachten...“

Bei genauem Studium der Werke Brechts wird man nicht übersehen können, daß es ihm schon ab Mitte der zwanziger Jahre immer darauf ankam, den Mechanismus der Gesellschaft zu erfassen und bloßzulegen. Selbst dort, wo manche nur Formenexperiment, exzentrische Originalität und Bilderstürmerei sahen, verbarg sich ein gesellschaftliches Problem. Bereits in der „Dreigroschenoper“ und in „Mahagonny“ war Brecht auf das Phänomen Geld gestoßen. In „Mahagonny“ schildert er, wie der Holzfäller Paul Ackermann, der drei Flaschen Whisky und eine Storesstange nicht bezahlen kann, in der Glücksstadt Mahagonny zum Tode verurteilt wird:

*Wegen Mangel an Geld  
Was das größte Verbrechen ist  
Das auf dem Erdenrund vorkommt.*

In dieser Zeit trug er sich mit Plänen zu den Dramen „Joe Fleischhacker in Chicago“ („Weizen“) und „Dan Drew“ („Die Erie-Bahn“); das erste kündigte Piscator bereits auf seiner Bühne an. Was alle diese Stücke aus der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre charakterisierte, war der Versuch, den Mechanismus der kapitalistischen Wirtschaft zu erfassen. Elisabeth Hauptmann notierte am 26. Juli 1926: „Er (Brecht) behauptete, die Prak-

tiken mit Geld seien sehr undurchsichtig, er müsse jetzt sehen, wie es mit den Theorien über Geld stehe.“ Und im Oktober 1926: „Nach der Aufführung von ‚Mann ist Mann‘ beschafft sich Brecht Arbeiten über den Sozialismus und Marxismus und läßt sich aufschreiben, welche Grundwerke er davon zuerst studieren soll. Aus dem Urlaub schreibt er in einem Brief kurze Zeit später: ‚Ich stecke acht Schuh tief im »Kapital«. Ich muß das jetzt genau wissen...“ Das Studium des Marxismus, das Brecht später auch an die von Hermann Duncker geleitete Marxistische Arbeiterschule führte, wurde zu einer bestimmenden Wende in seinem Leben.

Gleichzeitig mit dem Studium der Ökonomie, der Klassiker des Marxismus, erfolgte auch die erste Konzeption des „epischen Theaters“. Die neu gewonnenen Erkenntnisse zeigten sich zuerst in einer verschärften Gesellschaftskritik. Zwar hatte Brecht in der „Dreigroschenoper“ und in „Mahagonny“ die herrschende Klasse schon in dem Punkt kritisiert, wo sie am empfindlichsten ist, nämlich in ihren materiellen Interessen, aber jener Angriff traf noch nicht ins Zentrum. Alfred Kerr hatte nicht ganz unrecht, als er meinte, die Menschen gingen nicht in die „Dreigroschenoper“ wegen des „Häppchens Kommunismus“, sondern um ein Unterhaltungsstück zu sehen, dessen politische Stoßkraft der Bürger nicht auf sich gerichtet fühlte. Politisch viel schärfer zupackend und die kapitalistische Gesellschaft gründlicher entlarvend war das Schauspiel „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“. Hier treten uns die Klassenkräfte schon nicht mehr abstrakt entgegen, Brecht gab ein wahres Bild von den Kämpfen der Klassen. Mit der „Heiligen Johanna“ hatte er sich zu einem Standpunkt durchgerungen, der bei einem so wirklichkeitsverbundenen Dichtertypus, wie er es war, zu praktischen Schlußfolgerungen führen mußte. Der nächste Schritt führte ihn folgerichtig an die Seite des Proletariats.

Das Lehrstück „Die Maßnahme“ entstand kurz nach der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe“, die 1929/30 geschrieben wurde. Es ist in vielerlei Hinsicht interessant zu untersuchen, wie die Probleme der „Heiligen Johanna“ in die „Maßnahme“ hinüberwuchsen, wie Brecht immer mehr zu jenen Kräften vordrang, die fähig waren, die Welt zu verändern:

*Johanna:* Gibt es hier nicht Leute, die etwas unternehmen?

*Der Arbeiter:* Ja, die Kommunisten.

*Johanna:* Sind das nicht Leute, die zu Verbrechen auffordern?

*Der Arbeiter:* Nein. (Stille.)

*Johanna:* Wo sind die Leute?

Die kommunistischen Arbeiter blieben in diesem Stück noch Randfiguren, sie standen nicht im Zentrum des Stückes. Die Art aber, wie Brecht sie durch andere Gestalten charakterisieren ließ, beweist, daß sie seine ganze



Sympathie und sein politisches Verständnis besaßen. Die Worte über den politischen Funktionär, die zu den schönsten dieser Dichtung zählen, kündigten schon die revolutionären proletarischen Charaktere in der „Maßnahme“ und in der „Mutter“ an:

*Keiner von diesen da  
Hat nur für sich gesorgt.  
Sondern für fremder Leute Brot  
Liefen sie rublos.*

*Der Ungerechte geht offen über die Straße  
Aber der Gerechte versteckt sich.*

*Obgleich sie  
Um geringen Lohn arbeiten und für viele nützlich sind  
Lebt keiner von ihnen seine Jahre zu Ende  
Ißt sein Brot, stirbt satt und wird  
In Ehren begraben, sondern  
Vor ihrer Zeit enden sie und sind  
Erschlagen und zerstampft und in Schande verscharrt.*

Vergleicht man diese Stelle mit dem „Lob der illegalen Arbeit“ aus der „Maßnahme“, so wird der unterschiedliche Standpunkt deutlich, von dem aus die beiden Stücke geschrieben sind. In der „Heiligen Johanna“ war Brecht ein unbeteiligter, wenn auch gerecht denkender Beobachter, in der „Maßnahme“ schon Mitkämpfer. Trotz dieser Unterschiedlichkeit, die nicht übersehen werden kann, gibt es auch Parallelen in der Thematik beider Werke. Andererseits aber ist es außerordentlich interessant zu verfolgen, wie intensiv bestimmte Probleme Brecht beschäftigten und wie sie aus dem Gestaltungsbereich der bürgerlichen Welt in die proletarische hinübergeführt wurden. Damit kommen wir zu den komplizierten Problemen des Übergangs, von denen oben die Rede war.

Ein Hauptthema der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe“ war die Frage nach der Gewaltanwendung. Um denselben Gedankenkreis, wenn auch von einer ganz neuen Fragestellung aus, geht es in der „Maßnahme“. Beim Übergang kleinbürgerlicher Intellektueller auf die Seite des Proletariats spielte immer, besonders aber in revolutionären Situationen, die Frage der Gewalt, des revolutionären „Terrors“ eine Rolle. Sie wurde für diese Menschen zu einem zentralen Problem, zu dem Grunderlebnis ihres Übergangs zum Proletariat. Ein Blick in die Geschichte lehrt, daß sich in Zeiten eines beginnenden revolutionären Umschwungs oder nach niedergeschlagenen Revolutionen fast immer eine Anti-Gewalt-Ideologie herausbildete, die der

herrschenden Klasse dazu diente, die unzufriedenen kleinbürgerlichen Schichten, vor allem die Intelligenz, von den revolutionären Massen zu isolieren und gefügig zu machen. Es sei hier nur auf die Ausbreitung des Tolstojanertums nach 1905 in Rußland sowie auf die expressionistische O-Mensch-Dichtung in Deutschland nach 1918 verwiesen. Es galt sich hier durchzuringen, falsche bürgerliche Humanitätsvorstellungen zu überwinden und die Gewalt so zu begreifen, wie sie Marx und Engels schon im „Kommunistischen Manifest“ erklärten: „Die politische Gewalt im eigentlichen Sinn ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer anderen.“

Die Auseinandersetzung mit jener Anti-Gewalt-Ideologie geschah in verschiedener Weise; ihr Ausgangspunkt war jedoch für die meisten Intellektuellen nicht die theoretische, sondern die aktuelle politische Seite des Problems. Bei Brecht vollzog sie sich zugleich einfacher und komplizierter. Der Dichter, der zu Beginn der zwanziger Jahre einen bis zum Nihilismus gehenden kritischen Standpunkt eingenommen hatte, schleppte keine Illusionen von der Art mit, wie sie bei einigen fortschrittlichen bürgerlichen Schriftstellern erst durch die grausame Wirklichkeit der Hitlerdiktatur zerstört wurden. In der „Heiligen Johanna“ zeigte er, wie sich ein kleinbürgerlicher Mensch von Stufe zu Stufe zu der Erkenntnis durchringt, daß gegen Gewalt nur Gewalt hilft. Seine Johanna sagt zu den Ausbeutern:

„Ich lauf von Pontius zu Pilatus und mein: Wenn ich euch da oben helf, dann ist denen unter euch auch geholfen. Da ist so eine Art Einheit und wird am gleichen Strang gezogen, aber da war ich schön dumm. Wer denen, die da arm sind, helfen will, der muß ihnen, scheint's, von euch helfen. Habt ihr denn gar keine Ehrfurcht mehr vor dem, was Menschenantlitz trägt? Da könnt es passieren, daß man euch auch nicht mehr als Menschen ansieht, sondern als wilde Tiere, die man einfach erschlagen muß im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit!“

Brecht sah die Schwierigkeit nicht so sehr darin, sich zu dieser Wahrheit durchzuringen, sondern dann an ihr festzuhalten. Seine Titelheldin zerbricht an der auferlegten Belastungsprobe, sie klagt später: „Es kann nicht gut sein, was mit Gewalt gemacht wird. Ich gehör nicht zu ihnen. Hätten mich als Kind der Tritt des Elends und der Hunger Gewalt gelehrt, würde ich zu ihnen gehören und nichts fragen.“ Damit zeigte Brecht, daß der Übergang kleinbürgerlicher Intellektueller zum Proletariat bei politischen Entscheidungen von Rückfällen, Reformismus und menschlichem Versagen begleitet ist, wenn er nicht einen radikalen Bruch mit der bürgerlichen Klasse, ein Aufgehen in der Gesamtbewegung des Proletariats bedeutet. So ist diese großartige Dichtung, „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“, für Brecht vor allem eine Selbstverständigung geworden. Die Konsequenz aus diesem

Stück ergab einen neuen weltanschaulichen Standpunkt, der in der „Maßnahme“ zum ersten Male dichterisch fixiert, aber eigentlich noch auf dem Boden der alten Thematik ausgetragen wurde.

Auch in der „Maßnahme“ ist die Frage der Gewalt aufgeworfen, allerdings unter einem ganz anderen Aspekt. Gewaltanwendung gegen die Ausbeuter hatte Brecht bereits in der „Heiligen Johanna“ bedingungslos bejaht: Gegen Gewalt hilft nur Gewalt. Für den Intellektuellen, der auf die Seite des Proletariats überging, erwuchs nun aber die Frage: Wie verhalte ich mich den Menschen gegenüber, an deren Seite ich kämpfe? In der „Maßnahme“ spitzte Brecht einen solchen Fall bis zur äußersten Konsequenz zu: Wie verhalte ich mich zu einem Genossen, der gegen eine Anordnung der Partei verstößt, weil er glaubt, einen besseren Weg zu wissen? Ist es gerechtfertigt, ihn zu töten, wenn die Notwendigkeit das verlangt? Der Aufbau der Handlung ist von einer Strenge, die an die Unentrinnbarkeit der antiken Schicksalstragödie erinnert: Drei Revolutionäre berichten von ihrer Agitationsarbeit in China; sie hatten Erfolg, aber sie waren gezwungen, einen jungen Genossen, der durch Ungeduld und gefühlsmäßiges Handeln die Erfüllung der gemeinsamen Aufgabe gefährdete, zu töten. Daß es sich hierbei für Brecht nicht um ein zufälliges Thema handelte, zeigen seine beiden vorangegangenen Lehrstücke „Der Jasager“ und „Der Neinsager“; in diesen Stücken, die als direkte Vorarbeiten zur „Maßnahme“ anzusehen sind, wird der gleiche zugespitzte Konflikt behandelt.

Die ganze Fragestellung, die Brecht hier vorbringt, ist natürlich äußerst abstrakt, äußerst konstruiert, äußerst abseitig und unreal. Wie läßt es sich erklären, daß sie Brecht dennoch so stark beschäftigte? Daraus vor allem, daß Brecht zu jener Zeit, im Jahre 1930, noch keine lebendige Beziehung zum Proletariat und zur revolutionären Arbeiterbewegung besaß. Bei anderen Intellektuellen, die inmitten der revolutionären Bewegung standen, vollzog sich das Umdenken, das „Anderswerden“, wie Johannes R. Becher es nennt, als ein lang dauernder Prozeß, die Wirklichkeit schliff ihre konstruierten Ideen ab, korrigierte ihre abstrakten Fragestellungen; der politische Tageskampf konkretisierte ihre Ansichten, und so entstand allmählich ihr neues Bewußtsein. Brechts Schritt an die Seite des Proletariats geschah dagegen ganz vom intellektuellen Erlebnis der marxistischen Theorie her. Mit der lebendigen Praxis des politischen Kampfes der Arbeiterklasse, die das einzige zuverlässige Kriterium für die Richtigkeit bestimmter Vorstellungen und Ideen ist, war er damals nur in geringem Maße verbunden. Er prüfte die Gedanken eines Themas nicht an lebendigen Eindrücken aus der Praxis des revolutionären Klassenkampfes, sondern er konstruierte immer neue abstrakte Varianten. Natürlich besaß er genug Wirklichkeitssinn und politisches Wissen, um sich nicht in bloße gedank-

liche Spielerei zu verlieren. Aber bei der Behandlung des Gewaltproblems geriet er in eine idealistische Fragestellung und in eine abstrakte Gestaltungsweise. Die Welt, wie sie in der „Maßnahme“ wiedergegeben ist, erscheint fetischisiert, unbeweglich und unmenschlich.

Die idealistische Position Brechts, der noch nicht überwundene Widerspruch zwischen theoretischer Aneignung der revolutionären marxistischen Theorie und dem Fehlen persönlicher Erfahrung aus der revolutionären Praxis der Arbeiterklasse, erklärt auch einige politische Schwächen des Stückes. Sie müssen hier herausgearbeitet werden, um die Kompliziertheit des Übergangs, wie er sich im dramatischen Schaffen Brechts widerspiegelt, verständlich zu machen. Selbstverständlich darf man dabei keinen Augenblick vergessen, daß das Lehrstück damals starke aktivierende und revolutionierende Wirkung hatte. Eine eingehende politische Untersuchung ist aber notwendig, weil ja Brecht in erster Linie gerade politische Lehren vermitteln wollte. Die Zuschauer sollten an Hand der Lehren ihre eigenen Handlungen überprüfen. Der chinesische Schauplatz war für Brecht eigentlich nur, wie Kurella es ausdrückte, ein abstraktes, geistiges „Manövergelände“ (...) zur Exemplifizierung bestimmter Ideen“. Obwohl die Ereignisse der chinesischen Revolution und des Kantoner Aufstands in der deutschen Arbeiterklasse damals sehr lebendig waren, sah man in dem Schauplatz nur eine Art „Tarnung“, die nötig war, um ein revolutionäres Werk gegen Verbotsmaßnahmen der herrschenden Klasse durchzusetzen. In einem Polizeibericht von 1932 hieß es auch dementsprechend: „Das Chorwerk ist nach außen hin getarnt; es soll angeblich in China spielen. Der Inhalt zeigt aber, daß nur anstelle des Wortes ‚China‘ das Wort ‚Deutschland‘ eingefügt werden brauchte und daß das gesamte Chorwerk auf deutsche Verhältnisse anzuwenden war.“

Die politische (und, wie noch darzulegen sein wird, auch eine ästhetische) Schwäche des Werkes besteht nun aber darin, daß der Handlung wegen ihres abstrakten Charakters jede Beweiskraft fehlt. Gefährdet das Verhalten des jungen Genossen wirklich die Erfüllung der revolutionären Aufgabe? Die Gestaltung einer konkreten historischen Situation, aus der dies und die Berechtigung des Entschlusses der drei Agitatoren ablesbar wäre, ist in der „Maßnahme“ durch einen allgemeinen Hinweis auf die Lehren der Klassiker ersetzt. Der Zuschauer wird aber mit Recht fragen: Wenden die drei Agitatoren die Lehre der Klassiker entsprechend der gegebenen Situation auch richtig an? Brechts allgemeine Darstellung macht ein Urteil darüber unmöglich. Damit wird aber zugleich die ethische Lösung des Konflikts höchst fragwürdig. In seiner schon zitierten Rezension schreibt Kurella: „Betrachten wir das Verhalten des jungen Genossen und der drei Agitatoren . . . , so kommen wir zu dem Schluß, daß dieses Verhalten

sehr viel mehr Gründe gibt zu behaupten, der junge Genosse vertrete tatsächlich den Standpunkt der konsequenten Revolutionäre und Bolschewisten, während die Agitatoren Musterbeispiele für opportunistisches Verhalten seien, für das, was man in der Sprache der dritten Internationale ‚rechte Abweichung‘ nennt, Abweichungen, für welche mehr als ein Kommunist schon aus der Partei ausgeschlossen worden ist.“

Die Frage, die man stellen muß, geht dahin: Hatten die politischen Lehren, die Brecht in der „Maßnahme“ vermittelte, zu der Zeit, als das Stück entstand, einen positiven politischen Lehrwert? Die Antwort muß davon ausgehen, ob zu jener Zeit eine revolutionäre Situation in Deutschland bestand. Falls ja, so konnte das Stück eine Wirkung auslösen, die der Absicht des Verfassers entgegengesetzt war. In einer revolutionären Situation mußten die Argumente der drei Agitatoren beschwichtigend wirken und den revolutionären Drang der Massen fesseln. Zu Beginn der dreißiger Jahre zeichnete sich aber tatsächlich, wenn nicht eine akute revolutionäre Situation, so doch ein revolutionärer Aufschwung ab. Auf der Tagung des Zentralkomitees der KPD vom 30. März 1930 wies Thälmann darauf hin, daß „die Möglichkeit des Hinüberwachsens in die revolutionäre Situation in einigen kapitalistischen Ländern besteht... Unsere wichtigste Aufgabe ist, das Proletariat schon jetzt zu entscheidenden revolutionären Kämpfen vorzubereiten, ohne den Eintritt in die revolutionäre Situation abzuwarten.“ Die Lehre aber, die in der „Maßnahme“ vermittelt wurde, orientierte die Massen in dieser gärenden Zeit nicht auf ihre nächsten Aufgaben, sondern verwies abstrakt auf die Klassiker.

Um noch deutlicher zu zeigen, wie wenig die Lehre des Stücks zur Meisterung einer konkreten politischen Situation beitragen konnte, sei noch auf die Maiereignisse des Jahres 1929 verwiesen. Sie waren das erste Anzeichen eines revolutionären Aufschwungs. Damals unternahm die deutsche Bourgeoisie eine Provokation, um die Massen von der KPD zu isolieren. Die erbitterten Arbeiter verteidigten sich gegen den Terror der Zörgiebel-Polizei, errichteten Barrikaden und riefen nach Waffen. Die Kompliziertheit der Situation bestand darin, daß die Bedingungen für eine akut revolutionäre Situation noch nicht gegeben waren, die Partei die kämpfenden Arbeiter aber nicht im Stich lassen konnte. Vergleicht man die Maiereignisse mit der „Maßnahme“, so erkennt man erst richtig, was dem Stück fehlt: nämlich die lebendige Vielfalt und Kompliziertheit der Wirklichkeit. Gerade die Maikämpfe (die übrigens in der zeitgenössischen revolutionären proletarischen Literatur eine bedeutende Rolle spielten) wären ein Stoff gewesen, an dem der Konflikt des jungen Genossen hätte entwickelt und einer anderen Lösung zugeführt werden können. Allerdings wäre eine politische Situation wie die vom Mai 1929 in ihrer Kompliziertheit und Vielgestalt



nicht mit den Mitteln des Lehrstücks zu bewältigen gewesen. Das zeigt, welche Grenzen dem Lehrstück und seiner politischen Wirksamkeit gesetzt sind.

Bei der Untersuchung der ästhetischen Seite der „Maßnahme“ muß wieder an den Ausgangspunkt erinnert werden, von dem aus das Stück konzipiert ist. Brechts Auseinandersetzung mit dem Problem der Gewalt erfaßte nicht die gesellschaftliche Totalität, sondern verengte sich zu einer ethischen Problemstellung. Da sie nicht am historisch konkreten Material, am praktischen politischen Erlebnis und Kampf erfolgte, mußten abstrakte Prinzipien zu Leitgedanken werden. Das führte zu einer Gegenüberstellung von Gefühl und Verstand, über die es bei Kurella heißt: „Der Widerstreit zwischen Verstand und Gefühl ist also ein Grunderlebnis des bürgerlichen Intellektuellen, der eben im Begriff ist, sich dem revolutionären Proletariat anzuschließen.“ Kurella wies darauf hin, daß diese Frage nicht nur Intellektuelle beschäftigte, sondern auch viele Arbeiter, die unter den Einfluß bürgerlicher Ideen geraten waren. Die Abstraktheit aber, in der Brecht die Auseinandersetzung vollzog, hatte ihre ästhetischen Folgen. Sie hinderte ihn, den Gegensatz von Gefühl und Verstand in lebendige Charaktere, in einen echten, aus revolutionärem Denken und Handeln hervorgehenden Konflikt umzusetzen. Bei Brechts Gestalten, so hervorragend sie in der sprachlichen Formung sind, schimmert immer die philosophische Kategorie hindurch. Die Charaktere besitzen keine Selbständigkeit gegenüber der allgemeinen Idee, den ethischen Prinzipien. Man kann jedoch diese Schwäche nur richtig einschätzen, wenn man die politische und ästhetische Kampfposition nicht aus dem Auge verliert, die Brecht gleich anderen revolutionär-proletarischen Schriftstellern Anfang der dreißiger Jahre einnahm. Die Schreibweise dieser Autoren war gegen den bürgerlichen Individualismus und Psychologismus gerichtet. Sie polemisierten damit gegen die bürgerliche Manier, „Menschen zu schaffen“. So berechtigt und nötig die Ablehnung des bürgerlichen Psychologismus war, der alle gesellschaftlichen Probleme in oberflächlicher Seelenanalyse erstickte, so falsch war es jedoch, die Charaktere unter eine Allgemeinheit zu determinieren, die die Selbständigkeit des Individuums auslöschte. Die marxistische Erkenntnis, daß der Mensch das „Ensemble aller gesellschaftlichen Verhältnisse“ ist, blieb in Brechts dramatischen Arbeiten vorerst noch unfruchtbar, denn er handhabte die richtige Erkenntnis noch undialektisch, so daß die relative Selbständigkeit der Charaktere verloren ging. Die Gestalten blieben trotz aller Sprachgewalt abstrakt, schematisch.

Das alles bedeutet aber nicht, die politische Wirkung des Stückes zu leugnen oder in Frage zu stellen. Brecht schuf mit der „Maßnahme“ ein Werk, das trotz seiner Mängel das Klassenbewußtsein und die Klassen-

disziplin des Proletariats stärkte und die Arbeiter auf die Theorie des Marxismus lenkte. Lieder wie „Lob der illegalen Arbeit“ und „Lob der Partei“ gehören zu den großen Schönheiten unserer sozialistischen Literatur. Brechts erster Versuch, Menschen aus der Arbeiterklasse und die weltverändernde Kraft ihrer Partei zu gestalten, war unbeschadet aller notwendigen Einwände politisch wie literaturgeschichtlich eine Großtat. Die kommunistische Presse erkannte dies ebenso wie die Schwächen des Werkes. Die „Rote Fahne“ schrieb am 24. Dezember 1930: „Trotz dieser Fehler ist aber die Aufführung ein für die deutsche revolutionäre Bewegung politisch und künstlerisch außerordentlich wichtiger erstmaliger Versuch.“ Und am 20. Januar 1931: „Wir müssen politisch ja sagen, weil die Vorzüge der propagandistisch positiven Gesamtwirkung die Nachteile der ideologischen Unklarheiten größtenteils aufwiegen . . . Künstlerisch, literarisch und musikalisch ist die ‚Maßnahme‘ epochal.“

Die herrschende Klasse verfolgte das Werk auf ihre Weise, nämlich durch ihren Sicherheits- und Polizeiparat. In einem Polizeibericht vom 21. Dezember 1932 (Landeskriminalpolizeiamt Berlin) hieß es über die „Maßnahme“: „Es wurde u. a. gezeigt, wie der revolutionäre Gedanke in die Polizei- und Militärkasernen zu tragen sei. In einem anderen Bilde wurde dargestellt, wie verbotene Druckschriften verteilt und die Polizei dabei hinters Licht geführt werden könne.“ In einem Polizeibericht vom 15. Februar 1933 liest man über eine Aufführung der „Maßnahme“ in Erfurt: „Das Stück ist ein kommunistisches Lehrstück. In den einzelnen Szenen wird die Strategie und Taktik der illegalen kommunistischen Arbeit (insbesondere der Zersetzungsarbeit in Armee und Polizei) dargestellt.“ Die Erfurter Aufführung wurde von der Polizei aufgelöst. Zum Schluß des Berichtes hieß es lakonisch: „Die Auflösung ist auf Grund des Paragraphen 14, Ziffer 5 des Reichsvereinsgesetzes erfolgt. Gegen die Veranstalter ist ein Verfahren wegen Vorbereitung zum Hochverrat eingeleitet worden.“

Eine Betrachtung des Lehrtheaters muß, um nicht einseitig zu sein, auf eine weitere Tendenz dieses Stücktypus hinweisen. Das Bestreben, die Kunst zu einer Unterabteilung der Pädagogik zu machen, ging vor allem von einem Kreis von Dramatikern und Komponisten aus, die dem Theater wieder eine nützliche gesellschaftliche Funktion zuweisen wollten. Bei der Suche nach etwas, das mit Nutzen für die Gesellschaft von der Bühne aus gelehrt werden könne, stießen sie auf den Marxismus, auf die Welt der Arbeiterklasse. So wurde das Lehrstück außer für Brecht auch für einige andere Dramatiker zu einer Form des Übergangs von der bürgerlichen zur sozialistischen Dramatik. Es führte aber noch in eine andere Richtung, in die Richtung einer ideologischen Unterstützung der reaktionärsten Kräfte der Bourgeoisie. Diese bürgerliche Variante des Lehrstücks benutzten be-

stimmte Elemente des didaktischen Theaters zum formalistischen Experiment. Die psychologisierende Technik, überzüchtet und inhaltsleer geworden, schlug um in gewollte Primitivität. Auch gaben die didaktischen Elemente Gelegenheit zu einer artistischen Gruppierung des Stoffes und zu raffinierten Lösungsversuchen. Die bürgerlichen Autoren versuchten, ein Interesse, das sie nicht mehr aus dem Inhalt ihrer Werke ableiten konnten, durch formalistische Spielerei zu wecken. Das bürgerliche Lehrstück dieses Typus wies deutlich alle Symptome der verfallenden bürgerlichen Kunst auf. Mit dem Formenexperiment verbunden war bei einigen Autoren eine sehr aktive Propagierung reaktionärer Tendenzen, so zum Beispiel in dem „Christoph Columbus“ des französischen katholischen Schriftstellers Paul Claudel und in Goerings „Südpolexpedition des Kapitän Scott“. Es war in der objektiven Lage der bürgerlichen Klasse begründet, daß Versuche, ein didaktisches, vernunftbetontes bürgerliches Drama zu schaffen, inhaltlich stets in ihr Gegenteil umschlagen mußten, in eine mystifizierte Welt, in formalistische Spielerei. Dieses Umschlagen der didaktischen Mittel in ihr Gegenteil hat Herbert Ihering bereits 1930 an Claudels „Columbus“ nachgewiesen: „Was geschaffen war, um aufzuklären, wird hier dem Glauben unterstellt. Was desillusionierend gedacht war, dient einer neuen Illusion. Was beweisen sollte, nüchtern durch Belege, wird verwandt, um unkontrollierbare, seelische Zwischenwelten zu illustrieren. Wirklichkeit wird Symbol. Wahrheit Allegorie . . . Alles ist aus der Verantwortlichkeit des Geistes genommen. Ideologie wird durch Mythologie ersetzt.“

Von einer solchen Richtung muß man selbstverständlich die Lehrstücke Brechts scharf trennen. Brechts Stücke waren ihrer ganzen Struktur nach eine Form, durch welche sich der bürgerliche Intellektuelle von der bürgerlichen Welt losriß, um sich über die marxistische Theorie der Arbeiterklasse zu nähern. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß bürgerliche Schriftsteller Elemente einer epischen Technik aufgriffen, die von Brecht entwickelt worden war. Ein bloßer Vergleich der Formelemente Brechts mit denen der bürgerlichen Lehrstückautoren würde formal-idealistisch bleiben und die Werke aus ihrer konkreten geschichtlichen Situation und aus ihrer Klassenbeziehung herauslösen. Hier sei deshalb noch einmal zusammenfassend gesagt: Brechts Entwicklung ging vom fortschrittlichen bürgerlichen Lehrstück zum proletarischen Lehrstück, als zu Beginn der dreißiger Jahre die Faschisierung auf allen Gebieten zunahm. Indem er, wie zum Beispiel in der „Mutter“, Traditionen des bürgerlichen Dramas mit der Technik des Agitprop-Spiels verband, sprengte er bereits die Grenzen dieses Stüctypus. Man wird den Brechtschen Lehrstücken nur gerecht, wenn man Tendenzen, die hier der übersichtlichen Darstellung wegen nacheinander untersucht wurden, im Schnittpunkt aller Momente gemeinsam erfaßt.

Der bürgerlichen Kritik ist deshalb auch eine Einsicht in die Zusammenhänge, die bei Brecht zum Lehrstück führten, versperrt geblieben. Selbst ein Alfred Kerr, dessen anständige antifaschistische Gesinnung außer Zweifel steht, hielt Brecht damals geradezu für den „Typus der Verworrenheit“, der gestalterische Unfähigkeit mit einer neuen Dramentheorie bemäntelte. Für Kerr wie für viele bürgerliche Kritiker und Literaturhistoriker war das Lehrstück einfach ein kunsttheoretischer Anachronismus. Er bekämpfte das Lehrstück als ein „Leerstück“. In seiner Schrift „Was wird aus Deutschlands Theater?“ schrieb er: „Bescheidenheit, die zwar sagt, das alte Drama sei ausgepumpt – die aber nun zufügt: also machen wir ein noch viel älteres Theater nach, das noch viel ausgepumpter ist; das schon im Mittelalter überwunden war: die moralities. Der Fröhkalk. Auf! nach Urväter Art – als noch kein entwickeltes Drama bestand.“ Und ein reaktionärer Kritiker, H. Bachmann, schrieb in der „Germania“ über Brecht: „Er hat in Wirklichkeit unsere Entwicklung um mehrere Jahrhunderte zurückgeschraubt und bedient sich der Primitivform des vorshakespearischen Theaters, das auch ‚episch‘ war und sein mußte, weil die Künste immer ihre Formen so lange voneinander entlehnen, bis sie zu ihrem Wesen und damit zu ihrer Form durchfinden.“ Die bürgerlichen Kritiker vom Schlage Bachmanns wußten sehr wohl in der politischen Wertung einen Unterschied zwischen den bürgerlichen und den proletarischen Lehrstücken zu ziehen. Die Form aber lösten sie von den konkreten historischen Bedingungen des Klassenkampfes, unter denen diese Werke entstanden waren. Selbst Kerr, der doch in Wort und Schrift oft gegen den hereinbrechenden Faschismus auftrat, sah Inhalt und Form des proletarischen Lehrstücks nicht im Zusammenhang mit den Bedingungen, unter denen Anfang der dreißiger Jahre Aufführungen von Werken sozialistischer Dramatiker nur noch möglich waren. Noch weniger vermochte er zu verstehen, welch komplizierter gedanklicher Prozeß in den Dramatikern vorging, die sich von der bürgerlichen Klasse losgesagt hatten und mit ihrer Kunst vorbehaltlos auf die Seite des revolutionären Proletariats traten.

Die kritische Einschätzung des Lehrstücks war notwendig, um zu zeigen, welche Bedeutung diesem Stücktypus als Übergangsform bei der Herausbildung der sozialistischen Dramatik zukommt. Außer in dem 1934 geschriebenen Stück „Die Horatier und die Kuriatier“ hat Brecht diese Form später nicht mehr angewendet. Der marxistische Dialektiker, der er geworden war, mußte sie zu eng finden, um die vielfältigen und komplizierten Erscheinungen der Gesellschaft wiederzugeben. In Brechts spätere Arbeiten aber gingen einige der Elemente ein, die er am konsequentesten im Lehrstück ausprobiert und angewandt hatte. Als Beispiel sei hier nur auf die neue Art hingewiesen, wie er seine Gestalten exponiert. Pelagea Wlassowa

wird in der „Mutter“ einfach eingeführt, indem sie sich an die Zuschauer wendet und erzählt: „Fast schäme ich mich, meinem Sohn diese Suppe hinzustellen. Aber ich kann kein Fett mehr hineintun, nicht einen halben Löffel voll ... Was kann ich, Pelagea Wlassowa, Witwe eines Arbeiters und Mutter eines Arbeiters, tun?“ Diese episierende Form der Exposition behielt Brecht auch in späteren Stücken bei. In dem Parabelstück „Der gute Mensch von Sezuan“ stellt sich Wang vor: „Ich bin Wasserverkäufer hier in der Hauptstadt von Sezuan. Mein Geschäft ist mühselig.“ Brecht ging dabei von dem Gedanken aus, daß in der üblichen dramatischen Exposition sozusagen die Formen der bürgerlichen Gesellschaft konserviert seien. Ebenso wie die bürgerliche Gesellschaft im praktischen Leben ein steifes Zeremoniell des Vorstellens von Personen eingeführt habe, sei auch die Exposition der Gestalten im Drama von einem Zeremoniell bestimmt. Eine sozialistische Dramatik sollte daher nach Meinung Brechts schon durch die Form der Exposition die völlig anderen Beziehungen der Menschen untereinander zum Ausdruck bringen. Das ermöglichte eine auf das Wesentliche zielende Gestaltung und befreite die dramatische Handlung von naturalistischem Beiwerk. In der üblichen Technik war der Dramatiker, vor allem, wenn er eine komplizierte Handlung einzuführen hatte, oft gezwungen, die Exposition über den ganzen ersten Akt auszudehnen, was die Entwicklung der Fabel hemmte. So hatten Weisenborn und Stark bei ihrer Dramatisierung der „Mutter“ eine breite Exposition anlegen müssen, um erst einmal die Lebensverhältnisse der Pelagea Wlassowa und ihres Sohnes dem Zuschauer bekannt zu machen. Brechts episierende Exposition gestattete es, die Gestaltung zu verdichten und zu konzentrieren, sie schied naturalistischen Ballast aus und half, die Fabel in Fluß zu bringen. Brecht hat diese Form – die er nie ausschließlich anwandte, sondern nur, wo es vom Stoff her vorteilhafter erschien – in seinen späteren Werken noch vervollkommenet und damit stets eine eindrucksvolle Gestaltung erreicht.



Max Walter Schulz

### Wieviel vom Ganzen sehen zwei Augen?

Hanns Maaßen: „Die Söhne des Tschapajew“

Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin 1960

Als Hanns Maaßen 1956 sein erstes Spanienbuch, „Die Messe des Barcelo“, veröffentlichte, lief sich die Kritik bei vorbehaltloser Anerkennung des Inhalts an der Frage der Genrebestimmung heiß. Peter Kast empfahl in seiner klugen, kameradschaftlichen Einschätzung, die strittige Bezeichnung „Bericht“ in den Nachauflagen wenigstens fortzulassen. Der Inhalt sei weder durchaus berichtet noch durchaus erzählt, man habe es mit einer literarischen Mischform zu tun und beim Autor mit einem literarischen Naturburschen.

Nun scheint es, als habe sich Maaßen auch in seinem zweiten Spanienbuch den Teufel ums Genre geschert. Er nennt sich zwar im Autorenvorwort „Chronist“, und auch der eingelegte Werbetext katalogisiert das Buch als „Chronik des Bataillons“, doch auf der Titelseite wird vorsichtshalber jede Genrebezeichnung vermieden. Natürlich reizt dieser weiße Fleck viel eher dazu, die kritische Expedition ins Innere des weißen Flecks zu starten, als ihn zu umgehen. Denn wenn man nach der Lektüre des Buches, die einen über weite Strecken wahrhaftig in Atem hält, den notwendigen Blick in die Werkstatt und auf die Schreibbank des Chronisten wirft, wenn man im Nebenhäuser feststellen will, mit welcher Feder, Tinte und Technik hier gearbeitet wurde, dann finden sich verschiedene Gestaltungsmittel vor: solche des Erzählers, des Autobiographen, des Skizzenschreibers, des Journalisten, des Historiographen. Das nimmt man zur Kenntnis und dem Autor beileibe nicht übel. Die große epische

Form verlangt ja geradezu die allseitige Beherrschung auch der sogenannten literarischen Vorformen.

Kritisch gestimmt wird man erst bei der Nützlichkeits-Überlegung, die danach fragt, ob das hier arrangierte Neben- und Miteinander von Form und Vorformen wirklich das beabsichtigte Genre der literarischen Chronik ergibt, beziehungsweise ob dieser Genre-Griff den von Natur aus heroisch-spröden und unförmigen Stoff ganz umspannen und auf eine denkbar glückliche ästhetische Art und Weise formen konnte.

Damit kein Mißverständnis entsteht: Es geht bei dieser Frage nicht in erster Linie um die „Reinheit“ der literarischen Chronikform, es geht aber auch nicht in erster Linie um den Inhalt ohne Ansehen der Form. Es geht vor allem um die Entsprechung von Inhalt und Form unter dem Gesichtspunkt eines maximalen ästhetischen und politisch-erzieherischen Wertes. Die Frage lautet, ob Hanns Maaßen in seiner Chronik des Tschapajew-Bataillons diejenige Totale des Spanischen Bürgerkrieges eingefangen hat, die der Leser des Jahres 1960 braucht, um im intensiven Nacherleben eines begrenzten Geschehens auch die extensive Situation des Klassenkampfes nicht nur in ganz Spanien, sondern – so anspruchsvoll es klingt – in der ganzen Welt parteilich zu verstehen. Ist das dem Autor geglückt, und welchen Anteil am Gelingen oder Scheitern solcher Aufgabe hat das von ihm gewählte Genre?

Das Kriterium dieser literarischen Chronik leitet sich von der Harmonie zweier Elemente ab: von der Verdichtung des

Handlungsvordergrundes und der Ausweitung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes. Doch das gilt im allgemeinen schließlich für jedes Genre der großen epischen Form, für die Chronik wie für den Roman und die historische Reportage. Die genauere Differenzierung der Formen ergibt sich nicht aus der Tendenz, ergibt sich auch schwerlich aus der Untersuchung der Komposition, sondern meines Erachtens erst unter dem Gesichtspunkt der Fabel, das heißt der Frage danach, wie sie geführt wird, straff oder locker, durchweg erzählt oder von Berichtspartien unterbrochen. Im vorliegenden Buch gibt es eine Fabel. Man empfindet sie allerdings als Roh-Fabel, die dem erlebten Stoff ziemlich unbehauen zugrunde liegt, streng der Chronologie des historischen Geschehens folgt, von Berichtspartien unterbrochen von Episode zu Episode geht, und nur an der Oberfläche durch die Funktion des Ich-Erzählers zusammengehalten wird. Ob durch solche Fabeltechnik das Genre der literarischen Chronik ausgewiesen werden kann, ist hier nicht entscheidend, wichtiger ist die Frage (um es zu wiederholen) nach dem erzieherischen Wert, die Frage nach der Harmonie von Verdichtung und Ausweitung. Dazu ist noch zweierlei vorzunehmen: die historische Stoffgrundlage und die Charakteristik des Autors, seine politische Entwicklung, sein künstlerisches Temperament.

Letzteres beantwortet der Klappentext. Hanns Maaßen, 1908 in Lübeck geboren, lernte Steinbildhauer und gehörte schon als Lehrling zum linken Flügel der Gewerkschaftsjugend. Später wurde er Redakteur der „Norddeutschen Zeitung“, des KPD-Organs in Kiel, wo er, von der Pike auf lernend, die ersten Erfahrungen sammelte im täglichen Kampf für seine inzwischen umfangreiche journalistische Tätigkeit. Die Nazi Herrschaft bedeutete für ihn bis 1934 KZ Kieslau in Baden, dann illegale Arbeit in Saarbrücken, Redaktion des „Internationalen Gewerkschaftspressedienstes“ in Paris, Mitarbeit in der Schweizer Intellektuellenorganisa-

tion „Komitee für Freiheit und Recht“ zur Unterstützung des antifaschistischen Kampfes in Deutschland, und schließlich im November 1936: Spanien. Die Aufstellung des internationalen Bataillons Tschapaiew, des 8. Bataillons der XIII. Brigade Móvil erfolgte Ende November 1936 in Tarazona. Es war ein „unergründliches Mosaik von vielen Nationen“. Nur die 1. Kompanie bestand vorwiegend aus deutsch sprechenden Kämpfern. Das Bataillon wurde aufgestellt, als die Bataillone Thälmann und André der XI. Interbrigade bereits in der Verteidigungsschlacht um Madrid bluteten. Die militärischen Operationen des Bataillons begannen im Dezember 1936 vor Teruel. Dann lag es die folgenden drei Monate in der Sierra Nevada westlich über Almeria und weitere drei Monate etwa in der Sierra Morena nordwestlich Cordoba. Im Juli 1937 wurde es an die Madrider Front gezogen und dort nordwestlich der Stadt (vor Romanillos) innerhalb dreier Wochen nahezu vollständig aufgerieben.

Maaßen war als Kommissar der 1. Kompanie von Teruel bis Madrid dabei. Stets in vorderster Linie kämpfend, empfing er das Erlebnis des spanischen Freiheitskampfes aus erster Hand. Diese Grabenperspektive ließ ihn wahrscheinlich auch die erzählende Ich-Form als Hauptmittel der Darstellung wählen. Doch er nimmt die erzählende eigene Ich-Gestalt ziemlich stark zurück, auch in dem, was seine Kommissarfunktion betrifft. Zweifellos hat Maaßen nicht autobiographisch arbeiten wollen. Er suchte mit der Ich-Figur eher eine durchgehende Prisma-Figur zu erhalten, mit deren Augen der Leser sieht, mit der er fühlt und denkt, ohne daß diese Figur ins Zentrum der Handlung gerückt wird. Streckenweise wird sie sogar ganz außer Funktion gesetzt, erzählen andere Personen. So wird aus dieser Ich-Figur halb eine Handlungs-, halb eine Rahmenfigur. Damit schließt Maaßen von vornherein einen Kompromiß, der die Gegensätze zwischen Verdichtung und Ausweitung nicht vollständig harmonisieren kann.

Denn ich glaube, der Leser will die Handlungsfigur, die überall dabei ist, voll und ganz nacherleben, will mit ihr marschieren und angreifen, essen und schlafen, Stolz und Schmerz empfinden und mit ihr, wenn es sein muß, noch im Tode triumphieren. Der Leser will keinen figurierten Autorentext - das ganz bestimmt nicht. Dazu gibt Maaßen seine Ich-Figur auch nicht her, aber er beordert sie immer wieder in die Halb-und-Halb-Stellung zurück, wenn sie schon einmal die Handlung vorwärtsgeführt hat. Der Ich-Chronist will mit den Augen des Ich-Helden immer das ganze Bataillon übersehen und noch mehr. Wieviel vom Ganzen sehen aber zwei Augen, die eigentlich nur auf das begrenzte Handlungsgeschehen gerichtet sind?

Maaßen stattet seinen Ich-Helden mit allen lebenswerten Zügen proletarischer Bescheidenheit aus. Er macht kein Aufhebens von sich. Dabei geschieht das Seltsame, daß ihm diese rühmliche Bescheidenheit in der Intensivierung des Nacherlebens, besonders des heroischen Nacherlebens, mitunter einen Streich spielt. Der Held wird zu stark zurückgenommen (s. o.). Um dem zu entgehen, wird vom Heldentum anderer Figuren, des Kollektivs in seiner Gesamtheit erzählt. Das ist richtig. Maaßen geht es um die vielen bis zum Heroismus tapferen Kämpfer des Kollektivs, nicht um die einzelnen. Er will, daß man sie alle sieht: Walter, Otto, Maurice, Casimir, Ullrich Fuchs, Isaak Joffe und all die Kameraden mit dem prachtvollen Kämpferherzen. Es mögen an die zwanzig Interbrigadisten sein, die man näher kennenlernen, die mit schlichter Selbstverständlichkeit das Höchste einsetzen, was der Mensch besitzt. Wir sehen diese Menschen mit den Augen des Ich-Erzählers. Doch auch da darf man die Frage stellen, wieviel zwei Augen sehen. Würden Maaßens Kameraden, wenn sie aus sich selbst heraus gestaltet und nicht durch das Prisma des Erzählenden gesehen wären, nicht kräftiger in der individuellen Zeichnung? Die eingeblendete Erzählung vom

Marsch des Capitán Alonso zum Beispiel geht nicht unter den Augen des Chronisten vor sich. Aber wieviel Freiheit gewinnt der Autor dabei, wie ungehemmt entfaltet sich hier Maaßens Erzählertalent, wie spielend leicht schiebt er da den Journalisten im Chronisten zur Seite, der ihm durch die Gewöhnung des Berufs doch etwas ins Blut gegangen ist.

Die Gestaltung des Schlusses hingegen macht noch einmal die Schwierigkeit der vollständigen Prismatechnik deutlich. Maaßen erlebt den Untergang des Bataillons vor Madrid nur bis zur vorletzten Phase. Er wird verwundet und muß sich die letzten tragischen Schlußtage von anderen erzählen lassen. Nach meinem Empfinden beraubt er sich durch diese teilweise Indirektheit der höchsten dramatischen Zuspitzung des tragisch-heroischen Geschehens.

In diesem Zusammenhang lohnt sich eine Bemerkung über das „Anheben“, das Pathos der Gestaltung. In der Weise, wie Maaßen von sich (und vom Heldentum der Kameraden) kein Aufhebens macht, schreibt er mit einem Pathos der Nüchternheit, das ohne jede sprachliche Überhöhung auskommen will. Vermutlich fühlt er sich, der gebürtige Lübecker, der „Erzählweise der Nordländer“ verwandt, die er erläutert: „Wir kannten unsere Nordländer als amüsante Erzähler. Ich wußte ihre Art, die schwersten Erlebnisse im Lichte humorvoller Detailschilderungen darzubieten, entsprang einer tiefen Abneigung gegen jedes Pathos, wie man es bei einfachen Menschen vielfach antrifft. Diese unsentimentale und humorige Erzählweise entsprach einem offenen Charakter und ausgeprägten Zug zur Kameradschaft...“

In der Tat ist auch der Tenor von Maaßens Erzählweise unsentimental, detailfreudig und humorvoll, wenn man unter humorvoll nicht etwa „spaßig“ verstehen will. In Wirklichkeit kann auch der Mensch, glaube ich, ein hoherhabenendes pathetisches Gefühl der Ergriffenheit, des Zorns, der Liebe usw. nicht länger emp-

finden, als er etwa den Atem anhalten kann. Er muß es ausatmen und kann es nicht sofort wieder völlig einatmen. Doch aus diesem spontanen Gefühlspathos speist sich im positiven Fall das bewußte Willenspathos. Welches von beiden soll der Erzähler „besingen“? Ich würde sagen: mit ornamentalen Worten keines von beiden. Aber durch Handlung, Verhaltensweise, Gestik sollte er beiden gerecht werden. Denn beide Arten des Pathos liegen als Gemeinsames in der Natur des Menschen. Nimmt man dies als richtig hin, liegt die Sache bei Maaßen so, daß er eigentlich nur das nüchterne Willenspathos anerkennt und in der Gestaltung beherrscht, während er im Bereich des Gefühlspathos (man vergleiche die Darstellung des Abschieds von seiner Braut am Anfang) in die Nähe jener Sentimentalität gerät, die er selbst bekämpft. In der späteren Handlung werden die Briefe der Braut mehr oder minder nur als Kommentar zur Weltlage benutzt. Möglich, daß sich der Autor der vorgestellten Nüchternheit eines Chronisten während der Niederschrift immer mehr gebeugt hat.

Verdichtung und Ausweitung, wie steht's nun damit: wird Harmonie erreicht? Auf das, was meines Erachtens der Verdichtung der Charaktere im Wege steht, wurde hingewiesen. Die Ausweitung auf Spanien wird durch Episoden in der Handlung angestrebt, die den einfachen Menschen zeigen, den spanischen Kameraden, den Arbeiter, den Landarbeiter, den Kleinbauern. Ebenfalls durch Handlungsepisoden erfährt man von der verhängnisvollen Rolle des Anarchismus. Die Rolle der spanischen KP, ihr wachsender Einfluß in der republikanischen Regierung und auf die proletarischen Massen (man denke an die Gestalt der La Pasionaria) hätten schärfer akzentuiert sein können. Die internationale Lage, die kraftlose faschistenfreundliche Nichtinterventionspolitik des Völkerbundes wird kommentiert.

Um über den Kommentar hinauszukommen,

hätte zum Beispiel die Braut, die aus der Schweiz ausgewiesen wurde und dann in Paris lebte, eine stärkere Handlungsfunktion erhalten können. Was verbietet dem literarischen Chronisten die Ausweitung des Schauplatzes? Schließlich noch zwei Wünsche an Hanns Maaßen, die er nach Gutdünken in der 2. Auflage berücksichtigen könnte: Er war deutscher Interbrigadist. Er sollte episodenhaft auch die direkte Konfrontierung mit faschistischen deutschen Condor-Legionären darstellen. Diese Sache besitzt ja noch unter den heutigen Bedingungen eine furchtbare Aktualität.

Zum anderen wäre es sicherlich besser gewesen, Maaßen hätte der negativen Schlüsselfigur des „Kantor“ weniger, dafür dem „Hannes“ etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Hannes – das ist Hans Marchwitza, der in der 1. Kompanie des Bataillons als einfacher Soldat kämpfte – wird nur ein einziges Mal beiläufig erwähnt.

Alles in allem: Wenn hier letzten Endes Formkriterien in den Mittelpunkt gestellt wurden, dann aus dem Grund, weil einigen unserer proletarischen Schriftsteller, die heute im zweiten Glied hinter der „alten Garde“ marschieren, doch anzuraten ist, ihre tieferen, im Klassen- und Widerstandskampf gewonnenen autobiographischen Grunderlebnisse stärker zu objektivieren. Und das hängt in der Regel tatsächlich von bestimmten Formüberlegungen ab. Die hier gegebenen kritischen Hinweise haben insgesamt nicht das Gewicht, die Parteilichkeit des Inhalts zu dessen Ungunsten zu belasten. Praktisch hat Hanns Maaßen das, was er erzählt und berichtet, auch nicht nur mit zwei Augen gesehen. Er hat neben vielen Materialien zum Beispiel auch Kampfberichte unbekannter Interbrigadisten verwendet, die damals geschrieben und von ihm gesammelt wurden. Man darf überzeugt sein, daß die „Söhne des Tschapajew“ sehr viele dankbare Leser finden werden und – auch das darf man hoffen – Enkel des Tschapajew erziehen helfen.

## Ein echtes Versprechen

Christian Geißler: „Anfrage“, Claassen-Verlag, Hamburg 1960

„Die Anklage richtet sich nicht gegen Unbekannt. Ein Dokumentationsregister belegt und nennt Namen. Gemeint aber sind wir alle, und dieses Buch sollte zu einem Ärgernis werden für jeden von uns.“

Wahrscheinlich hat der Klappentexter des Claassen-Verlages zu Hamburg mich nicht im Auge gehabt, als er den prospektiven Lesern des Romans „Anfrage“ von Christian Geißler Ärger versprach. Jedenfalls kann ich sagen, daß ich mich nicht gärgert habe – im Gegenteil. Da ist endlich mal wieder einer gekommen und hat den Mund aufgemacht, und das, obwohl er sich sagen mußte, daß kein bundesrepublikanischer Staatsanwalt ihm dafür Rosen reichen würde. Er hat den Mund aufgemacht, obwohl er sich ausrechnen konnte, daß er nicht nur keine Rosen, sondern auch kaum nennenswerte Gelder damit verdienen würde. „Schreiben kann man viel“ (nämlich über die Judenverfolgungen und -verfolger), läßt er eine seiner Figuren sagen und ihr entgegen: „Könnte man. Ist aber kein Geschäft.“

Glaube ich gern. Nach der Methode Geißler ist in Bundeslanden kein Geld zu machen. Da muß man dem Käufer schon anders entgegenkommen. In puncto sexti etwa beschert jede freimütige Zeile dem Verfasser ein individuelles Wirtschaftswunder. Auch leinengebundene Neurosen lassen manche Blütenträume ihrer Verkäufer reifen. Politik hingegen geht schlecht, es sei denn, sie ist durch den Filter der post-festum-Tagebücher Weggelaufener geseiht oder von Freistilisten und Kathedercatchern, die nicht nur Schlamm *beissen*, entworfen worden. Also keine Chance für Geißler; er hat es weder mit Lolitas noch mit McCarthy getrieben, er ist weder auf der Flucht vor östlichen

Marterpfählen noch vor westlichen Ödipuskomplexen; er ist schlichtweg normal. Und das wird ihm wohl noch einige Schwierigkeiten machen.

In den ersten steckt er bereits. Kaum war sein Buch erschienen, da regten sich die Wachtmeister der jüngst um ihren Rittmeister gekommenen Ostlandreiterei und munkelten, der Geißler sei ein Sendlings jener Gegend, in die sie so gerne wieder ziehen möchten: des Ostens. Immerhin hatten sie einigen Grund, dem Manne nicht wohlzuwollen; hatte er sich doch mokiert: „... fast in jedem Drecknest gibt es heute schon wieder ein Denkmal Ewig deutscher Osten, an Feiertagen magisch beleuchtet“, und mit Transparenten „15 Jahre verlorene Heimat“, und hatte er doch gefragt: „Mein Gott! Wer von all diesen Heimwehkranken hat einmal, ein einziges Mal, im Sommer 41, eine Minute lang an die Russen gedacht, die damals Nacht für Nacht vor den Herrenmenschen auf der Flucht waren? Haben die Erbhofbauern in Pommern etwa geweint?“ Und auch die Charakterisierung einer ihrer Mitläuferinnen wird den Möchtegern-Vögten auf wiedergewonnenen Oberländereien nicht geschmeckt haben: „... daß sie sehr wohl einmal per annum anlässlich eines der Landsmannschaftstreffen den sogenannten Bittgottesdienst besuchte, volltränig, bitterherzig, heute wie einst planmäßig verführt, verdummt...“

Insofern also kann der Waschzettler des Claassen-Verlages wenigstens einen Teilerfolg seines Aufrufes zu allgemeinem Ärgernis verbuchen. Er wird seine Statistik noch verbessern können, wenn er nunmehr sein Ohr von den Landsmannschaften ab und den Kriegervereinen zuwendet, in denen an der Spitze marschiert, wer die meisten Orden vorzu-



weisen hat, Orden, die, wie Geißler sagt, „Blutorden in einem besonderen Sinne: Fluchorden über das Blut von Millionen verräteren, überfallener, schreiender, betender, elender, sterbender Polen und Russen zum Beispiel“, Orden, deren jeder „ein Grabkreuz von vielen gerechten Männern ist“, Orden, die in schöner Vollständigkeit wieder zur Stelle sind – „nur das goldene Parteiabzeichen schien eben jetzt nicht vorrätig zu sein, aber man würde auch hier bald...“

Den heimwehtollen Ost-Elbiern und den nimmermüden Kriegern gesellen sich weitere von Geißlers „Anfrage“ unangenehm berührte Leute, die weniger durch irgendeinen Verein miteinander verbunden sind als durch die Gemeinschaft ihrer Laster: Vergesslichkeit, Oberflächlichkeit, Dummheit, Gier und Feigheit. Weder die nationalistischen Lehrer, die immer weiter nach dem alten Stiefel verziehen, noch die Pfaffen, die „Werbetheologie intramuskulär“ betreiben, weder die Kunstmacher, die dem Publikum immer noch „die liebe Legende vom tüchtigen, tragischen deutschen Mann, der anstatt zu denken den Tod liebt wie Rilke“ anrichten, noch die Regierungsassessoren, die es „ein bißchen frivol“ finden, wenn im Nebenzimmer „Es zittern die morschen Knochen“ gejoht wird, werden von Geißler geschont. Aber seine Kritik läuft sich nicht auf diesen unteren und mittleren Ebenen der Restauration tot; er stößt bis „ganz oben“ vor mit Fragen wie diesen: „Wie wurde ich SA-Mann, und warum bin ich es heute nicht mehr, sondern Minister? Wie wurde ich Rassenhaßkommentator, und warum bin ich es heute nicht mehr, sondern Staatssekretär?“ Das ist wohl das Entscheidende an diesem Buch: daß es sich nicht nur an Einzelheiten stößt, sondern weitgehend das System erfaßt, daß es auch in Details das ideologische Wesen der Adenauerschen Sache erkennt.

Damit hat Geißler einen Schritt getan, der immer noch großen Teilen gerade der westdeutschen Intelligenz äußerst schwer zu fallen scheint. Wie oft hört man doch

dies: „Ich bitt' Sie, das sind Einzelfälle, Ausnahmen, irrelevante Minoritäten, bei uns ist eben Freiheit!“ Dazu Geißler: „Aber ist Freiheit das Prinzip, Lüge, Verleumdung, Haß und sonstwelche metaphysischen Dummheiten zuzulassen, solange es sich dabei um ein Verteilen in homöopathischen Dosen handelt? Was für ein verdammter Stumpfsinn steckt denn hinter der Annahme, kleine Portionen seien nicht wirksam? Denken in Quantitäten: makroskopisch Unschuld, mikroskopisch Paralyse. Ist das Leichtsinns? Ist das Dummheit? Ist das pervers, Vergnügen am Tod? Oder ist das ein Trick? Braucht man sie wieder, diese rüden Büttenredner (faschistische Hetzer wie den Naziobersten Rudel. H. K.), gegen die *Weltgefahr* Nr. 1? Dann: Danke, Freiheit. Keinen einzigen Schuß mit diesen Herren in der gleichen Richtung, auch dann nicht, wenn es um *höchste Güter* geht, Geliebte!“

Die Frage, ob dies alles nur Dummheit sei, ist durchaus rhetorischer Natur; der Autor hat sie schon an anderer Stelle beantwortet: „Der Zusammenbruch hat nicht stattgefunden. Der Gerichtshof begnadigte den Mörder und engagierte ihn für den Posten des Henkers.“

Im Gegensatz zu vielen anderen macht Geißler es sich nicht auf der beliebten Phrase von der „unbewältigten Vergangenheit“ bequem, diesem landläufigen Euphemismus, der in Westdeutschland als brauchbarer Ersatz für das „Die Mörder sind unter uns“ willkommen geheißen wurde. Er sagt rundheraus: „Wenn ihr es ablehnt, die Schuldigen festzustellen, dann kann es euch passieren, daß ihr am Ende selbst die Schuldigen seid.“

Geißler betreibt die Suche nach den Schuldigen mit einer in der westdeutschen Literatur bisher unbekannten Konsequenz. Oder wer hätte vor ihm zum Beispiel dies zu sagen gewagt: „Man streitet heute noch oder schon wieder darüber, wer denn von den Toten des 20. Juli ein Landesverräter – oder wer, was nicht ganz so böse wäre, nur ein Hochverräter war. Was für

ein Spuk ist dieser Streit! Was für eine schlechte Erinnerung! Wieviel schlechtes Gewissen! Wenn in einem Lande Lüge, Mord, Heuchelei, Dummheit und Hochmut zum Himmel stinken, dann ist Landesverrat schlicht eine Forderung der Hygiene?"

Das alles ist ohne Zweifel sehr mutig, und ein Mann, der so etwas schreibt, obwohl er um die engen Grenzen westdeutscher Freiheit weiß, kann unserer Hochachtung gewiß sein. Er wird uns aber auch erlauben müssen, ihn auf seine eigenen Grenzen hinzuweisen.

Geißler hat eine erstaunlich große Zahl von Indizien gesammelt, die allesamt beweisen, was im allgemeinen schon rufbar geworden ist: daß nämlich der Refaschisierungsprozeß alle Bereiche des westdeutschen gesellschaftlichen Lebens durchdringt.

Aber zu den eigentlichen Quellen, aus denen dies springt, ist er nicht vorgegangen; vom Zusammenhang zwischen ökonomischen und politisch-ideologischen Prozessen hat er offenbar so gut wie keine Ahnung. Das nachfolgende Zitat bezeichnet den äußersten Punkt seiner Erkenntnisse auf diesem Gebiet: „Es sind immer nur wenige, die handeln, die Handel treiben, ein kleiner Haufen, einflußreiches Gesindel, Geldleute, die heute schon wieder genauso spielen wie einst.“ Das ist dürftig, ja, genau genommen ist es falsch, denn wenn man sich ausgerechnet die Handelsbourgeoisie (vorausgesetzt, der Autor hat sie hier nicht nur des Wortspieles wegen angeführt) als den obersten Sündenbock vorknöpft, dann wird man nicht weit kommen. Und Gemeinplätze wie „Geldleute“ und „einflußreiches Gesindel“ machen die Sache nicht besser. Der Verschwommenheit seiner Einsichten in die Ursachen des Refaschisierungsprozesses entsprechen die Verzerrungen im Bilde derer, die er diesem Prozeß entgegenstellt.

Da ist zunächst die Hauptfigur seiner Geschichte, ein junger Akademiker, der um die Nazischuld seines Vaters weiß und

sich auf die Suche nach anderen Schuldigen und deren übriggebliebenen Opfern macht. Allzu deutlich ist an diesem Manne die fast törichte Angst des Autors, ihn mit Zügen auszustatten, die ihn zu einem „Helden“ machen könnten; er ist ein ausgemachter „Anti-Held“, er ist „als Mensch“ eigentlich völlig uninteressant und kaum sympathisch, was freilich der guten Sache, der er sich verschrieben hat, in den Augen der Leser kaum dienlich sein wird.

Geißler läßt mehr als einmal durchblicken, daß er eine heillose Angst vor aller „Mystik“ hat, wogegen nichts zu sagen wäre, wenn man nicht sehr rasch bemerkte, daß er auch echte menschliche Gefühle als zur „Mystik“ gehörig betrachtet. Heraus kommt dabei dann eben so ein synthetischer Anti-Held, der kaum mehr als ein Interviewer und Indizien-sammler ist.

Geißler hat seinem Ideenträger einen Freund zugesellt, von dem er uns glauben machen will, er sei Kommunist. Das ist nun schon die Inkarnation der Kälte und Fühllosigkeit, ein Bursche, der gesellschaftliche Vivisektion betreibt und sich „nur der Geschichte verantwortlich“ weiß. Im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen, auch halbwegs fortschrittlicher, hat Geißler diese Figur, Steinhoff mit Namen, offenbar nicht eingeführt, um in ihr die Kommunisten schlechthin zu verteufeln – er hat es wohl eher getan, um die äußersten Gegenkräfte zum Faschismus ins Bild zu bringen –, aber herausgekommen ist doch nur ein Irrtum.

Ähnlich verhält es sich mit der Darstellung der DDR in der „Anfrage“. Geißler ahnt zwar, daß hier die Alternative zur Bundesrepublik liegt – auch das hebt ihn hoch aus der westdeutschen Gegenwartsliteratur heraus –, aber er ahnt es eben nur. Augenscheinlich kennt er die Dinge bei uns kaum besser als vom Hörensagen und muß daher zwangsläufig danebenhauen.

Entgegen der Gepflogenheit, ein literarisches Produkt genremäßig näher zu be-

stimmen, hat es der Autor vermieden, dem Titel seiner Arbeit eine Bezeichnung wie „Roman“ oder „Bericht“ anzufügen, eine Unterlassung, die ihre Gründe hat. Tatsächlich ist die der „Anfrage“ zugrunde liegende Fabel – derer nach meiner Ansicht ein Roman nun einmal bedarf, so energisch das heutzutage von manchen Leuten (nicht nur im Westen) auch bestritten wird – kaum mehr als ein Vorwand, eine Krücke, an der sich Geißler von Aussage zu Aussage schwingt. Und das ist schade, denn es ist nicht geeignet, jenen großen Leserkreis, der nun einmal und vor allem eine *Geschichte* erzählt haben will, anzuziehen und bis zum

Ende zu fesseln. Doch gerade dazu hätte Geißler, wie großartig *erzählte* Passagen seines Buches beweisen, das Zeug. Würde er es nutzen, er würde auch seinem antifaschistischen Anliegen weit besser dienen als mit der vorliegenden Good-will-Review, die von seinen politischen Gegnern nur allzu leicht in den „verdächtigen“ Bereich der politischen Tagespolemik verwiesen werden kann.

Dennoch: Im ganzen ist die „Anfrage“, entgegen der Ankündigung des Verlages, kein „Ärgernis“, jedenfalls nicht für den Rezensenten; sie ist angesichts der großen westdeutschen Literaturwüstenei eine Freude und ein echtes Versprechen.

*Eberhard Panitz*

## Kein Inselidyll

*Walter Kaufmann: „Ruf der Inseln“, Verlag Volk und Welt, Berlin 1960*

Vor drei Jahren erschien der Roman „Wohin der Mensch gehört“ von Walter Kaufmann. Der Verfasser war nach siebenjähriger Emigration nach Deutschland zurückgekehrt und legte mit diesem Buch, das stark autobiographische Züge trägt, ein weltanschauliches Bekenntnis ab. Bereits hier zeigte sich klar das Hauptanliegen dieses Schriftstellers: die leidenschaftliche Parteinahme gegen jede Form rassistischer, nationaler oder sozialer Unterdrückung. Wachgerüttelt durch die antisemitischen Pogrome, die 1938 in den deutschen Städten tobten und auch vor seinem Elternhaus nicht haltmachten, beeindruckt von der Solidarität einfacher Menschen, die ihm als Fünfzehnjährigem zur Flucht nach Holland verhalfen, gereift in harten Jahren der Internierung und des australischen Militärdienstes, mußte er frühzeitig für sich die Frage „wohin der Mensch gehört“ beantworten. Als Hafenarbeiter und Seemann stellte er sich in die Front des kämpfenden Proletariats, nahm an Streiks, Demonstrationen, Lohnauseinandersetzungen und über die Grenzen der Länder

reichenden Hilfs- und Antikriegsaktionen teil. Mit großer Lebenserfahrung und einem festen politischen Standpunkt kehrte er in seine Heimat zurück, wovon nicht nur der zuerst erschienene Roman, sondern bald auch eine Kette eindrucksvoller Erzählungen zeugten, die in Zeitschriften und in dem Band „Der Fluch von Maralinga“ veröffentlicht wurden.

Jetzt liegt als jüngste Arbeit das schmale Bändchen „Ruf der Inseln“ vor, eine Sammlung von Erzählungen und Skizzen aus der Südseewelt. Die Südsee ist nun bei weitem kein geographischer Flecken, der erst von der Literatur entdeckt werden mußte. Es ist viel darüber geschrieben worden; man erinnert sich der meisterhaften „Südseegeschichten“ Jack Londons, aber auch jener Flut billiger spätbürgerlicher Konfektionsliteratur, die Tahiti und Umgebung als exotische Kulisse ihres Kitsches okkupierte. Es mag für einen Schriftsteller alles andere als leicht sein, sich auf einem solchen abgetretenen Terrain zu behaupten, noch dazu, wenn er bedeutend mehr will, als seine Leserschaft oberfläch-

lich unterhalten. Das Klischee liegt nahe, und auch ein Vorbild wie das Jack Londons, dessen Werke einer gänzlich anderen gesellschaftlichen Situation entsprungen sind, aber noch immer mit ihrer lebensvollen Figurenwelt allzu plastisch vor dem Heutigen stehen, kann lähmend sein.

Walter Kaufmann hat sich weder von dem einen noch von dem anderen überwältigen lassen. Er schreibt im Vorwort seines Buches, ein Gefühl für das Schöne und sein Gewissen haben ihn gedrängt, den Erinnerungen an jene Inselwelt, die er als australischer Seemann kennengelernt hatte, Gestalt zu geben. Und darin liegt schon soviel wie ein Programm für den Erzähler, der nicht unempfindlich für die Reize der „palmengesäumten Küsten“ und „dschungelbewachsenen Berge“ ist, aber mit dem Gewissen eines Sozialisten dieses „scheinbare Paradies“ zu entschlüsseln versucht.

Wenn Jack London noch eine seiner Erzählungen „Der blasse Schrecken“, eine andere „Der unvermeidliche weiße Mann“ überschreibt und darin von jenen weißen Eindringlingen berichtet, die bis an die Zähne bewaffnet in das Inselreich einbrachen und die Eingeborenen zu Tausenden niedermetzten, sobald diese einmal gegen den Sklavenfang oder die Ausplünderung ihres Territoriums aufgebehrten, wenn das der Grundtenor der am Beginn unseres Jahrhunderts geschriebenen „Südseegeschichten“ ist, so hat die Mitte dieses Jahrhunderts vom selben Ort zwar von mildereren, aber nicht minder wahnwitzigen Exzessen des Rassendünkels zu berichten, und von verfeinerten Methoden der Unterdrückung, wie sie erst die moderne Kolonialversklavung hervorgebracht hat.

„Die Heimkehr des Eingeborenen“ – die erste Geschichte des Bandes – erzählt von einem Fidschi-Insulaner, der in irgend-einem Hafen in die Fänge einer weißen Schiffahrtsgesellschaft geraten ist und nun auf einem Südseefrachter an seiner heimatischen Küste vorüberfährt. Dieser

Mensch, einer der Ärmsten der Armen, vom Hunger gepeinigt, von der Sehnsucht nach „seinen Leuten“ verzehrt, springt über die Reling des Schiffes und wird von Haien zerrissen. Diese Tragödie hat der Verfasser in knappen Strichen gezeichnet. Er hat dem Eingeborenen einen weißen Matrosen gegenübergestellt, der für eine Arbeitsstunde mehr Lohn erhält, als der Fidschi für den ganzen Tag, aber sich gleichfalls als Ausgebeuteter fühlt, auf eine vage Art und Weise mit jenem verbunden, halb mißverstehend, halb mitleidig, und nur angesichts des gräßlichen Todes dieses Farbigen, der ihn eben noch um einen kleinen Nebenverdienst angebettelt hat, etwas von den Zusammenhängen ahnt, die sein eigenes und das vielfache Elend dieser Andersrassigen verschulden:

„Nicht die Bestie aus dem Ozean hat den Eingeborenen getötet, ein Mensch war es, einer, dessen Name, in Kupferplatten graviert, in den Ruderhäusern vieler Handelsschiffe zu lesen ist, einer, dessen Name über meinen Lohnabrechnungen steht.“

In den vier vorliegenden Erzählungen werden keine bewußten Sozialisten mit den verdammenswerten Zuständen konfrontiert, sondern meist australische Seeleute, die mit einem nicht ganz verschütteten Klassenbewußtsein impulsiv an die Seite der Eingeborenen treten, wenn das Maß des Erträglichen voll ist, wenn die Menschenwürde vor ihren Augen zu tief in den Kot getrampelt wird. So ist die Skizze „Nacht in Suva“ zu verstehen, in der äußerlich kaum mehr erzählt wird, als daß ein Seemann seinen widerlich feisten Kumpan daran hindert, für ein Zehnkronenstück ein vierzehnjähriges Hindumädchen zu mißbrauchen. Und im „Lohn-tag von Labasa“ wird wie in einer Momentaufnahme eine kleine Geste der Solidarität erfaßt: ein Matrose, Angehöriger der Australischen Seeleute-Gewerkschaft, läßt einen Zehnschillingschein in eine Grasmatte fallen, die ein junger Inder vor sich ausgebreitet hat, um für einen tuber-

kulosekranken Kameraden zu sammeln, der sieben Kinder hat. In „Abschied von den Inseln“ wird berichtet, wie ein weiterer geholter eingeborener Kanuruderer nachts zwei weiße Matrosen zu ihrem Schiff bringt, im Vertrauen auf eine Belohnung, aber ohne danach zu fragen. Auch diese Episode will lediglich das Gefühl der Verbundenheit charakterisieren, das die Arbeitenden verschiedener Hautfarben immer stärker eint, und das, bei so unscheinbaren Gelegenheiten es auch aufkeimt, letztlich der entscheidende Impuls beim völligen Niederreißen des imperialistischen Kolonialsystems sein wird.

Neben diesen Skizzen, die vor allem durch die präzise Erfassung sozialer und menschlicher Situationen bestehen und eine glückliche Hand bei der Auswahl charakteristischer Details verraten, stehen größere Erzählungen mit gewichtigen, bis zu dramatischer Wucht gesteigerten Konflikten, darunter die beste des Bandes: „Kein Platz auf dieser Welt“. In dieser Geschichte haben wir inhaltlich in gewisser Hinsicht das Gegenstück zu dem Roman „Wohin der Mensch gehört“ vor uns. Während dort ein rassisch verfolgter Deutscher nach mancherlei Irrwegen genau weiß, „wohin er gehört“, nämlich an die Seite des gegen jede Unterdrückung kämpfenden Proletariats, wird die Erzählung von dem australischen Mischling Jack Davis und seiner vergeblichen Suche nach Glück zum Gleichnis für die Schar jener, die nicht die Wurzeln ihres Elends zu erkennen vermögen, in einer falschen Richtung zu rebellieren beginnen und zuletzt konstatieren müssen, es sei für sie „kein Platz auf dieser Welt“. Das wird in einer novellistischen, zeitlich und örtlich gedrängten Handlung gestaltet, chirurgisch von jedem Beiwerk getrennt, so daß sich die Aussage zwingend verdichtet. Es ge-

lingt dem Verfasser, in der Figur eines farbigen Mädchens, das behauptet, weiße Hautfarbe zu haben und nur einen weißen Mann zu heiraten, aber nicht jenen „dreckigen Mischling“, der um sie wirbt, den ins Absurde gesteigerten Rassendünkel mit eindringlicher Plastizität anschaulich zu machen. Zwei Menschen, die auf der untersten Sprosse eines fluchwürdigen Kolonialsystems stehen, werden in ihrer dumpfen Unwissenheit, in der Raserei ihrer Unzufriedenheit dazu getrieben, einander zu beschimpfen, zu bespeien und sogar ihre physische Existenz zu vernichten.

Zum Bild des Ganzen gehören die beiden Liebeserzählungen „Ruf der Inseln“ und „Feuer am Suvastrand“ (übrigens in Japan verfilmt), in denen die Inselwelt mit äußerster Farbigkeit, mit einem vielleicht manchmal übertriebenen exotischen Flimmern gemalt ist, die aber im Grunde genommen den Leser erkennen lassen, daß es eine Flucht in ein Südsee-Idyll, ein Ausweichen vor der Gegenwart mit ihren Forderungen und Lebensgesetzen für niemanden und nirgends geben kann.

Walter Kaufmann hat diese Erzählungen in englischer Sprache geschrieben; Hannelore Sanguinette und Elga Abramowitz haben sie sehr einfühlsam übersetzt. Wir meinen, daß wir dieses Buch trotz seines fremdsprachigen Ursprungs und trotz seines Themas, das nicht zum Alltag unserer Literatur gehört, als das begabte, reife, nützliche Werk eines der Unseren betrachten können. Christa Wolf hat nach dem Erscheinen des Buches „Wohin der Mensch gehört“ in dieser Zeitschrift geschrieben: „Möglich, daß der Name Walter Kaufmann in unserer Literatur nicht unbekannt bleibt.“ Er ist nicht unbekannt geblieben — das können wir heute sagen.



## Variation über das eigene Thema

Karl Mundstock: „Sonne in der Mitternacht“  
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1959

Mundstock wurde bekannt durch seinen Roman „Helle Nächte“; als eines unserer stärksten Erzählertalente wies er sich mit einem Werk weit geringeren Umfangs aus: mit seiner Kriegserzählung „Bis zum letzten Mann“, die zu den besten Prosastücken gehört, die bis heute in unserer Republik geschrieben wurden. Hier setzte er unserer Erzählkunst, vor allem aber sich selbst einen hohen Maßstab. Dies wurde ihm von der Kritik bescheinigt, und das weiß er selbst. „Bis zum letzten Mann“ bedeutete und bedeutet eine Verpflichtung. Man wird, was Mundstock schreibt, an dem messen, was er schon geleistet hat, und unwillkürlich Vergleiche anstellen. Das mag zu einer gewissen Ungerechtigkeit in der Beurteilung führen, denn wir wissen, daß gerade auf dem Gebiet der schöpferischen Tätigkeit oft ein großer Wurf von einem gefolgt ist, mit dem nicht die gleiche Weite erreicht wird. Von Mundstock gilt das besonders: Er ist sehr ungleich, ja zuweilen unausgeglichen in seinem literarischen Schaffen. Dies zeigt sich auch in der vorliegenden Erzählung „Sonne in der Mitternacht“, die insofern zum Vergleich geradezu herausfordert, als sie im Thema, in Handlungsort und -zeit, ja teilweise bis in Einzelheiten ein Gegenstück zu der Novelle „Bis zum letzten Mann“ bildet, in gewissem Sinne die Variation über ein eigenes Thema.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es ist durchaus nicht zu tadeln, daß der Autor hier das Thema seiner Meistererzählung variiert hat. Für fast jeden Künstler gibt es einige Grunderlebnisse, um die sein Schaffen kreist und die er immer wieder gestalten, die er sich gleichsam von der Seele schreiben muß. Für Mundstock wie für viele andere seiner Generation ist eines dieser Grunderleb-

nisse der Krieg, der Krieg, wie er ihn selbst mitgemacht hat, an der arktischen Front in Norwegen.

Hier ist auch diese Erzählung angesiedelt. Wir erleben vor der gleichen romantischen Kulisse der einsamen nördlichen Bergwelt wie in den Erzählungen „Bis zum letzten Mann“ und „Tod an der Grenze“ ähnliche erbitterte, harte und keineswegs romantische Auseinandersetzungen über Sinn und Sinnlosigkeit des faschistischen Krieges. Und wie im Mittelpunkt der früheren Erzählung das tödliche Ringen zweier Antipoden unter den Soldaten stand, nämlich des Antifaschisten Hollerer und des faschistischen Landsknechts Weiß, so gruppiert sich in der vorliegenden Geschichte alles um den Zweikampf zwischen dem Kommunisten Lechner und seinem nazistischen Widerpart Roßkopf. Oberflächlich betrachtet, scheint es sich also hier fast um eine Wiederholung früher geschilderter Erlebnisse zu handeln. Und in der Tat sind der Weiß dort und der Roßkopf hier in ihrem Landsknechtstum, ihrer faschistischen „Ideologie“ und ihrer skrupellosen Brutalität einander ähnlich wie zwei Zwillingbrüder. Aber gleiches läßt sich nicht von den positiven Gestalten Hollerer und Lechner sagen: Sie sind Verwandte im Geist des Widerstandes – Zwillingbrüder sind sie durchaus nicht. Mit Absicht sprach ich vom Antifaschisten Hollerer und vom Kommunisten Lechner: Jenen machte das Erlebnis des sinnlosen Krieges zum Nazi-Gegner, während dieser bereits als überzeugter Kommunist und früherer Illegaler zu seiner Einheit an der arktischen Front kommt.

Aus dieser unterschiedlichen Position der Helden ergibt sich zwangsläufig eine unterschiedliche Problemstellung oder –

umgekehrt und richtiger gesagt – der Autor brauchte in der vorliegenden Geschichte eine andere Hauptgestalt, weil es ihm darum ging, ein anderes Problem darzustellen. Sollte in der Erzählung „Bis zum letzten Mann“ gezeigt werden, wie ein denkender Mensch durch den Krieg zum Gegner des Nazismus erzogen wird und, weil er über die Einzelaktion nicht hinauskommt, scheitern muß, so geht es bei „Sonne in der Mitternacht“ um die schwierigen Fragen, vor die ein überzeugter Kommunist als Wehrmachtsangehöriger gestellt wurde. Es handelt sich also durchaus nicht um die Neubearbeitung eines schon behandelten Stoffes durch den Autor, sondern um einen ergänzenden Beitrag zum Thema Auseinandersetzung mit dem Krieg. Dieser Beitrag war notwendig, ja er ergab sich fast logisch aus der ersten Erzählung: Dort erkannte Hollerer vor seinem Tod, daß er es nicht ganz richtig angefangen und nicht konsequent zu Ende geführt hatte mit seinem Widerstand. Der Lechner der vorliegenden Geschichte aber setzt da an, wo sein Verwandter Hollerer nicht mehr weiter konnte, und führt die Aktion mit der Konsequenz eines Marxisten zu Ende. Er ist ein Widerstandsheld auf einer höheren Stufe, kein Zwillingbruder des Hollerer, sondern gleichsam sein älterer und gereifter Bruder.

Das erste Problem, mit dem Lechner konfrontiert wird, entspringt der Tatsache, daß er als Kommunist im Dienste der Nazi-Wehrmacht steht: „Lechners Brust war gespickt mit den Orden seiner Feinde.“ Das zweite, sehr schwierige, besteht darin, daß sich seine Widerstandsaktion nicht im Überlaufen zu der Roten Armee erschöpfen darf, sondern daß er andere überzeugen und mit zur Aktion bringen muß: „Niemand nimmt dir ab, was zu tun ist, der Feind steht in den eigenen Reihen. In deinem Haufen ist dein Platz, da hast du deine Aufgabe, dort leb und stirb.“

Mundstock hat dieses sich selbst gestellte wichtige Hauptthema ideologisch

und künstlerisch im wesentlichen bewältigt. Es ist ihm gelungen, den inneren und äußeren Kampf seines Helden mit den Anfällen von Verzagtheit in der eigenen Brust und mit dem faschistischen Widersacher überzeugend zu schildern. Er hat mit seinem Lechner eine vorbildhafte Gestalt geschaffen und einen wesentlichen Beitrag zur Kriegsliteratur aus unserer Sicht geleistet. Insofern hat er uns nicht enttäuscht und das Versprechen, das er mit der Novelle „Bis zum letzten Mann“ gab, erfüllt. Dennoch hat er, was Ausgeglichenheit der Komposition und sprachliche Qualität betrifft, jene Erzählung hier nicht ganz erreicht. Die ersten Sätze – und viele in der Geschichte – sind fast klassische Erzählkunst in ihrer schlichten Kürze und Eindringlichkeit; Stoff und Hauptgestalt sind gemeistert, wo es sich um das zentrale Problem der Auseinandersetzung an der Front handelt. Aber der Autor erscheint oft unsicher und verwirrt den Leser, wo er rückblendend von Herkunft und Vergangenheit seines Helden berichtet. Hier wird der Lechner, der in der Arktis so plastisch und lebendig erscheint, plötzlich zur blassen Konstruktion, bei der irgendwelche Wunschbilder oder unbewältigte Erlebnisse des Autors Pate gestanden haben mögen. Lechners Weg zum Kommunismus, sein KZ-Aufenthalt, seine Erlebnisse in der Illegalität, seine Liebe zu dem Mädchen Sophie – all das bleibt meist zu sehr bloße Behauptung, um anschaulich zu werden. Und manches, wie der häufige Urlaub des Maurers und Gutsarbeitersohnes Lechner, wie seine Besuche in der Loge des Theaters, wirkt romantisch-unglaubhaft und trägt nicht dazu bei, das Bild des Kommunisten und Kämpfers Lechner zu runden, sondern eher dazu, es etwas unklarer zu machen.

Hier verläßt Mundstock jene Sicherheit künstlerischer Darstellung, die er an anderen Stellen so großartig beweist. Sie verläßt ihn zuweilen auch bei der sprachlichen Gestaltung, wo sich neben in bestem Sinne poetischen Passagen Naturalismen

finden, die peinlich und geschmacklos wirken. (Beispiele: „Wegen ihrer Schwüle-reien“ oder „Am Feldkücheneintopf, der die Männer auf ihren Lagern ein geruch-volles Abendkonzert anstimmen machte“ oder – bei der Schilderung einer ge-schlechtlichen Vereinigung – „Ihre Schul-tern hatten geknackt“...) Möglich, daß Mundstock solche Dinge für kraftvollen Realismus hält. Er irrt sich: Es sind Rück-stände einer sogenannten harten Schreib-

weise, die auf Vorbilder zurückgeht, die für uns keine Vorbilder sind.

Ich würde von solchen Schwächen we-niger ausführlich reden, bewiese Mund-stock in diesem Büchlein nicht wie schon so oft seine große Begabung, sein über-durchschnittliches Können, und lieferte er dadurch nicht den Beweis, daß es ihm mit ein wenig mehr Sorgfalt gelingen würde, die Flecken auszumerzen, die seine litera-rische Leistung trüben.

*Franziska Arndt*

## Fünf Bände der Roten Dietz-Reihe

*F. C. Weiskopf: „Umsteigen ins 21. Jahrhundert“*

*Larissa Reisner: „Hamburg auf den Barrikaden und andere Reportagen“*

*Willi Bredel: „Maschinenfabrik N & K“ und „Rosenhofstraße“*

*Rudolf Braune: „Das Mädchen an der Orga Privat“*

*Dietz Verlag, Berlin 1959/60*

„Umsteigen ins 21. Jahrhundert“ – das ist der bezeichnende Titel des Bändchens in der Roten Dietz-Reihe, das die Re-portagen von F. C. Weiskopf über seine Reisen in die Sowjetunion in den Jahren 1928 und 1932 enthält. Hier ist geschildert, was zu jener Zeit bereits von der Ar-beiterklasse im ersten sozialistischen Land erreicht worden war. Die übrigen vier Bände der Reihe künden von der Zeit, da die Arbeiter in Deutschland um diese Er-rungenschaften ihrer sowjetischen Brüder noch hart kämpfen mußten. Bevor ihre Ziele in der deutschen Heimat verwirk-licht werden konnten, waren Jahre des blutigsten Terrors und mörderischen Kriegen zu überwinden.

Die Rote Dietz-Reihe will die Literatur von den Kämpfen und Erfolgen der Ar-beiterklasse in der ganzen Welt einem großen Leserkreis in preiswerten Aus-gaben darbieten. Sie setzt damit die Tra-dition des Roten Eine-Mark-Romans fort, den der Internationale Arbeiterverlag un-mittelbar nach den großen revolutionären Erhebungen der Arbeiterklasse zu Beginn

der dreißiger Jahre ins Leben gerufen hatte.

„Hamburg auf den Barrikaden und an-dere Reportagen“ von Larissa Reisner ge-hört zu den Titeln, dessen deutsche Erst-ausgabe mit am weitesten zurückliegt; 1925 ist der Bericht über den Hamburger Auf-stand von 1923 in Berlin veröffentlicht worden.

Das Verdienst, das sich F. C. Weiskopf in den zwanziger Jahren mit seinen Re-portagen über die Sowjetunion erworben hat, gebührt ebenso der in Rußland ge-borenen Schriftstellerin Larissa Reisner für eine ähnliche Leistung. Während Weis-kopf als deutscher Schriftsteller von der fortschreitenden Entwicklung im „Staat ohne Arbeitslose“ berichtete, gab Larissa Reisner nur wenige Jahre früher lebendige und spannende Schilderungen aus der Ge-schichte der deutschen Arbeiterbewegung. „Hamburg auf den Barrikaden“, die Dar-stellung des heroischen Kampfes der Ham-burger Arbeiter unter der Führung von Ernst Thälmann, wurde nicht erst ge-schrieben, als diese opfervollen, entbeh-

rungsreichen und blutigen Kämpfe längst Vergangenheit waren, sondern schon ein Jahr später zeichnete die Autorin ihre Eindrücke von diesem Geschehen auf. Nach dem Abbruch der Kämpfe in Hamburg kaum eingetroffen, spricht sie mit den „gehetzten, verfolgten, in die Illegalität untergetauchten Kämpfern und ihren Frauen, durchstreift die Viertel und Straßen der Kämpfe, trägt Steinchen um Steinchen zusammen zu einem großartigen Mosaik, das die wahren Hintergründe, den Verlauf und Ausgang dieses heroischen Kampfes zum erstenmal so zeigt, wie er wirklich war...“, schreibt Otto Braun im Nachwort zum vorliegenden Band. Die Zeit der Aufzeichnung aber war immer noch umbrandet von den Wogen revolutionärer Empörung, und die Veröffentlichung einer solchen Darstellung war ganz dazu angetan, den revolutionären Elan und die Kampfbereitschaft zu erhalten und zu stärken.

Doch nicht nur von so hervorragenden Ereignissen wie dem Hamburger Aufstand berichtete Larissa Reisner, sondern das Leben der deutschen Arbeiter und ihr Alltag sind – vor allem in ihren Reportagen „Berlin im Oktober 1923“ und „Im Lande Hindenburgs“ – widergespiegelt. Selbst in der tiefsten Depression, im größten Elend, in Hunger und Arbeitslosigkeit, denen die Arbeiter während der ununterbrochenen Wirtschaftskrisen der zwanziger Jahre ausgesetzt waren, weiß sie den Funken unbeugsamen Willens aufzuspüren, der in dem von der Sorge ums tägliche Brot bedrückten Proletarier entfacht wird, wenn er mit der echten großen Bewegung seiner Klasse, ihrem unbesiegbaren Kampfesmut in Berührung kommt.

Larissa Reisner stammt aus einem gutbürgerlichen Elternhaus in Petersburg, wo sie die erste Erziehung und Bildung genoß. Sie lebte dann zeitweise in Frankreich und Deutschland und war Mitherausgeberin von Zeitschriften, die sich gegen den imperialistischen Krieg richteten. Die Oktoberrevolution bedeutete den entscheidenden Wendepunkt in ihrem

Leben, von da an stellte sie sich voll und ganz in den Dienst der revolutionären Bewegung. Ihr bewunderungswürdiger Einsatz als Kommissar im Stab der Roten Wolga-Kaspi-Flottille bestimmte nicht zuletzt auch ihre weitere künstlerische Laufbahn. Ihre bildkräftigen Berichte über den russischen Bürgerkrieg, später über ihre voller Forschungsdrang unternommenen Reisen nach Afghanistan, nach Deutschland und wieder zurück in den Ural, haben ihr einen bedeutsamen Platz auch in der Sowjetliteratur gesichert. Erfüllt von vielen Plänen starb Larissa Reisner 1926 mit erst einundreißig Jahren.

Ihre vorliegenden Arbeiten sind mehr Skizzen, Impressionen, Studien als eine Darstellung kontinuierlichen Geschehens, wobei die Geschliffenheit des Stils, die abgerundeten Formulierungen, die sprachliche Wiedergabe elegischer Impressionen auffallen: „Wie ein großer, eben gefangener, noch zuckender Fisch liegt Hamburg an der Nordsee. Ewige Nebel lagern auf den zugespitzten schuppigen Dächern seiner Häuser. Kein Tag hält seinem blassen, windigen, launischen Morgen die Treue.“ Das ist ebenso bemerkenswert und reizvoll wie ungewöhnlich in einem Werk, das sich vom Standpunkt des revolutionären Proletariats mit den Kämpfen der deutschen Arbeiterbewegung beschäftigt.

In „Hamburg auf den Barrikaden“ wollte Larissa Reisner „Ort und Zeit des Aufstands, Fühlen, Denken und Handeln aller Beteiligten wie in einem Brennspiegel auffangen“. Dabei hat sie versucht, das Geschehen in seinem historischen Zusammenhang zu bringen und die Hintergründe zu zeigen, so zum Beispiel den Aufstieg, die Rolle und die Entwicklung der Konzerne Krupp und Stinnes mit dem deutschen Imperialismus und dem internationalen Monopolkapital.

Ein Vergleich der Reportagen Larissa Reisners mit denen von F. C. Weiskopf läßt uns einige Schwächen ihrer Reportagen besser verstehen und erklären.

F. C. Weiskopf kam in ein Land, in dem die Arbeiterklasse ihren endgültigen

Siegeszug angetreten hatte; er konnte nicht anders als mit Bewunderung und Enthusiasmus von dieser tiefgreifenden Wandlung erzählen. Larissa Reisner mußte jedoch in ihre wahrheitsgetreue Darstellung alle Niederlagen und bitteren Erfahrungen der deutschen Arbeiter mit einschließen. Weil sie darüber hinaus die Geschichte und Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung nur von ihrem Aspekt, nämlich dem des siegreichen, unaufhaltsamen Vorwärtsschreitens der bis dahin unterdrückten Klasse zu sehen vermochte, schimmert aus einigen ihrer Schilderungen bei allem Optimismus eine gewisse Skepsis, wie zum Beispiel in „Arbeiterkinder“, „In einer gutsituierten Arbeiterfamilie“, „Der 9. November in den Arbeitervierteln“ (zusammengefaßt unter „Berlin im Oktober 1923“). In einem anderen Zusammenhang spricht Otto Braun im Nachwort von dieser Schwäche, indem er Larissa Reisners Feststellung von den „vollkommen passiven Arbeitermassen“ erwähnt. Auch die Darstellung einer Proletarierehe „Er ist Kommunist, sie ist Katholikin“ erscheint uns heute verzerrt, ebenso die Charakterisierung der Elfriede in der Reportage „Schiffbek“.

Auf „Ungenauigkeiten und Schiefheiten“ sowohl theoretischer Natur, die sich aus historischen Fehlurteilen ergeben, als auch auf solche, wo es sich um Fakten handelt, hat Otto Braun in seinem Nachwort hingewiesen. Er führt diese Mängel und Fehler zum Teil auf die Lage und Zeit zurück, in der diese Reportagen geschrieben wurden (vor allem bezieht er sich hier auf „Hamburg auf den Barrikaden“). Unseres Erachtens kommt noch hinzu, daß Larissa Reisner als Russin doch nicht ganz so vertraut sein konnte mit dem Leben, Fühlen und Denken der deutschen Arbeiter zu jener Zeit. Um so interessanter ist es für den deutschen Leser, zu sehen, wie eine sowjetische Schriftstellerin die deutschen Verhältnisse beurteilte und wie sie die Literatur über Leben und Kämpfe der deutschen Arbeiterbewegung bereichert hat.

Auf jeden Fall ist es ein Verdienst des Verlages und des Herausgebers Otto Braun, daß sie gerade dieses Werk mit eingereicht haben, von dem selbst in Fachkreisen in Deutschland bisher fast nichts mehr bekannt war.

Daß auch deutsche Schriftsteller – entgegen manchen gegenteiligen Behauptungen von der Enge und Einseitigkeit der proletarischen Literatur – das politische und persönliche Leben der Arbeiter bereits in den zwanziger Jahren literarisch gestalteten, beweisen nicht zuletzt die Arbeiten von Rudolf Braune, aus dessen Feder uns jetzt wieder zwei Romane zugänglich gemacht worden sind. Nachdem 1958 „Junge Leute in der Stadt“ vom Dietz Verlag neu veröffentlicht worden ist, hat nun der gleiche Verlag „Das Mädchen an der Orga Privat“ in die Rote Reihe aufgenommen. 1930 erschien dieser Roman zum erstenmal in Frankfurt am Main. Doch war er nicht Braunes erster Roman, wie sich Otto Gotsche heute in seinem Nachwort korrigieren mußte.

Rudolf Braune ist jung gestorben – im Alter von fünfundzwanzig Jahren. Im Verhältnis zu dieser kurzen Lebenszeit ist sein journalistisches und schriftstellerisches Werk nicht nur recht umfangreich, sondern man kann daran bereits Entwicklung und Reife ablesen. Sein mutmaßlich erster Roman „Der Kampf auf der Kille“ wurde, wie Otto Gotsche festgestellt hat, als Zeitungsroman in Fortsetzungen gedruckt. Wir kennen ihn noch nicht. Indessen dürfen wir es schon als einen Gewinn verbuchen, daß wir jetzt endlich eine Ausgabe seines zweiten Werkes erwarten können.

Erna Halbe, das Mädchen an der alten klapprigen Schreibmaschine der Fabrikmarke „Orga Privat“ gehört zu dem großen Angestelltenheer in Berlin. Voller Hoffnungen, in denen jedoch schon die Bitterkeit der Erfahrungen eines proletarischen Zuhauses mitschwingt, kommt sie in die große Stadt. Es dauert nicht lange, bis sie erfahren muß, daß das persönliche Glück nicht unabhängig von den gesell-



schaftlichen Bedingungen, unter denen man leben muß, zu erreichen ist. Noch hat sie nicht die ganze Tragweite der sozialen Rechtlosigkeit auch ihres Berufsstandes begriffen, erst im Verlauf ihrer kleinen, aus mehr oder weniger privaten und persönlichen Gründen geführten Rebellion beginnt sie zu erkennen, daß die Angestellten in einer Solidaritätsfront mit den Arbeitern stehen müssen, wenn sie, die ebenso erbarmungslos ausgebeutet werden wie das Proletariat, gegen die Konzernherren etwas ausrichten wollen.

Es ist schon viel, wenn die kleine Erna Halbe, unterstützt von ihrem Freund Fritz, dem Monteur, eine einheitliche Front bei ihren Kolleginnen aus dem Schreibzimmer erreicht: „Für einen Augenblick steigt all das in ihnen hoch, was sie an Bitterem hier erlebt haben. Anschauzer, Strafen, Nacharbeiten, Lohnabzüge, Unfreundlichkeiten, Schikanen, Beleidigungen.“ ... „Sie müssen zusammenhalten, verdammt noch mal, sie müssen füreinander eintreten, sie müssen sich gegenseitig helfen, weil die Sache anders nicht geht.“ Der Streik muß abgebrochen werden, weil sie den Weg zur organisierten Arbeiterklasse noch nicht fanden; diese Einsicht vermittelt Braunes Buch. Er selbst mußte allerdings auch erst zu dieser Erkenntnis kommen, die in seinem nächsten Roman „Junge Leute in der Stadt“ noch stärker zum Ausdruck kommt. Er reifte vom Rebellen zum Revolutionär, zumindest zur Erkenntnis der Notwendigkeit des revolutionären Handelns.

Braunes volle künstlerische Entfaltung ist durch seinen Tod leider vorzeitig abgebrochen worden, doch was er uns hinterließ, gehört zu den hoffnungsvollen Anfängen unserer neuen sozialistischen Literatur.

Rudolf Braune war bürgerlicher Herkunft; den Weg zum kämpfenden Proletariat mußte er sich suchen. Das spiegelt sich auch ästhetisch in seinen Werken: zunächst stellt er das Schicksal von Angestellten in den Vordergrund, schildert vorwiegend Menschen aus dem Kleinbürgertum; im Gegensatz zu Döblin oder

Fallada aber zeigt er, weil er die historischen Zusammenhänge erkennt, als notwendige Konsequenz die Orientierung auf die Arbeiterklasse, die allein die Zukunft gestalten kann.

Aus der Arbeiterklasse selbst stammt der Autor der beiden anderen Bücher „Maschinenfabrik N & K“ und „Rosenhofstraße“. Willi Bredels frühe Romane waren seinerzeit das, was wir heute von der Bewegung des schreibenden Arbeiters mit Recht erwarten: Literatur aus dem unmittelbaren Wirkungsfeld der arbeitenden Menschen, Literatur, deren Wahrhaftigkeit und Wirksamkeit aus dem tiefen Verstehen der arbeitenden Klasse und der gleichen Erfahrungs- und Erlebnismöglichkeit erwächst.

Bredels Bücher sind im Gefängnis geschrieben und tragen alle Merkmale des frühen proletarischen Romans. Sie zeigen den klaren politischen Standpunkt, den der klassenbewußte Arbeiterschriftsteller in seinen Aufzeichnungen, Erzählungen und Romanen vertritt, und der die Motive, Konflikte und Handlungsweisen seiner Gestalten bestimmt.

Willi Bredel selbst schrieb das Nachwort zur Neuausgabe seines Erstlingswerks, das ein „wahrheitsgetreues Dokument aus den damaligen politischen Kampffahren“ ist. Als Dreher hat er in der Hamburger Maschinenfabrik Nagel & Kaemp gearbeitet, und nicht zuletzt diesem Umstand ist es zu verdanken, daß wir einen Einblick in das Gewerkschaftsleben eines großen Betriebes jener Zeit erhalten, vom Kampf der Kommunisten gegen die reformistische Gewerkschaftsbürokratie, gegen Rationalisierung und gegen Mißstände im Betrieb erfahren.

Während „Maschinenfabrik N & K“ einen engen kleinen Ausschnitt gibt, der kaum Einblick in das persönliche und private Leben der Arbeiter erlaubt, ist „Rosenhofstraße“ eine gewisse Ergänzung dazu. Dieser kleine Roman verdient deshalb noch mehr den Untertitel „aus dem proletarischen Alltag“, denn er versucht, sowohl die Vielfalt alltäglicher Begegnun-

gen und Erlebnisse als auch die Differenziertheit und Widersprüchlichkeit verschiedener menschlicher Situationen und Charaktere einzufangen. So hebt sich dieses Buch aus der Reihe derer heraus, die damals von den unmittelbaren Kampfaktionen der Arbeiterklasse erzählten, wie zum Beispiel Grünbergs „Brennende Ruhr“, Marchwitzas „Sturm auf Essen“ und Neukrantz' „Barrikaden am Wedding“. Bredel beschränkt sich nicht auf die unmittelbaren Erscheinungsformen des Klassenkampfes, sondern er hat versucht, alltägliche Erlebnisse, Erfahrungen und den Entwicklungsprozeß der verschiedenen werktätigen Schichten zu behandeln, an denen natürlich wiederum das historische und gesellschaftliche Geschehen abzulesen ist. Er zeigt anschaulich den wachsenden Terror der Nationalsozialisten, die Straßen- und Saalschlachten provozieren; er schildert Wahlkampf, Mieterstreik, Landagitation der Kommunisten und das Bemühen um die Festigung einer einheitlichen Klassenfront. All diese Vorgänge versucht er in ihrem Zusammenhang mit den Schicksalen verschiedener Menschen darzustellen. Daß Bredel dieses „ungeheuer reiche, bunte, dichterisch lockende Arbeitsfeld“ gewählt hat, wie es 1932 in einem Aufsatz der „Linkskurve“ gefordert worden ist, ist das besondere Verdienst, das er sich mit diesem Büchlein trotz aller noch vorhandenen gestalterischen Schwächen schon damals erworben hat. Es sollte Wegweiser für seine Klassengenossen auf dem Wege zur richtigen, ihren Interessen entsprechenden Entscheidung sein.

Den bereits vollbrachten, ersten großen Schritt in die Zukunft läßt uns F. C. Weiskopf in seinem schon anfangs genannten Reportagebuch „Umsteigen ins 21. Jahrhundert“ miterleben. Seine Erwähnung möge unsere kurze Betrachtung über die bisher in der Roten Dietz-Reihe erschienenen Bände abrunden.

Als die Werktätigen der Sowjetunion den Weg in die neue Zukunft beschritten hatten, war F. C. Weiskopf einer der ersten deutschen Schriftsteller, der, noch

erfüllt von der Bewunderung und Begeisterung über die Großartigkeit dieses welthistorischen Ereignisses, davon berichtete. Seine erste Reise, die er im Herbst 1926 unternommen hatte, spiegelte sich in seinem 1927 erschienenen Bericht „Umsteigen ins 21. Jahrhundert“. Seine zweite Reise fand ihren Niederschlag in dem noch im gleichen Jahre – 1932 – veröffentlichten Band „Zukunft im Rohbau“. Unter dem erstgenannten Titel sind hier alle Reportagen zusammengefaßt. Sie stellen einen nicht unwesentlichen, doch bisher kaum ausreichend bekannten und gewürdigten Ausschnitt aus dem Gesamt-schaffen des Dichters dar, das uns jetzt in einer achtbändigen Ausgabe vorliegt.

Mit diesen Reportagen trat Weiskopf zugleich der Flut von Verleumdungen und Schmähungen der Sowjetunion entgegen, in der sich damals wie heute die Bestürzung und der Haß der alten Welt und ihre Angst vor der neu emporwachsenden Macht abzeichnete. Kein Wunder, daß es für die deutsche Arbeiterklasse in jenen Jahren nicht leicht war, sich ein wahrheitsgetreues Bild vom Aufbau des Sozialismus in der Sowjetunion zu machen. Weiskopf hat hier eine wichtige Bresche geschlagen, war und ist doch die Stellung zur Sowjetunion, dem ersten Vaterland der Werktätigen, von großer Bedeutung für die Entwicklung der fortschrittlichen Kräfte in jedem anderen Land.

Gewiß, F. C. Weiskopf war noch jung, als er voller Entdeckerfreuden den ersten sozialistischen Staat bereiste, doch wissen wir heute, daß es nicht nur sein überschäumender jugendlicher Elan war, der ihn so voller Optimismus und Zukunftsglauben von seinen Erlebnissen erzählen ließ. Seine Liebe zur Sowjetunion, seine Überzeugung vom Wachsen und vom Sieg des Sozialismus waren bereits damals unerschütterlich. Das Ringen um die Entwicklung des sozialistischen Menschen, des Menschen, der sich seiner neuen, großen Aufgabe im friedlichen Leben der Völker bewußt ist, war damals entscheidend auch für die Sowjetunion.

Weiskopf nützt alle Möglichkeiten, auch in der Reportage dichterisches Talent zu entfalten. Den Charakter, die Erziehung, die Konflikte und das Reifen der verschiedensten Menschen zu gestalten, war eine der Aufgaben, die er löste. Nicht nur von den eben erst sesshaft werdenden Nomaden und Hirten im Hohen Altai weiß er Spannendes zu berichten, sondern er läßt vor uns dieses ferne, fremde, von allen Wundern und Praktiken fortschrittlicher Technik und Arbeitsmethoden unberührte Land in seinem landschaftlichen Reiz erstehen; er gibt uns zum Beispiel Einblick in die Geschichte des Landes Ojroten, in das Fühlen und Denken seiner Bewohner. Auch sie würden einmal, gleich ihren Brüdern in Moskau, „der Stadt, die täglich jünger wird“, oder im südlichen

Ural, wo die neue große Hochofenstadt Magnitogorsk entstand, einbezogen werden und teilnehmen an dem großen Aufbauwerk des gesamten Landes, sie würden lernen und eine Vergangenheit der Armut und des Aberglaubens weit hinter sich lassen.

Viele Schauplätze auf diesem „riesigen Bauplatz einer besseren Welt“ hat Weiskopf gesehen, mit vielen Menschen hat er gesprochen, eins hat er immer aufs neue erfahren: den „unbesiegbaren heroischen Elan des neuen Menschen“.

Von ihm zeugt die ganze Reihe, die bereits jetzt mit Martin Andersen Nexøs „Familie Frank“ fortgesetzt worden ist und die uns noch manche Wiederentdeckung aus der Literatur der Arbeiterbewegung geben wird.

## Dramatik aus dem Äther

### Zukunft des Hörspiels

Hat es im Zeitalter des sich stürmisch entwickelnden Fernsehens Sinn, über eine Kunstform zu reden, deren Zukunft zumindest unsicher geworden scheint? Muß man nicht dem Hörspiel bald die Leichenrede halten? Fragen dieser Art sind nicht selten zu hören. Sie beruhen auf dem Irrtum, das Fernsehen sei bloße Fortsetzung des Rundfunks, das Hörspiel Vorläufer des Fernsehspiels.

Jede Kunstform hat den berechtigten Ehrgeiz, ein möglichst großes Publikum zu gewinnen. Daraus leitet sich eine verständliche, ja notwendige Rivalität zu anderen Kunstformen ab, die um so schärfer wird, je nachbarlicher die Formen zueinander stehen. Der Wille zur Selbstbehauptung und der Kampf um die Gunst des Publikums fördert dabei die theoretische Ergründung der Mittel, mit denen dieser Wettstreit zu bestehen ist: Fragen der Eigenständigkeit, der Reinheit des Genres, der Entwicklungsmöglichkeiten. Nun hatte aber das Hörspiel fünf- und dreißig Jahre lang keinen rechten Rivalen. Sein „Transportmittel“, die Radiowelle, gehörte nur ihm allein. Außer Konkurrenz lieferte es dramatische Kunst frei Haus.

Dem unaufhörlich rollenden Programm immer neue Nahrung zu geben, das war die Hauptsorge von zwei Generationen Rundfunkdramaturgen. Um ihr Publikum war ihnen nicht bange – ein Haushalt ohne Radio ist eine Kuriosität. Also konnte man, bewußt seines Monopols, souverän und ungestört, sich Zeit lassen mit der Erörterung theoretischer Probleme. Das war Fehler Nummer eins.

Fehler Nummer zwei: die Literatur-

kritik fühlt sich bis auf den heutigen Tag für Hörspiele nicht zuständig. Im Vergleich zu dem Manuskriptgebirge, das im Laufe von dreieinhalb Jahrzehnten entstand, nimmt sich die literarkritische Resonanz wie ein Staubkorn aus. Zwanzig Zeilen eines guten Gedichts ergeben manchmal hundert Zeilen tiefgründige Analyse – eintausendzweihundert Zeilen eines guten Hörspiels ergeben in den für Literatur zuständigen Fachzeitschriften das allerwenigste, nämlich nichts.

Jetzt muß das Hörspiel die Versäumnisse von fünfunddreißig Jahren mit allen zu Gebote stehenden Mitteln schnell aufholen. Denn plötzlich ist es ernst geworden mit den Fragen nach der Eigenständigkeit und Unverwechselbarkeit, mit der Forderung nach hörspielgemäßer Behandlung von Stoffen und der endlich richtigen Deutung des ominösen Begriffs „funktisch“. Immer dichter wird der Wald von Fernsehantennen, immer mehr Menschen werden daheim von zwei Kunstformen angesprochen, deren gemeinsames Hauptmerkmal Aktion zwischen Personen ist, also dramatischer Vorgang. Aus grundsätzlich gleichen technischen Voraussetzungen erwachsen, gleiche Empfangsverhältnisse bedingend, ergibt sich zwangsläufig auch eine starke formal-dramaturgische Affinität zwischen Hörspiel und Fernsehspiel. Ohne näher darauf einzugehen, wollen wir nur ein paar wichtige Merkmale nennen, die beide Formen als Sproß vom gleichen Stamme kenntlich machen. Da ist die angestrebte Intimsphäre des Spielraums; die kurze, möglichst anreißerische Exposition; der scharf pointierte Aufbau; die Scheu vor Neben-

handlungen; die Möglichkeit der Spieler, sich direkt an den Zuschauer bzw. Zuhörer zu wenden, usw. Vom gesamten dramaturgischen Habitus her ähnelt das Fernsehspiel viel stärker dem Hörspiel als dem Spielfilm, und tatsächlich gibt es nur einen einzigen Punkt, wo die für das Hörspiel so gefährlich scheinende Verwandtschaft aufhört. Er ist ebenso simpel wie entscheidend: das Fernsehspiel wendet sich vornehmlich an das Auge, das Hörspiel nur an das Ohr. Und gerade dieses elementare Kennzeichen kommt in den wenigen Hörspieluntersuchungen zu kurz, ja wird häufig gar nicht erwähnt und als selbstverständlich vorausgesetzt.

Hauptaufgabe der künftigen Hörspelforschung besteht darin, das Wesen der Hörwirkung genau zu untersuchen, jener Kraft, die bei kenntnisreicher Ausnutzung nach wie vor, trotz Film und Fernsehen, ein gewaltiges Bildungsmedium darstellt. Leider hat das Hörspiel diese große Chance nie richtig ausgeschöpft. Nur selten kommt die unvergleichlich reizvolle, faszinierende Einheit zwischen den akustischen Möglichkeiten und deren restloser Ausnutzung, bewirkt durch eine gezielte literarische Vorlage und adäquate Interpretation, am Rundfunk zustande.

Es geht heute für das Hörspiel darum, diese Gelegenheitsfälle zur Grundlage für eine qualitativ höhere Arbeitsweise in der Rundfunkdramaturgie zu nehmen. Das Hörspiel muß einen entscheidenden Schritt nach vorn tun, um im Wettbewerb der Künste erfolgreich mithalten. Nach vorn heißt hier nicht auf ein abstrakt-allumfassendes „Besser“ zu, sondern zunächst auf die bessere, d. h. richtige Ausnutzung der Hörwirkung. Eingebürgerte fehlerhafte Ansichten über „funkische Wirkungsweise“ müssen endlich beseitigt werden.

Eine der Ursachen für die Klichierung und Abnutzung von funkischen Stilmitteln, für die routinemäßige Handwerkslei und formale Stagnation am Funk rührt von dem Irrtum her, daß man das Ohr durch Anbieten mannigfaltiger akustischer Eindrücke quasi betäuben müsse, um den

Eindruck zu verwischen, daß der Radio-  
lautsprecher nun eben keine Bildröhre ist. *Echter* Hörspielvorgang jedoch appelliert nicht an ein kokret-visuelles Vorstellungsvermögen, sondern soll gedankliche und emotionale Assoziationen hervorrufen. Ein Hörspiel ohne jegliches technisches Raffinement kann funksicher sein, das heißt der Hörwirkung mehr entsprechen als die lärmvollste, von Hall, Verzerrungen und Geräuschen durchzogene „Kiste“, die völlig zu Recht die Meinung provoziert, daß, gäbe es das Fernsehen nicht, es schon deswegen erfunden werden müßte, um den Hörspielvorgang endlich aus dem Dunkel zu holen.

Wir begegnen hier dem schärfsten Argument gegen das Hörspiel zugunsten des Fernsehspiels. Es besagt, daß das Fernsehspiel im Grunde ein nur durch das Optische ergänztes Hörspiel sei, ein gleichsam höherentwickeltes, endlich komplettes Hörspiel. Die bisherige Form des Hörspiels höre damit automatisch zu existieren auf. Zu Beginn der Fernsehentwicklung, nach Sendung der ersten Fernsehspiele, war diese Auffassung selbst unter vielen Funkmitarbeitern verbreitet und löste Schreckstarre oder verbissene Trotzreaktion aus. Es wäre nie zu diesen Lähmungserscheinungen gekommen, wenn eben theoretische Klarheit darüber geherrscht hätte, warum „der Weg zum Ohr dem Herzen der nächste ist“, wo die Grenzen und Chancen der Hörwirkung und also des Funks und Hörspiels liegen; das Wort von der Todfeindschaft des Fernsehspiels gegenüber dem Hörspiel wäre nie gefallen, die Stummfilm-Tonfilm-Historie wäre nie als Menetekel der Hörspielzukunft gebraucht worden, geisterte nicht bis heute – und unter Leuten, die dem Hörspiel gar nicht übelwollen – die Version vom „Blindentheater“, vom „unsichtbaren Schauspiel“ umher.

Begünstigt werden diese Auffassungen durch die Hörspielpraxis selbst. Macht man bei mindestens der Hälfte aller Hörspiele die Probe aufs Exempel, so ließen sie sich ohne nennenswerte Korrektur nicht



nur für das Fernsehen verwenden, sondern kämen vermutlich dort sogar zu größerer Wirkung. Die Ursache liegt auf der Hand: die Autoren solcher Hörspiele gestalten erst visuell richtig erschöpfbare dramatische Vorgänge, überfordern also den Rundfunk, bzw. gehen an seiner Grundnatur vorbei, anstatt den Eigentümlichkeiten der Hörwirkung und ihrer phantasiebildenden Eigenschaft nachzugehen – was Hörspiele zeitigen würde, die sich der Verpflanzung, gleich wohin, erwehren, ihr Publikum auf unverwechselbar eigentümliche Weise fesselten, erzögen, aus sich heraus erfolgreich um Kontinuität der Produktion würben und seine Beständigkeit sicherten, gleichgültig, ob nun dem Radiogerät ein Fernsehapparat gegenübersteht oder nicht.

Die Feuerprobe hat das Hörspiel längst bestanden. Wäre es von Natur aus schwächlich, es hätte nie jene Bedeutung erlangt, die es noch immer besitzt. Der Bestand einer Kunstform ist allein davon abhängig, inwieweit ihre unabdingbaren Eigenarten fähig sind, gesellschaftliches Sein und Entwicklung adäquat widerzuspiegeln. Das setzt Dehnbarkeit des technischen Vermögens voraus, Fähigkeit zur Bildung neuer Stile, die Aufnahme von Stilelementen verwandter, sich ebenfalls entwickelnder Formen. Das Hörspiel ist darin von erprobter Elastizität und Anpassungsfähigkeit. Es gewann – davon zeugen die letzten anderthalb Jahrzehnte – um so größeren Zuspruch, je häufiger es die Probleme des Tages zum Inhalt machte und sich als echtes künstlerisches Zeitdokument erwies. Die besten Hörspiele nach 1945 – angefangen bei Borcherts „Draußen vor der Tür“, über Schweickerts „Hackenberger“, Weisenborns „Yang Tse-kiang“, Rückers „Bericht Nr. 1“, Dürrenmatts „Panne“, Egel-Wiens' „Gensung“ und Dutzende andere – waren Gegenwartsstücke von oft bohrend aktivierender Ausstrahlung. Das Reizvolle und literarisch Bedeutsame dieser Stücke beruht auch nicht zuletzt darin, wie vielfältig die zum Einsatz gelangten

literarischen Elemente sind und zu welchen neuartigen Kombinationen sie geformt wurden. Reichen die dramatischen nicht aus, werden sie durch epische und lyrische ergänzt; versiegt die Sprache als Ausdrucksmittel, tritt an ihre Stelle die Musik, ihrerseits unendlich variabel und als „Hörspielmusik“ zu musikalisch neuartigen Möglichkeiten führend.

Nicht zufällig geht die gesellschaftlich-politische Bewegung der letzten Jahre einher mit einer wachsenden Hörspielintensität, nicht nur in der DDR, sondern in ganz Europa: in der Tschechoslowakei, in Ungarn, der Schweiz, Polen, England, Westdeutschland, Italien. Internationale Festivals und Preisausschreiben, staatliche Auszeichnungen und materielle Förderung der Hörspielschaffenden kennzeichnen diesen Aufschwung und das allseitig zunehmende Interesse an der Hörspielkunst – bezeichnenderweise auch dort, wo schon eine relativ starke Fernsehausbreitung vorliegt, der Reiz der technischen Neuheit „Fernsehen“ abgeflaut ist und die traditionellen Künste, zeitweilig und unterschiedlich verdrängt vom Fernsehen, wieder erstarken.

Es zeigt sich, daß die Hörspielkunst hervorragend geeignet ist, große Zusammenhänge und Bewegungen im Kleinen darzustellen und zur gesellschaftlichen und sozialen Standortfindung des Einzelnen beizutragen. Das künstlerisch verarbeitete Stück Welt, das da mittels Radiowellen ins Zimmer gelangt, verbindet sich mit dem Ich des Hörers auf eigentümliche Art. Es bezieht ihn aktiv in den Spielvorgang ein, erregt über Verstand und Gefühl seine Phantasie und macht ihn zum Mitshelfer beim Zustandekommen des Kunsterlebnisses. Dieses Einfühlen und Mitdenken wird um so genußreicher und wirkungsvoller, je einfacher die dramatische Fabel und je prägnanter der Sprachgestus eines Hörspiels ist, je weniger an das konkret-visuelle Vorstellungsvermögen appelliert wird. Nicht auf die Erscheinung, sondern auf das Wesen eines Wirklichkeitsausschnittes steuert das

Hörspiel seiner Natur nach zu, wobei der Autor hier im Gegensatz zu allen anderen dramatischen Formen ein großzügiges Mitspielrecht hat: Er darf eingreifen, mitreden, seine Bewertung von Vorgängen direkt und gegebenenfalls provokatorisch an das Publikum herantragen.

1924 war das Geburtsjahr des Hörspiels. Nach 1945 erlebte es seine erste Renaissance. Jetzt, da das Fernsehen im Aufschwung begriffen ist, schickt sich das Hörspiel an, seine ungenutzten Reserven und noch unerforschten Möglichkeiten aufzuwenden, um seine zweite Wiedergeburt

zu feiern, freilich nicht mehr vor dem gleichen großen Publikum, – das wird der einzige Tribut sein, den es an das Fernsehen zu zahlen hat. Dafür wird es gewinnen an künstlerischer Reife und Geprägtheit. Diktiert wird das Tempo dieses Prozesses vom Fernsehen. Das mag ungemütlich sein, ist aber im Grunde nur positiv; indirekt bringt das Fernsehspiel das Hörspiel sprunghaft vorwärts, zwingt es, vom „Blindentheater“ Abschied zu nehmen. Gerade darauf haben die Freunde des Hörspiels schon immer gewartet.

*Gerhard Rentzsch*

### Literatur für den Bildschirm

Daß die Dramatik, die Bühnendramatik nämlich, eine Gattung der Literatur sei, hat sich herumgesprochen und wird gemeinhin nicht in Zweifel gezogen. Der für die Bühne schreibende Dramatiker wird als Schriftsteller ernst genommen. In jahrhundertelanger Entwicklung hat das Theater Zeit gehabt, seine literarische Ebenbürtigkeit nachzuweisen. Das Fernsehen ist demgegenüber eine sehr junge Einrichtung. Dennoch sollten nicht unbedingt Jahrhunderte vergehen, bevor neben seinen gewaltigen publizistischen auch seine literarisch-künstlerischen Möglichkeiten in ihrer ganzen großen Bedeutung erkannt und anerkannt werden. Wer das Wachsen einer neuen, sozialistischen deutschen Nationalliteratur beobachten und fördern will, dem kann nicht gleichgültig sein, daß in unserer Republik alljährlich nahezu 150 Fernsehspiele und Fernsehfilme entstehen. Die Manuskripte, auf denen diese Produktionen beruhen, die Szenarien und Drehbücher, was sind sie anderes als Literatur? (Noch dazu eine Literatur von enormer, die Auflagen auch der erfolgreichsten Druckwerke weit überflügelnder Verbreitung.) Es wird unerlässlich, diesem neuen, an Bedeutung täglich zunehmenden Genre kritische Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Thematik der wichtigsten Fernsehspiele und -filme aus den vergangenen Monaten zeigt bemerkenswerte Vielfalt. Sie umfaßt gleichermaßen utopische Gegenstände wie historische – letztere allerdings ausschließlich aus der jüngsten Vergangenheit –, aktuelle Themen aus unserer, der sozialistischen wie auch aus dem Bereich der untergehenden kapitalistischen Welt. „Projekt Merkur“, „Parole Freies Deutschland“, „Nackt unter Wölfen“, „Nora 1960“, „Die grüne Mappe“, „Assistenzarzt Dr. Feil“, „Unterm Hammer“, „Hinter mir steht Bonn“ mögen als Beispiele für viele andere gelten. Grundsätzlich jedoch sind sie alle von brennender Aktualität. Sie geben Antwort auf konkrete Fragen, die aus den Auseinandersetzungen unserer Tage erwachsen, und versuchen, mit den Mitteln der dramatischen Kunst dem Zuschauer Zusammenhänge erkennbar zu machen, die ihm sonst vielleicht verborgen geblieben wären. Allerdings zeigt sich hierbei manchmal eine gewisse Einengung, ein Verzicht auf Tiefe und Verallgemeinerung der Aussage sowie, besonders in den sogenannten Kurzspielen, starke Annäherung an die Agitpropform. Das sind zeit- und entwicklungsbedingte Erscheinungen. Sie hängen wohl auch damit zusammen,

daß es zumeist jüngere Autoren und Dramaturgen sind, die hier die Konturen eines ganzen neuen Literaturzweiges umreißen. Mit wachsender künstlerischer Erfahrung wird sich endgültig bestätigen, daß das Fernsehen ebensowenig wie irgendein anderes Mittel der Literaturverbreitung die literarische Qualität zu mindern oder zu verflachen braucht, daß es vielmehr dem realistischen künstlerischen Experiment weitgehende neue Möglichkeiten eröffnet.

Bei dem Versuch, die Fernsehliteratur kritisch zu würdigen, stößt man sogleich auf ein erstes Hindernis: die Vielzahl der zur Aufführung gelangenden Fernsehspiele und -filme. Vollständigkeit ist unmöglich. Unsere Auswahl ist in keinem Fall ein Werturteil. Sie ist lediglich die Hervorhebung von Beispielen, die unter dem jeweils in den Vordergrund gerückten Gesichtspunkt besonders typisch sind.

„Der Tote und sein General“, Fernsehspiel von Gotthold Gloger, Heinz Kamnitzer und Bodo Uhse, ist das interessanteste, zugleich problematischste Werk unserer kleinen Auswahl. Drei namhafte Autoren haben hier gemeinsam ein Thema aus der – in Westdeutschland – „unbewältigten Vergangenheit“ gestaltet. Die Fabel: Wehrmachtsgefreiter X, mit einem Kameraden auf Wache im russischen Winter, unterließ es zu schießen, als sein Unteroffizier in Richtung auf die sowjetischen Linien verschwand. Der Winter ist kalt, die Mannschaften waren übermüdet, das Feldgericht kommt zu einem verhältnismäßig glimpflichen Urteil. Nicht aber der General, dem das Urteil zur Bestätigung vorgelegt wird. Er braucht einen Präzedenzfall, um das wieder aufzurichten, was er die „Moral der Truppe“ nennt. Also verhängt er, als oberster Gerichtsherr, die Todesstrafe. Über die „Bedenken“ des Feldrichters hinweg wird die Hinrichtung vollstreckt.

Diese Fabel ist bruchstückweise in eine zweite Ebene eingebettet: die Wiederaufrichtung des Falles vor einem heutigen westdeutschen Gericht. In Gegenwart

aller Zeugen des damaligen Geschehens soll gegen den als Kriegsverbrecher angeklagten General verhandelt werden. Eine sorgfältig eingefädelte Regie läßt den Freispruch so gut wie sicher erscheinen: Nicht nur äußerlich reißt das Hohe Gericht die Knochen zusammen, als der General den Verhandlungsraum betritt. Der vorgeplante Ablauf des Prozesses wird jedoch durch persönliches „Erscheinen“ des erschossenen Gefreiten bedenklich gestört. Dabei kommen Dinge zur Sprache, die eine pietätvolle Rechtsprechung wie die bundesdeutsche nicht gern in den Blickpunkt der Öffentlichkeit rückt.

Da persönliches Auftreten von Geistern schon zu Lessings Zeiten verpönt war, der Gefreite X jedoch in der Konzeption des Stückes ein wichtiges Element bildet, war eigentlich schon damit die Grundlage einer satirischen Form gegeben. Und zwar haben wir es mit einer Satire zu tun, die weniger durch Lächerlichmachen entlarvt als vielmehr durch die tiefe Wahrheit, den bitteren Ernst auch der unwahrscheinlichsten Situationen sowie durch einen Dialog von schneidender Schärfe. Dieser Stil prägt die auf der zweiten Ebene ablaufende Handlung. Auf der ersten Ebene steht ihm eine gradlinige, „realistische“ Handlungsführung gegenüber. Denn die Szenen, in denen der objektive Inhalt der jeweiligen Zeugenaussagen dargestellt ist, mußten die Wirklichkeit unmittelbar widerspiegeln, um genügend Überzeugungskraft zu haben und um dem bitterernsten Hintergrund dieses merkwürdigen Prozesses das richtige Gewicht zu geben.

Obwohl die Verschmelzung der unterschiedlichen Elemente nicht ganz nahtlos gelang, ist die Aussage des Fernsehspiels von außergewöhnlicher Tiefe. Die unheilvollen Kräfte, die heute in Westdeutschland eine Ehrenrettung und Glorifizierung der faschistischen Militärs betreiben, fanden gültige, realistische Gestaltung. Und wenn über dem Ganzen gleichsam der Geruch faulenden Fleisches zu liegen

schien, wenn es manchmal aussah, als führte eine vergangene Welt einen Totentanz auf, so war auch das zutiefst realistisch: Die Welt jener, die am Tisch des Verhandlungsraumes saßen, ist wirklich tot und begraben.

Eine abstrakte, an Symbolismen und extremen Sprüngen reiche Sprache erschwert leider den Zugang zu dem Gedankenreichtum des Werkes nicht unerheblich. Man darf sich fragen, ob gewisse, durch diese Sprache gewonnene zusätzliche Effekte nicht zu teuer auf Kosten der Allgemeinverständlichkeit erkaufte sind.

„Assistenzarzt Dr. Feil“ heißt ein Fernsehspiel von Hildegard Maria Rauchfuß. Handlungsort: eine westdeutsche Stadt. Im Mittelpunkt des Werkes steht ein junger jüdischer Arzt, Assistent an der Nervenklinik Professor Semlins und Verlobter von dessen Nichte. Neben Dr. Feil ist in der Klinik als leitender Neurochirurg Dr. Nylus tätig. Die beiden haben mancherlei Differenzen und leben in einem gespannten Verhältnis. Als Dr. Nylus die Operation einer höchst gefährdeten Patientin hinauszögert, weil er lieber den „interessanten“ Krankheitsverlauf beobachtet, spitzen sich die Gegensätze weiter zu. Auf einer Gesellschaft im Hause des Professors kommen sie zum Ausbruch. In Gegenwart Feils erklärt Nylus, das Euthanasie-Programm Hitlers, die Ermordung von Millionen Geisteskranker und „Fremdrassiger“, verdiene volle Zustimmung. Professor Semlin sucht zu vermitteln, den Gegensatz zu überbrücken. Einer klaren Parteinahme gegen Nylus weicht er aus, denn damit spräche er das Urteil über sich selbst: Auch er war zeitweilig in das faschistische Euthanasie-Programm verwickelt. Erst der Tod einer Patientin als Folge der von Nylus veranlaßten Überdosierung eines Narkosemittels, dann der Selbstmord Dr. Feils und die Aufdeckung der verbrecherischen Vergangenheit des Dr. Nylus lassen Professor Semlin endlich zum Bewußtsein seiner Verantwortung kommen: Er weigert sich, der Vertuschung des

Skandals Vorschub zu leisten und stellt sich selbst dem Gericht.

Hildegard Maria Rauchfuß hatte als Urbild ihres Dr. Nylus den Dr. Sawade, alias Professor Dr. Heyde vor Augen, einen der Hauptverantwortlichen für die Durchführung des faschistischen Euthanasie-Programms, einen „Arzt“, der nach dem Krieg bis 1959 ungestört in Flensburg wieder praktizieren konnte, obwohl westdeutsche Dienststellen mehrmals auf seine wahre Identität hingewiesen worden waren. Dieser konkrete Einzelfall hätte in ihrer Gestaltung so verdichtet werden müssen, daß er Allgemeingültigkeit erhält, sich ins Typische erhebt und die Wirklichkeit in ihrem ganzen Umfang, ihrer ganzen Tiefe widerspiegelt. Leider bleibt jedoch die Gestalt des Dr. Feil letztlich ein Einzelbeispiel, Opfer einer unglückseligen Verkettung von Umständen und Zufällen. Sein Tod löst eher Befremden und Überraschung aus als von Herzen kommende Anteilnahme und Empörung gegenüber einer Gesellschaft, die solche Menschen zum Selbstmord treibt. Dieser junge Arzt, ein sonst besonnener und kluger Mann, der seine Handlungen gründlich zu überlegen gewöhnt ist, begeht Selbstmord, weil man ihm den Tod der Patientin in die Schuhe schieben will und weil faschistischer Mob vor seinem Fenster schmutzige Drohungen geplärrt hat. Dabei steht er doch nicht einmal allein: Seine Verlobte und auch einer der Pfleger, ein mit beiden Beinen fest auf der Erde stehender, lebenserfahrener Mann, halten zu ihm, und er hat sogar die Sympathie der Frau seines Professors. Somit ist sein Selbstmord alles andere als „das unvermeidliche Resultat zureichender Gründe“ (Belinski). Dem Zuschauer bleibt der Eindruck, daß der Tod Dr. Feils lediglich ein dramatischer Effekt ist, der Tragik erzeugen soll, wo eigentlich keine ist. Auch andere Figuren (so Dr. Nylus, ferner die am Tod der Patientin schuldige Krankenschwester, auch die Verlobte Dr. Feils und die Oberschwester, die von Nylus' Vergangenheit weiß, aber

Angst hat, daran zu rühren) verlieren an Überzeugungskraft und Interesse durch ihre eindimensionale, undialektische Anlage. Die Autorin schildert in ihnen Menschen, die von Natur entweder gut oder schlecht sind. Das ist ein zu einfaches Schema, damit können so vielschichtige, mannigfaltig miteinander verknüpfte und sich wechselseitig bedingende Prozesse wie das Wiederaufleben des Antisemitismus in Westdeutschland, die „unbewältigte Vergangenheit“ und die Refaschisierung, nicht eingefangen werden. Eine solche Darstellungsweise bleibt bei der Schilderung des Geschehens stehen, ohne die Frage nach dem Warum und dem Woher beantworten zu können.

Dessenungeachtet verdienen das Anliegen des Werkes und eine Anzahl durchaus gelungener einzelner Züge Anerkennung. Ein Stück mit echter aktueller Thematik und wahrhaft humanistischer Aussage wie „Assistenzarzt Dr. Feil“ ist zehn formal vollkommeneren Werken vorzuziehen, die antihumanistische Tendenzen verbreiten oder nur der Selbstbefriedigung eines kleinen Kreises von Snobs dienen.

„Nora 1960“ ist ein neues Fernsehspiel von Berta Waterstradt. Schon mit dem Titel verweist die Autorin darauf, daß sie Ibsens Puppenheim-Motiv für ihr Stück verwandt hat. Wenn dennoch daraus kein Abklatsch wurde, so ist das dem Blick der Autorin für die grundsätzliche Verschiedenheit der gesellschaftlichen Ordnungen zu verdanken, aus denen hier und dort der eigentliche Konflikt erwuchs. Zu Ibsens Zeit waren es die in Skandinavien doppelt beschränkte bürgerliche Welt und ihre ebenso beschränkte wie doppelbödige Moral, die den Frauen der herrschenden Klasse ein Piedestal errichteten, das sie ebenso erhöhte wie entwürdigte, als Geschöpf der Liebe und der Repräsentation so überschwänglich feierte wie als Persönlichkeit entleerte. Heute sind es Rudimente dieser alten Welt, die inmitten un-

serer sich entwickelnden sozialistischen Gesellschaft Inseln spießiger „Behaglichkeit“ und egoistischer Beschränktheit auf Kosten der Frau zu errichten bestrebt sind. Was bei Ibsen tragisch enden mußte, endet bei uns ebenso zwangsläufig optimistisch. Damit erhält der Konflikt einen neuen Inhalt, den die Autorin richtig erfaßt und überzeugend dargestellt hat. Ihre Nora ist eine junge Frau, die als halbes Kind noch in den Kriegswirren die Eltern verlor und schwer um das nackte Leben kämpfen mußte. In dem Maße, wie sich unser aller Leben konsolidierte, hätte auch sie sich wahrscheinlich eine gesicherte und glückliche Existenz aufgebaut. Aber da trat Peter in ihr Leben. Sie wurde seine Frau und empfindet es zunächst als durchaus angenehm, aus ihrem schweren Leben herausgelöst und zu einem sorglosen häuslichen Dasein in seinem Schatten verurteilt zu sein. Als jedoch Peters Lebensauffassung in offenen Widerspruch zu unserer neuen, sozialistischen Moral gerät, als Vergangenheit (in Gestalt eines Kriegskameraden, den er einst an seiner Stelle an die Ostfront schicken ließ) und Gegenwart (in Gestalt eines Freundes, den er durch Intrigen um die verdiente Ernennung zum Abteilungsleiter brachte) gleichermaßen gegen ihn rebellieren, da kommt Nora zum Bewußtsein der Leere ihres Lebens. Ihr gesundes Gefühl und die Hilfe ihrer Umwelt zeigen ihr, welchen Weg sie zu gehen hat, um ein vollwertiger Mensch zu werden, der nicht nur dem eigenen Mann, sondern der ganzen Gesellschaft etwas zu geben vermag.

Berta Waterstradt zeichnet keine makellosen Idealfiguren, sondern Menschen, wie sie uns täglich begegnen, in ihrer Zwiespältigkeit, ihren Hoffnungen und Zweifeln. Ihre lebensechte Schilderung der Wirklichkeit rechtfertigt die Anteilnahme und starke Resonanz, die dieses Fernsehspiel gefunden hat.

Heinz Auerbach



## Fünftausend Maurer

Vor einiger Zeit gab es im Deutschen Schriftstellerverband eine Literaturdiskussion, bei der einer der Redner etwa so argumentierte: Wenn fünftausend Maurer ein Kunstwerk gut finden, ist damit wirklich gesagt, daß es gut sei? Wie, wenn sich eine vergleichbare Zahl von Schriftstellern über die Arbeit eines Maurers unterhielte: wäre ihr Urteil maßgebend? Wir müssen also richtige Maßstäbe für die Beurteilung unserer Bücher finden.

So etwa sprach der Redner, und das hat mich nachdenklich gemacht. Ich will zu erzählen versuchen, was etwa *ich* dachte.

Natürlich gibt es zwischen der Arbeit von Maurern und der von Schriftstellern Berührungspunkte. Zum Beispiel arbeitet der Schriftsteller vermutlich in einem Hause, das ein Maurer geschrieben, und liest der Maurer gelegentlich ein Buch, das ein Schriftsteller gebaut hat. Wenn zum Beispiel mein Haus nach zwei, drei Jahren langsam zusammenfällt, der Putz abbröckelt, ein Schrank, der ganz gerade gezimmert zu sein scheint, von Anfang an nicht an die Wand paßt, weil da was schief ist, nun, dann mache ich mir Gedanken über die Kunst des Erbauers. Und wenn nach zwei, drei Jahren kein Mensch mehr das Buch kennt oder in einem Laden findet, das der Schriftsteller geschrieben hat, dann scheint da auch was nicht zu stimmen. Auf der anderen Seite interessiert es mich, wie es kommt, daß die alte Mauer eines klassischen Bauwerks nicht nur allen Stürmen der Zeit getrotzt hat, sondern auch in diversen kunsthistorischen Büchern abgebildet ist ihrer besonderen Schönheit wegen, oder daß man heute noch Homer liest, Shakespeare spielt, Goethedichte vor sich her spricht. Das muß ja schließlich auch einen Grund haben! Sicher wäre es nicht übel, wenn der Maurer sich damit beschäftigte, was das alte Bauwerk so dauerhaft und in so „klassischer“ Weise schön gemacht

hat, und der Schriftsteller... hm, ja, Sie verstehen!

Das Neue in diesen eigentlich recht simplen Erwägungen ist nun aber das Folgende: daß es freilich noch interessanter wäre, der Schriftsteller würde sich nicht nur gelegentlich den Pergamonaltar, sondern auch auf einem unserer Neubauten einmal gründlich die Arbeit eines Maurers ansehen. Wer weiß, auf welche Gedanken ihn das brächte! Und wenn sich die fünftausend Maurer meines diskutierenden Kollegen nun gar zu Hause einmal einen Band Schiller vornähmen, in einen Vortrag über das klassische Drama und danach ins Theater gingen, um sich, sagen wir, bei Langhoff „Minna von Barnhelm“ oder im Gorkitheater „Die Räuber“ anzusehen, und wenn sie mal einen Roman von Tolstoi oder Balzac läsen – wer weiß, ob sie nicht doch eines Tages recht gut über unsere neuen Bücher zu urteilen vermöchten!?

Ja, wie bin ich nun eigentlich nach Bitterfeld gekommen? Entschuldigt...

### Greif zum Autor, Kritiker!

Als unmittelbar nach der Bitterfelder Konferenz der Hauptbuchhalter Ernst Schabau sein Talent in der bildenden Kunst an einer Radierung (mal nicht im Hauptbuch, sondern) über ein Thema aus seinem Betrieb erprobte und das Ergebnis dem Betriebszeitungsredakteur zum Abdruck empfahl, sagte der: „Von der Losung ‚Hauptbuchhalter, greif zur Radier-nadel‘ hab ich noch nie was gehört. Ja, wenn du wenigstens 'n Gedicht geschrieben hättest!“ Das war im Juni vergangenen Jahres. Seitdem hat es sich herumgesprochen, daß die Aufforderung „Kumpel, greif zur Feder“ nicht beim Buchstaben genommen werden soll, sondern daß sie jeder auf sich, seinen Beruf und sein Kunsthobby beziehen sollte, wie

zum Beispiel: „Bäcker, greif in den Gips“ (RIAS Achtung: Gips! – aber nicht fürs „Zonenbrot“, sondern um zu modellieren!) oder „Schweinemäster, greif zum Saxophon“. Auch die andere Forderung der Bitterfelder Konferenz: „Künstler, geht an die Basis der Produktion“ hat offene Ohren gefunden, und die Namen von Schauspielern, Malern, Dichtern, die sich um Kontakte mit den Menschen in industriellen und landwirtschaftlichen Produktionsbetrieben bemühen, sind nicht mehr zu zählen.

Aber warum bemühen sich Schriftsteller, zum Beispiel, um Kontakte mit Betrieben? Weil die Arbeiter so nette Kerle sind? Weil die Partei es so will? Weil es interessant ist, das Zusammenwirken von Mensch und Maschine zu studieren? Die Schriftsteller bemühen sich um diese Kontakte, weil sie helfen wollen, Kunstverständnis zu vertiefen, Kunst zu verbreiten, vor allem aber, weil sie die literarischen Stoffe, die auf der Werkstraße liegen, dringend benötigen, die Personen, die Geschichten, Schauplätze, die eigenen Erlebnisse dort, die technischen Details und noch vieles mehr; anders ausgedrückt: die Schriftsteller gehen in die Betriebe, um sich in ihrem Beruf zu vervollkommen.

Es gibt auch Kritiker, die Kontakt mit Arbeitern haben, die sich bemühen, Kunstverständnis zu vertiefen, Kunst zu verbreiten. Welcher Kritiker aber hat einen engen Kontakt mit jener Produktion, die die Grundlage seiner Arbeit ist? Welcher Kritiker hat also Kontakt mit der künstlerischen Produktion?

Nur gut, daß ich diesen Artikel unter einem Pseudonym veröffentliche. Würde ich das nicht tun, so könnte jetzt dieser oder jener Kritiker empört auf den Stuhl springen und schreien: Was! der wagt es, solche Frage zu stellen? Hab ich ihn vor Monaten verrissen oder nicht? Gewiß, sicherlich kennt er die Bücher der Schriftsteller. Kennt er aber auch die Schriftsteller selbst? Kennt er ihre Probleme? Und überhaupt: kennt er ihre Arbeit? Hat er je einen Schriftsteller gefragt: Wie ar-

beitest du? Woran arbeitest du? Wie weit bist du? Worüber grübelst du? Wie kann ich dir helfen? Wollen wir uns nicht mal drei Tage lang zusammensetzen (damit das nächste Buch besser wird als jenes, das ich verriß)? Hand hoch! Welcher Kritiker hat einen solchen Kontakt? Danke, danke, liebe Freunde, ich sehe nur wenige Hände, und einige von diesen wenigen gehören außerdem noch Schriftsteller-(-innen), die mit Kritiker-(-innen) verheiratet sind. Kühn sein, heißt die Losungen der Bitterfelder Konferenz nicht nach der Art der Pharisäer und Schriftgelehrten dem Buchstaben hündisch ergeben aufzufassen, sondern sie je nach der Situation frei zu erweitern. Seien Sie kühn, meine Damen und Herren Kritiker, was den Dichtern frommt ist euch von Nutzen. Kritiker, greif zum Autor! Kritiker, an die Basis der künstlerischen Produktion!

*Carolus Heintze*

### Ist Zitieren Glückssache?

Zum 85. Geburtstag Thomas Manns erschien eine Reihe von Gedenkartikeln in der Presse. Auch unser Rundfunk widmete ihm eine Sendung unter dem Titel „Bewahrer und Mahner“. Zu ihrer Ankündigung ergriff in der Programmzeitung „Funk und Fernsehen“ ein gewisser G. W. das Wort. Er ließ seine Ausführungen in einem Zitat gipfeln, das die progressive Haltung des Dichters wirksam unterstreichen sollte: „Das, was die Arbeiter denken, sprechen, schreiben, hat das Denken, Sprechen, Schreiben der altregierenden Klassen tatsächlich überholt: Alles ist viel echter, wahrer, lebensvoller. Sie, die Arbeiter, packen alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege.“

Nun hat Thomas Mann manches Zitierenswerte geschrieben. Diese Sätze aber entstammen, wie schon der Duktus verrät, nicht seiner Feder. Sie sind auch nicht 1905 entstanden, wie uns G. W. glauben machen will, sondern bereits 1896. Ihr Verfasser ist nicht der damals kaum bekannte einundzwanzigjährige Thomas Mann, der

gerade seine ersten Erzählungen schrieb, sondern ein bereits sechundsiebzig Jahre alter berühmter Autor – Theodor Fontane. Die Sätze finden sich in einem Brief an seinen englischen Freund James Morris. „Alles Interesse ruht beim vierten Stand“, stellte er darin fest. „Der Bourgeois ist furchtbar, und Adel und Klerus sind altbacken, immer dasselbe. Die neue, bessere Welt fängt erst beim vierten Stande an.“

Thomas Mann allerdings, der Fontane sehr schätzte, hat 1910 in einem Aufsatz „Der alte Fontane“ einen neuen Briefband des Dichters vorgestellt und dabei diese Sätze als bemerkenswert zitiert.

H. D. T.

### Leergänge

Der Verband der Deutschen Journalisten führt regelmäßige Lehrgänge für Redakteure und Assistenten durch, die mit einer Prüfung enden. Über eine dieser Prüfungen erstattete vor einiger Zeit die Ausbildungskommission dieses Berufsverbandes Bericht. Wir zitieren:

„Ein entscheidender Mangel bestand darin, daß von der Abteilung Ausbildung des Zentralvorstandes die Anweisung gegeben wurde, die Prüflinge brauchten nur

über ein von ihnen gelesenes Buch zu sprechen. Das führte dazu, daß sich von zehn Prüflingen ... allein fünf auf ‚Das siebte Kreuz‘ von Anna Seghers vorbereitet hatten. Die konkreten Literaturkenntnisse beschränkten sich ferner auf die ‚Mutter‘ von Maxim Gorki und ‚Wie der Stahl gehärtet wurde‘ von Nikolai Ostrowski. Die meisten Teilnehmer des Assistentenlehrgangs erklärten, daß das die einzigen belletristischen Bücher seien, die sie gelesen hätten, und daß sie im übrigen keine Zeit zum Lesen hätten ...

Sehr mangelhaft und oberflächlich waren die Kenntnisse in klassischer Literatur ... Eine Kollegin sprach über die Zeit der Romantik, hämmerte die in der Lektion gehörten Fakten herunter, ohne die Zusammenhänge zu begreifen. Außerdem hatte sie noch nicht ein Buch aus dieser Zeit gelesen.“

Und zu welcher Folgerung kommt angesichts dieser Bankrotterklärung der Journalistenverband? „Es ist notwendig, für die Assistenten, aber auch für die Redakteure, die Aufgabe zu stellen: ‚Vom Schreibenden zum lesenden Redakteur‘.“ „Guten Morgen“ kann man da nur sagen, „guten Morgen“ und „gute Nacht“ zugleich.

Heinz-Dieter Tschörtner

### Der „Große Traum“ und der Nachlaß Gerhart Hauptmanns

„Etwas Letzteres als im ‚Großen Traum‘ habe ich nicht zu sagen.“ Aus diesen Worten und aus der Tatsache, daß der Dichter sich als einziges von seinen Werken eine Ausgabe dieser Terzinendichtung ins Grab mitgeben ließ, spricht die Bedeutung, die er ihr selbst zugemessen hat. „Der große Traum“, begonnen 1914 in Berlin-Grunewald, 1942 für die Ausgabe letzter Hand nur vorläufig abgeschlossen und bis zum Ende seines Lebens immer wieder neu aufgegriffen, ist neben dem „Neuen

Christophorus“ das „Magnum opus“ des Dichters, sein „Lebensgedicht“ und doch eines seiner unbekanntesten Werke.

Das Epos ist der dichterische Niederschlag der zunehmenden Vereinsamung Hauptmanns nach dem Ende der Weimarer Republik, seines persönlichen Ringens und seiner „Leiden an Deutschland“. Die Erschütterung und Verzweiflung über das Grauen des Faschismus, die Tragik des im Lande Gebliebenen, finden sich hier gestaltet.

*Du siebst dein großes Mutterland ver-  
schlucken  
zum pestilenzialisch faulen Sumpf  
und alles wahrhaft Edle drin ersticken.*  
- - - - -

*Nicht aufzuschlagen sehnst du dich dort  
die Augen in den schmachverbrannten  
Gauen.*

Thomas Mann nennt die Dichtung ein „bestürzendes In- und Miteinander von Vollendung und Unvollendung, formal bewundernswerten Terzinen, in denen ein Gedränge künstlerisch selbst von ihm nicht völlig zu bewältigender Visionen emporquillt“.

Hauptmann nannte sich selbst eine im Grunde heitere Natur. Nur eine unheilvolle gesellschaftliche Entwicklung konnte diese Dichtung entstehen lassen: „So tief ins Land des Grauens war ich nie gedrungen.“ Es sind die gleichen blutigen Schatten, die auch die Welt der „Atridentetralogie“ bestimmen. Die eindringliche Frage nach den Quellen des Bösen, den Ursachen des Leidens, ist für den Dichter nicht zu beantworten. Der schwache „Celloton der Hoffnung“ dringt nicht durch. Und tiefster Pessimismus führt zu den Versen:

*Ich drauf: „Wer sprach ‚Am Anfang war  
die Tat‘ –  
der mochte wohl mit gleichem Rechte  
sprechen:*

*Am Anfang, wie sich nun erwiesen hat,  
war der Verbrecher und war das Ver-  
brechen.“*

Das tragische Grundmotiv, das Gefühl der Verzweiflung, führt hier zu einer Art Zurücknahme des „Faust“. Es ist allein durch die Erlösungssehnsucht nicht überwindbar. Der Blick auf den Ausweg war dem Dichter von seiner Warte versperrt. Um so bewundernswerter ist es, daß er aus der Tiefe dieses Pessimismus zu der Konzeption der Erdmann-Gestalt in seinem philosophischen Erziehungsroman „Der neue Christophorus“ finden konnte, die nach dem Willen seines Schöpfers die

ewige Neugeburt symbolisiert. „Wäre dem Werk Vollendung beschieden, so müßte am Schluß eine Verkörperung des deutschen Menschen dastehen und darüber, gegenwärtig und in die Zukunftweisend, der neue Mensch.“

„Mir ist diese Dichtung Erlebnisform“, äußerte Hauptmann zu C. F. W. Behl, dem Herausgeber der Ausgabe letzter Hand. „Der Traum ist mir stets eine grauenhaft große Erkenntnisquelle gewesen.“ Die Bilder und Visionen des „Großen Traums“ sind nicht durch eine reale Folge von Erlebnissen bestimmt. Hauptmann spricht vom „uferlosen Spiel der Bildgeburten“.

*Der Traum ist Chaos: willst du Form ihm  
geben,  
so babe Mut zu deiner Schöpferhand,  
Gestalten laß entstehen, Gestalt ent-  
schweben.*

Kein anderes Ordnungsprinzip als das der Assoziation ist hier wirksam. Darin ist das Epos, in manchem an Dantes „Göttliche Komödie“ erinnernd, diesem Werk diametral entgegengesetzt. Echt traumhaft ist das plötzliche Ineinanderüberfließen, Im-Nebel-Verschwinden oder Glasklarwerden. Aussichtsloses gelingt scheinbar spielend, weiches, schwereloses Gleiten, Wandern ohne Müdigkeit wechselt mit absoluter Hilflosigkeit und Unbeweglichkeit. Es ist bekannt, daß Hauptmann echte Träume einbezogen hat, er betonte jedoch, das alles sei „fern von jedem Freudianismus“. Vieles ist dadurch rational nicht faßbar, in Einzelheiten kaum auszudeuten. Nicht zuletzt deshalb kann das Werk wie Goethes „Faust“, der mehrfach anklingt, als eine „inkommensurable Produktion“ bezeichnet werden.

Der fragmentarische Charakter, das Uferlose dieser Dichtung ist unverkennbar. Als Hauptmann 1942 für die Ausgabe letzter Hand eine vorläufige Fassung herstellte, hat er verschiedene Verspartien und ganze Gesänge ausgeschieden. Das geschah einmal um der Straffung und Ab-rundung willen, zum anderen, wie bei den

Rathenau-Gesängen, unter dem Zwang der politischen Situation. Darüber hinaus hat der Dichter auch teilweise dem Gefühl, des Grauens sei genug, nachgegeben. Eine Publikation sämtlicher, unter den Manuskriptschätzen des Archivs ruhender unveröffentlichter Teile der Dichtung ist ein notwendiges und verdienstvolles Unternehmen im Interesse der wissenschaftlichen Erschließung des Werks und der Persönlichkeit des Dichters. Damit beauftragte Margarete Hauptmann, die Witwe des Dichters, Hans Reisiger, einen Kenner und Freund des Hauptmannschen Werkes. Ihm wurde ein Typoskript von 280 Seiten übergeben, das insgesamt sechsunddreißig Gesänge enthielt, von denen die sechs letzten als „Anderer Teil“ gekennzeichnet waren. Gegenüber der Ausgabe letzter Hand, die dreiundzwanzig Gesänge umfaßt, enthielt das Typoskript dreizehn zusätzliche, jedoch zum Teil unvollendete Gesänge. Die 1936 im C. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh, erschienene Ausgabe ist das Ergebnis seiner Arbeit.

Der Herausgeber stand vor der Entscheidung, entweder den Text der Ausgabe letzter Hand unangetastet zu lassen und alle unveröffentlichten Terzinen als Paralipomena zu veröffentlichen oder ihre Einschaltung zu versuchen. Er wählte die zweite Möglichkeit, fügte drei abgeschlossene Gesänge wieder ein und machte eine größere Streichung am Schluß des zwanzigsten Gesangs, die mit der Weglassung im Zusammenhang stand, rückgängig. Einige inhaltlich und formal fragmentarische Teile und Verspartien verwies er in den Anhang. Diese Anordnung bietet somit das Epos in sechsundzwanzig Gesängen (einschließlich Widmung) und führt den „Anderen Teil“ unter dem Titel „Aufs Neue“ getrennt an, der ohnehin einmal durch einen zeitlichen Einschnitt: *„Die Nachgeburt des Traumes kommt zu mir /, aufs neue nach entschwundenen Jahrzehnten“*, aber auch durch die Gestalt der „ernsten Frau“, der „Hadespriesterin“, die als neue Führerin auftritt, deutlich von den anderen Gesängen geschieden

war. Die neue Fassung, für die auch einige Umstellungen notwendig waren, die der Herausgeber begründet, liest sich, von wenigen Stellen abgesehen, durchaus flüssig. Das war zweifellos auch das erstrebte Ziel, dem man im Interesse der Verbreitung und Wirksamkeit des Terzinen-Epos' zustimmen kann.

Herausgeber und Verlag hatten laut Klappentext die Absicht, mit diesem Band „die lange erwartete endgültige Ausgabe des Gesamtwerkes“ vorzulegen. Doch dies ist nicht gelungen. Bald nach Erscheinen meldeten sich Ehrhart Kästner, der einige Zeit Hauptmanns Sekretär war, und C. F. W. Behl und wiesen darauf hin, daß die in den Jahren 1938 bis 1941 entstandenen Gesänge fehlen. Herausgeber und Verlag sind das Opfer des jüngsten Hauptmann-Sohnes Benvenuto geworden, der den eifersüchtig gehüteten Nachlaß seines Vaters nicht ausreichend kannte. Von den vorhandenen fünf Manuskriptmappen zum „Großen Traum“ hatte er nur die umfangreichste als Gesamtbestand dem Herausgeber übergeben. Gegenüber Kurt Lothar Tank, dem Autor einer im Rowohlt Verlag erschienenen Hauptmann-Monographie, äußerte er 1958 die Absicht, diese Gesänge zusammen mit den Entwürfen, Tagebuch-Notizen und einer „Übersicht des Großen Traumes“ unter dem Titel „Disjecta Membra“ (Verstreute Teile) zu publizieren.

Die von Tank zitierten, bis dahin unbekannten Verse verraten einen starken Einfluß von Miltons „Verlorenem Paradies“ (woher auch die Gestalt des Satanael stammt). Offenbar strebte Hauptmann einen lichteren Ausklang an, wobei Christus-Visionen im Mittelpunkt stehen. Die zitierte „Übersicht“ spricht ausdrücklich von einem zweiten Teil – zu dem dann auch die sechs Gesänge des „Anderen Teils“ zu rechnen wären, damit ist Reisiger widerlegt, der in seinen Textbemerkungen eine solche Absicht in Abrede stellt.

Aus dem Nachlaß Gerhart Hauptmanns sind außer den Galahad-Fragmenten (von



C. F. W. Behl ediert) bisher nur das Drama „Herbert Engelmänn“, zugleich mit einer Bearbeitung Carl Zuckmayers, und der Winkelmann-Roman, „vollendet“ von Frank Thieß, herausgekommen. Die letztere Veröffentlichung ist von fragwürdigem Wert, da der Text Hauptmanns nicht einwandfrei getrennt erscheint. Auch hat Thieß die Ermordung Winkelmanns hinzugefügt, die Hauptmann – wie verbürgt – auf keinen Fall gestaltet wissen wollte.

Benvenuto Hauptmann, der den Nachlaß an unbekanntem Ort verborgen hält, hat die Publikation in der vom Dichter vorgesehenen Werkstatt-Reihe, die auch die Dialektfassungen und Varianten umfassen soll, bisher zu verhindern gewußt. Von allen, die zu früherer Zeit Einblick in das Archiv hatten, wird übereinstimmend betont, daß noch zahlreiche gewichtige Dichtungen, die der Wissenschaft zum Teil völlig neue Gesichtspunkte erschließen dürften, der Veröffentlichung harren. Der

Umfang der Nachlaß-Ausgabe wird von Behl auf etwa zehn Bände geschätzt. Die Bearbeiter der Ausgabe letzter Hand in siebenzehn Bänden von 1942, C. F. W. Behl und Felix A. Voigt, haben erklärt, daß eine Zusammenarbeit mit dem Erben für sie nicht in Frage kommen kann. (Mit der Herausgabe einer neuen Ausgabe, über deren Charakter und Umfang noch nichts Näheres bekannt wurde, war der Tübinger Germanist Wolfgang Kayser beauftragt worden, der aber inzwischen verstorben ist.

Im Jahre 1962 begehen wir den 100. Geburtstag des großen Menschengestalters Gerhart Hauptmann. Den Nachlaß des Dichters für die wissenschaftliche Arbeit freizugeben und seine vollständige Publikation in die Wege zu leiten, bleibt eine Forderung im Namen der deutschen Nationalliteratur und im Namen der humanistischen Weltliteratur – eine Forderung, gerichtet an den Sohn des Dichters und Erben, Benvenuto Hauptmann.

*Bruno Frei*

## Der Wiener Europa-Monolog

Wenn zehn Leute mit ernsten Mienen dasselbe sagen, so ist das noch kein Gespräch. Ein Chor ist kein fruchtbarer Meinungsaustausch. Die Wiener Gemeindeverwaltung zog aus den isoliert gebliebenen Versuchen, über Europa in Abwesenheit von Vertretern seiner östlichen Hälfte zu diskutieren, eine vernünftige Schlußfolgerung und beschloß, zum 3. Europagespräch im Rahmen der Wiener Festwochen auch Ilja Ehrenburg einzuladen. Das Thema lautete: „Die Funktion der Kunst in der modernen Gesellschaft“. Eine echte Wechselrede hätte selbst ohne Synthese, durch die bloße Konfrontation der Standpunkte, ein europäisches Kulturereignis werden können. Es kam nicht dazu. Eine plumpe Provokation schwarz-brauner Hinterwäldler genügte, um den sozialdemokratischen Kulturverwaltern Wiens

Angst vor der eigenen Courage einzuträufeln. Dem sowjetischen Schriftsteller wurde von den Einladern zugemutet, er solle erklären, daß er keinen Löffel gestohlen habe, wie böse Zungen behaupten. Ehrenburg verzichtete, und im Wiener Rathaus atmete man hörbar auf. Hof- und Stadtrat Mandl gab öffentlich zu, daß es sich bei jenem diskreditierenden Flugblatt aus den letzten Kriegstagen, das gewisse Zeitungen Ehrenburg zu unterschreiben versucht hatten, um eine Nazifälschung handelt; dieses Bekenntnis hinderte jedoch die Wiener Europäer nicht, Ehrenburg wieder auszuladen, unter dem Vorwand, die in der „Literaturnaja Gazeta“ veröffentlichte Stellungnahme Ehrenburgs sei in einem „herabsetzenden Ton“ gehalten.

So kam es, daß das 3. Europagespräch

wieder ein *Monolog* wurde. Der Ton, den Arthur Köstler in seinem Einleitungsreferat anschlug, disqualifizierte die ganze Veranstaltung, drängte sie in die Sphäre des Klamauks. Die Gehirnäquilibristik, die Köstler einem feierlich versammelten Publikum, mit dem Bundespräsidenten an der Spitze, vorsetzte, entlarvte sowohl die kritiklose Bereitschaft geladener Gäste, zu applaudieren, als auch Köstlers Unverfrorenheit, wie ein Possenreißer zu bluffen: Er bestritt seinen Vortrag im wesentlichen mit der Aneinanderreihung von Paradoxa, die, wären sie verstanden worden, gerade bei sozial-reformistischen Spitzenfunktionären einen Sturm der Enttäuschung hätten auslösen müssen. Mit einem pseudowissenschaftlichen Vokabular wild um sich schlagend, griff der in Amerika und England längst durchschaute Scharlatan das Fortschrittsideal an. „Die Abschaffung der Elendswohnungen bezahlen wir mit einer Kultursenkung“, rief er den Erbauern der Wiener Gemeindehäuser zu, die dies für eine Schmeichelei zu halten schienen. Kultur werde heute für den Massenkonsum erzeugt und so sehe sie aus. Wir, damit meinte er offenbar den Westen, sind auf den „gemeinsamen Nenner“ des Massengeschmacks heruntergekommen, über den man sich keine Illusion machen sollte, denn er sei von Natur aus miserabel. Als man noch ein Privilegierter sein mußte, um ein Gebildeter zu sein, ja, da habe es noch Kultur gegeben! Statt der Privilegierten sei aber heute die neue Majorität der früher Unterdrückten Auftraggeber der Kultur geworden – und das weckt nur den Hohn Köstlers. Die Welt „koka-kolonisiere“ sich freiwillig, rief er in exhibitionistischer Extase aus, die Amerikanisierung vollziehe sich, ohne daß Amerika etwas dazu tue. Die zähnefletschenden Blondinen auf den Werbeplakaten für Zahncreme seien genau das, was der Durchschnittskonsument an Kunst erwarte.

Um das nihilistische Manifest den sozialdemokratischen Veranstaltern schmackhaft und der „Arbeiter-Zeitung“ druckreif

zu machen, ließ der Kulturhanswurst schließlich die Katze aus dem Sack: In der „Demokratie“ biete eine Kombination von Wohlfahrtsstaat und „Selbstmechanismus des Geschäftsprinzips“ jene Lösung, die schließlich höhere Profite durch höhere Qualität bringen werde. Damit war alles wieder in bester Ordnung. Die Sozialdemokratische Partei und der Unternehmerverband konnten zufrieden sein.

Dem beschämenden Köstler-Monolog folgte ein in Sparten aufgegliedertes Gespräch von Fachleuten über Architektur, Musik, bildende Kunst, Theater und Dichtung. Viel war da nicht mehr zu retten.

Der dänische Schriftsteller H. C. Branner verlor sich melancholisch in den Weiten eines ästhetischen Agnostizismus. Wir wüßten nichts vom Wesen der Kunst und auch nichts vom Wesen des Menschen. Und das sei gut. Wüßten wir alles, könnten wir das ewige Mysterium des Lebens lüften, dann käme das Ende der Kunst und der „Sieg der Technik“. Sei doch die Quelle des künstlerischen Erlebens das Gefühl; das Leben sei ein Mysterium, in dem keine Gesetze, keine Erfahrung gelten, nur der subjektive Wille. Selbstverständlich ist bei solcher Betrachtung der Entwicklungsgedanke in der Kunst nicht anwendbar, da diese als Kreislauf verstanden wird, als ewiges Zurückkehren zu sich selbst.

Müde Skepsis sprach aus diesem Sprecher des Abendlandes, eine Verzweiflung, von der Branner meinte, auch sie sei Ausdruck der Hoffnung, angesichts der Erkenntnis, daß die einzige Wirklichkeit, die dem Künstler einen Maßstab biete, die Unwirklichkeit ist. Schülerinnen einer Oberklasse, die gekommen waren, sich für die Höhen der Dichtkunst zu begeistern, dürfte beim Anhören solcher geisterhafter Betrachtungen der Mut, das Leben frisch anzupacken, erheblich gesunken sein.

Es war ein echtes Spiegelbild der Ausweglosigkeit, in die der bürgerliche Künstler, losgelöst vom Volk, fricrend in

der Zugluft des kalten Krieges, geraten ist. Im Gegensatz zur Spiegelfechterei eines Köstler berührte die Aufrichtigkeit des Dänen sympathisch. So sehr er den marxistischen Kulturkritikern widersprechen zu müssen glaubte, in einem gab er ihnen recht: gelingt es nicht, in den unterentwickelten Ländern die sozialen Verhältnisse gründlich zu ändern, gehe die Welt – seine Welt – der Katastrophe entgegen.

In der Diskussion über „Dichtung“ gebührt dem jugoslawischen Kritiker Oto Bihalji-Merin das Verdienst, die Tore des „abendländischen Europagettos“ ein wenig aufgerissen zu haben. Er mißbilligte die europäozentrische Selbstbespiegelung und vertrat die Ansicht, daß die neuen Dimensionen unseres Weltbildes über Europa hinaus abgetastet werden mußten. Dies nach zwei Richtungen: die Erweiterung unseres Wirklichkeitsbegriffs zur kosmischen Wirklichkeit könne nicht ohne Wirkung auf die Kunst bleiben; außerdem bedeute die Einbeziehung der afroasiatischen Kulturen in das „Weltklima“ das Ende des Ausschließlichkeitsanspruchs der europäischen Kulturtradition. Soweit konnte man dem Redner folgen. Leider verirrte er sich, von so gesunden Prämissen ausgehend, in einem Labyrinth von Negerplastik und Surrealismus, von Psychoanalyse und Archetypen, von Verfremdung und Aufhebung der Kausalität. In solcher Schau erscheint Brecht als „Erwecker fernöstlicher und archaischer Elemente“, Picasso als Erneuerer antiken Erbes, der Wiener Bildhauer Wotruba als Fortsetzer aztekischer Plastik. Was Bihalji richtig erkannt hat (und was den reformistischen Veranstalter unfein in den Ohren klang), war die These, daß mit dem Aufstieg der Volksmassen Asiens, Afrikas, Lateinamerikas, aber auch der bisher von der Kultur ausgeschlossenen Massen europäischer und amerikanischer Dorfbewohner und Vorstadtmenschen in die Kategorie der Kulturkonsumenten die Kultur sich verändern wird: Es wird nur bleiben, was die Massen annehmen.

Bihalji-Merin rief schließlich zu einer Toleranz auf, in der Kunst Gegenständlichkeit und Abstraktheit zu überwinden, dem Experiment neben dem Existenten einen Platz zu sichern. Ob diese Bereitschaft zur Versöhnlichkeit in Fragen der Kunst die ideologische Koexistenz von Kapitalismus und Sozialismus einschließt, ließ der jugoslawische Schriftsteller offen, obgleich seine Meinung von der Aufgabe der Kunst, Gegensätze zu versöhnen, die Annahme nahelegt, er wolle von der Rolle der Kunst als Waffe im Kampf der Klassen nichts wissen.

So blieb schließlich, trotz der unabweisbaren Forderungen der sich in Widersprüchen bewegenden Wirklichkeit, das 3. Wiener Europagespräch im großen und ganzen eine Lamentation der müden westlichen Welt.

### Billig bedient

Vor einiger Zeit ging durch die westdeutsche Presse eine Meldung, daß der Göttinger Verleger Leonhard Schlüter vom Bundesgerichtshof in Karlsruhe wegen Staatsbeschimpfung in verfassungsfeindlicher Absicht zu 1200 Mark Geldstrafe verurteilt worden sei. Das corpus delicti war ein Buch von Hugo C. Backhaus alias Herbert Grabert mit dem beredten Titel „Volk ohne Führung“.

Schlüter ist noch in Erinnerung als niedersächsischer Kultusminister. Vierzehn Tage saß er auf dem Ministersessel, dann fegte ihn ein Proteststurm der Göttinger Studenten, die von aufrechten Menschen des In- und Auslandes unterstützt wurden, hinweg. Schlüter hatte sich nach 1945 als Chef der Kriminalpolizei von Göttingen bei den Bürgern der Stadt einen schlechten Ruf erworben; vor allem aber war er über die Grenzen Niedersachsens hinaus als unverbesserlicher Faschist bekannt. Als Kandidat der Deutschen Reichspartei hatte er in einer Wahlrede gesagt: „Man spricht von einer nationalen Erhebung, die 1933 das schlafende Deutschland aus den Angeln hob. So war es bei Gott, und es wird nicht mehr lange dauern, und ein neues 1933

wird über uns hereinbrechen. Ich will es jedenfalls hoffen."

Ein Gerichtsverfahren gegen Schlüter war schon unmittelbar nach der Kultusminister-Affäre, im Jahre 1955, gefordert worden. Im Februar 1957 beantragte der Oberbundesanwalt in Karlsruhe die Aufhebung der Immunität Schlüters, um eine Strafverfolgung wegen Verbreitung staatsgefährdender Schriften einzuleiten, was im August 1958 endlich realisiert werden konnte.

Der Prozeß selbst hat sich ebensolange hingezogen. Diejenigen, denen daran lag, konnten sicher sein, daß die peinlichen Affären inzwischen aus dem Gedächtnis der Öffentlichkeit verschwunden waren.

Schlüter mußte also 1200 Mark zahlen, was ihn nur ein Lächeln kostete. Hatten ihm die vierzehn Tage Minister doch schon 22 500 Mark eingebracht, zwei volle Gehälter, da sich seine Ära über einen Monatswechsel erstreckte. Auch erhielt er nach seiner Suspendierung für drei Monate das volle Gehalt und für die darauf folgenden drei ein halbes. Nun mußte er davon wieder 1200 Mark abführen, nicht ganz so viel wie der Presse-Chef der SPD-Bundestagsfraktion, Franz Barsig, zahlen mußte, der 1955 in einem offenen Brief von Schlüter verlangt hatte, daß er sich nach den Anschuldigungen, die man gegen ihn wegen seiner Amtsführung als Kribo-Chef erhoben hat, rechtfertige. Schlüter verklagte ihn wegen übler Nachrede, und Barsig mußte 1500 Mark zahlen.

Wer Faschisten beim richtigen Namen nennt, wird in Bonn belangt. Er muß mehr gewärtigen als einer, der ein Buch herausgibt, das zum Kampf für eine neue faschistische Diktatur animiert. Schlüter besaß die Unverschämtheit, in der Gerichtsverhandlung zu behaupten, der Inhalt des fraglichen Buches sei ihm erst richtig bewußt geworden, als beide Auflagen bereits ausgeliefert waren. Und das Gericht hat es abgenommen, ihm, dem Verleger Franz von Papens, des ehemaligen Gestapo-Chefs Rudolf Diels und des Nazi-Ministerpräsidenten von Braunschweig,

Klagges, gegen deren Produkte bis heute noch nicht gerichtlich vorgegangen worden ist.

Eine bemerkenswerte Nuance des Prozesses liegt in der Enthüllung Schlüters, sein Verlagswerk „Volk ohne Führung“ sei von einem führenden BHE-Politiker zu ermäßigten Preisen für Schulungszwecke angefordert worden. Auf die Frage des Senatspräsidenten Weber, ob es sich dabei um Oberländer handle, antwortete Schlüter: „Ja. Aber, Herr Vorsitzender, ich lege doch Wert darauf... ich habe jedenfalls den Namen nicht genannt.“

In der Urteilsbegründung gegen Schlüter und seinen Autor Grabert hieß es, der Autor sei „kein ernst zu nehmender Staatsfeind“, weil „seine Sprache für einen breiten Leserkreis geradezu unverständlich sei“. Dieses mit einem Augenzwinkern vorgebrachte Argument hätte auch auf Hitlers „Mein Kampf“ zugetroffen. Wie gefährlich es ist, bescheinigt die „Frankfurter Rundschau“: „Viele der Bücher, deren Verbot wir im Laufe der letzten Jahre gefordert haben, fand die Kölner Kriminalpolizei im Dezember 1959 in der Wohnung der Synagogenschänder. Sie hatten also genau den Weg genommen, den sich Autoren und Verleger dieser Schriftgattung wünschen.“

*Ursula Püschel*

## Wer ist Goethe?

Er sei durch Westdeutschland gereist, aber er habe mehr „West“ gesehen als „Deutschland“, so faßte der sowjetische Schriftsteller Lew Ginsburg seine Eindrücke von der Bundesrepublik zusammen. Er schilderte eine Führung durch das Goethehaus in Frankfurt am Main. Dabei habe der Museumsführer den Begriff „Goethe“ folgendermaßen klarzumachen versucht: „Johann Wolfgang von Goethe hat eine Menge geschrieben. Davon ist aber nicht mehr viel bekannt. Doch die Oper ‚Margarethe‘ von Gounod haben Sie sicherlich schon gesehen. Das Libretto dazu, das hat Goethe verfaßt.“

## Hitler war Bundespräsident

Untertanentreue und Unwissenheit  
im westdeutschen Schulbuch

Die in München erscheinende Monatszeitung „Kultur“ veröffentlichte eine Diskussion über „Vordergründe und Hintergründe des Antisemitismus“. Darin äußert sich Familienminister Wuermeling wie folgt: „Wir sollten in verstärktem Maße unser Augenmerk auf die politische Bildungsarbeit richten und alle Möglichkeiten nutzen, unserer Jugend eine politische Bildung zu vermitteln...“ Und der Senator für Volksbildung in Westberlin, Tiburtius, meint: „Das wirksamste Mittel, dem schändlichen Treiben Einhalt zu gebieten, scheint mir eine umfassende Aufklärung des deutschen Volkes, insbesondere seiner Jugend, über die in der Vergangenheit aus Nazismus und Antisemitismus erwachsenen Untaten und das Ausmaß des Terrors und Elends, das die Nazis über Deutschland und die Welt brachten, zu sein...“ Späte Erkenntnis, genau fünfzehn Jahre zu spät, aber immerhin... so könnte man meinen. Doch dies hieße, den Sachverhalt mißdeuten, denn zu einer den historischen Tatsachen entsprechenden „Aufklärung des deutschen (sprich: bundesdeutschen. G. D.) Volkes, insbesondere seiner Jugend“ bisher staatlicherseits *nichts* getan zu haben, und auch nichts gegen die Bagatellisierung und Glorifizierung des Faschismus in Presse, Funk und „öffentlicher Meinung“ – das ist ein berechneter, integrierender Teil der westdeutschen militaristischen Innenpolitik. Sollte dies Herrn Tiburtius und Herrn Wuermeling entgangen sein? Falschspiel oder Dummheit ist hier die Frage. Wir setzen auf Falschspiel.

In der gleichen Nummer der „Kultur“ gibt es eine umfangreiche Reportage über „Die deutsche Zeitgeschichte in Schule und Öffentlichkeit“. Sie spiegelt das Resultat dieser Politik des Nichts-Hörens und

Nichts-Sehens in puncto Faschismus. Zunächst liest man da einige Schulaufsatzblüten: „Hitler war ein guter Mensch, aber die SS hetzte ihn auf.“ Oder: „Hitler war Bundespräsident. Er ließ die Juden töten und schiebte alle die Leichen in eine große Kute.“ Dann kommt der Verfasser der Reportage auf die Frage: Was vermitteln die Schulbücher in Westdeutschland den Kindern eigentlich? Sie vermitteln, wie wir aus Zitaten ersehen, die verklemmten Ressentiments und Reminiszenzen treudeutscher Untertanen seit Kaisers Zeiten. Man lese die folgenden Auszüge und vergleiche sie dann mit den Zitaten aus den Schulaufsätzen. Wie groß ist der Unterschied?

In einem Schulbuch des Klett-Verlages heißt es über Mussolini:

Er „...sorgte für Arbeit und strenge Ordnung. Er ließ die Brutstätten der Malariafliege trockenlegen. Die Eisenbahnen fuhren pünktlicher als zuvor. Die Beamten arbeiteten ohne Trinkgelder und Bestechungen. Der Bettel hörte auf.“ Aber Hitler war auch nicht der schlechteste. Er „vereinigte die Deutschen im Dritten Reich“, und „nur derjenige galt als rechter Deutscher, der Parteigenosse war. Alle Kinder gehörten der Partei, dem Führer, der Hitler-Jugend. ‚Jugend muß durch Jugend geführt werden‘, war die Losung. Ein großer Teil der Jugend machte begeistert mit. Wer sich gegen die Partei stellte, wurde unschädlich gemacht.“ Also: Ernst Thälmann, Theo Neubauer, die Geschwister Scholl und unzählige Widerstandskämpfer wurden nicht etwa ermordet – sie wurden „unschädlich gemacht“. Was Wunder, wenn sich das gleiche Geschichtsbuch vornehm von den Nürnberger Prozessen distanziiert: „Die Heerführer, die SS-Führer, die leitenden Parteibeamten galten



als Kriegsverbrecher.“ Sie galten, das heißt: sie waren es nicht.

Während sich das im Kösel-Verlag erschienene Geschichtslehrbuch für höhere Schulen „Erbe des Abendlandes“ lediglich reserviert gibt und den Naziverbrechen nicht weniger als zwei Zeilen widmet: „Der SS wurden Konzentrationslager unterstellt. Das Spinnennetz des SS-Staates legte sich über alle Lebensgebiete der Nation“, läßt ein im Diesterweg-Verlag erschienenenes Geschichtsbuch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „In all diesen Prozessen (den Kriegsverbrecherprozessen. G. D.), denen weitgehend die völkerrechtliche Grundlage fehlte, waren die Sieger zugleich Gesetzgeber, Ankläger und Richter. Der Säuberung des politischen Lebens in weitestem Ausmaß sollte die sogenannte Entnazifizierung dienen; sie ... betraf hart Millionen vielfach politisch harmloser Menschen.“ Harmlose wie Globke, Oberländer, Bräutigam, Johst usw.

Es war überhaupt alles so harmlos, was sich in Europa in jenen Jahren abgespielt hat. Der Spanienkrieg zum Beispiel wird in einem Schulbuch so apostrophiert: „Rote internationale Brigaden konnten den Sieg der Berufssoldaten und der nationalgesinnten einheimischen Freiwilligenverbände auf die Dauer nicht verhindern.“ Durch eine solche offiziell sanktionierte Verlautbarung wird dann einer offen neofaschistischen Broschüre „Die Legion Condor“, erschienen im Pabel-Verlag, Tür und Tor geöffnet. Dort heißt es: „Es war die Legion Condor, in deren Reihen die späteren deutschen Fliegerasas wie Mölders, Galland, Balthasar und so weiter ihre ersten Siege erfochten, während andererseits taktische Erfahrungen gesammelt wurden, die später bei den anderen Feldzügen mit zur Basis für die in der Kriegsgeschichte bis dahin einmaligen Kampferfolge der deutschen Verbände wurden.“ Nein, die Gesetzgeber der Bonner Bundesrepublik lassen sich ihre Helden nicht nehmen, sie haben sich ihren Speidel, ihren Ruge, ihren Kammhuber auch nicht nehmen lassen – und den Ober-

länder nur mit einer Träne im Knopfloch. Der Verfasser der Reportage in der „Kultur“ wundert sich über so viel Ignoranz in den Geschichtslehrbüchern. Ganz naiv fragt er schließlich den Personalreferenten für Geschichtslehrer der höheren Schulen in Bayern, Dr. Rüdinger, um Rat. Der meint: „Es kommt ganz darauf an, wie der Lehrer den Stoff bringt. Außerdem haben nicht wir das 131er-Gesetz beschlossen, sondern der Bundestag. Was wäre wohl passiert, wenn wir einen Lehrer für Deutsch, Geschichte und Erdkunde nach seiner Wiedereinstellung nur noch für Deutsch und Erdkunde eingesetzt hätten?“ Und dann läßt er die Katze aus dem Sack: „Ich habe großes Zutrauen zu den Lehrern. Es ist allerdings falsch, von den Lehrern zu verlangen, negativ über das Dritte Reich zu sprechen ...“

Der Literaturunterricht folgt dem Geschichtsunterricht auf dem Fuße, was sogar den Westberliner „Tagesspiegel“, der in dieser Beziehung gewiß nicht empfindlich ist, erregt. In einem Lesebuch findet man Hans-Friedrich Blunck, Paul Alverdes, Wilhelm Schäfer und andere erfolgreiche Nazis taufrisch konserviert. „Als ob einem Blitz der Donner folgte, scholl es hart in die Ohren: Sprung auf! Marsch, marsch! Und auf den alten Soldatenruf brachen die Männer aus ihrem Graben heraus, ohne Hurra mit verbissenem Trotz über das Vorfeld dahinzustürmen. Als die Deutschen erst in dem Graben drin waren, gab es kaum noch Widerstand“, heißt es da in einem Machwerk von Wilhelm Schäfer, und es ist sicher, daß die Herausgeber des Lesebuches mit dem Herrn Kriegsminister Strauß geblinzelt haben. Noch eine Probe gefällig? Der folgende Krampf stammt von einem gewissen Willy Krampf: „Wie sie dem blöden Russen gezeigt hätten, was ein Kerl ist. Ein Kerl, versteht ihr, so einer, der den Teufel nicht fürchtet ...!“ Und sein Gesinnungsgenosse Herbert von Hoerner charakterisiert einen Bauernknecht im gleichen Lesebuch: „In seiner Haltung drückt sich nicht so sehr sklavisches Unterwürfigkeit aus als vielmehr

eine natürliche Ehrfurcht, die Ehrfurcht des Knechtes vor dem Herrn.“

Adenauer hat unlängst in einem Fernsehinterview erklärt, er wünsche im Bundestag „fünffzig Untertanen mehr“. Er

kann beruhigt sein, sie wachsen schon; und sie werden gehegt und beharkt – an den westdeutschen Schulen, die künftiger Herrenmenschen als Untertanen, genau wie er sie braucht.

*Lothar Kuschke*

## Geradezu eine Botschaft von OBEN

„So saßen sie denn Seite an Seite auf der grünen Holzbank inmitten der sinnensfreudigen Farben und hinreißenden Düfte, der Aristokrat und die Scheuerfrau, und unterhielten sich“, und der sie da hingestellt hat, heißt Paul Gallico und macht Bücher; an eines von denen bin ich geraten. Die grüne Holzbank eignet sich besonders gut als symbolischer Ort, da sie inmitten sinnensfreudiger Farben und hinreißender Düfte aufgestellt worden ist. „Welten trennten sie, und doch waren sie sich nicht fern...“ (So lang wird die Bank ja nicht gewesen sein!) „... weil sie eines miteinander verband: ihre schlichte Menschlichkeit und Wärme.“ Schlichte Menschlichkeit ist seit eh und je ein hervorstechender Charakterzug der Aristokraten, von Wärme ganz zu schweigen. „Trotz all seiner Titel und der hervorragenden Stellung war der Marquis ein einsamer Witwer, die Kinder erwachsen und in der Welt verstreut. Und was war Mrs. Harris anderes als eine ebenso einsame Witwe, die jedoch den Mut besaß, einmal auf ein großes Abenteuer auszuweichen, um ihr Verlangen nach Schönheit und Eleganz zu befriedigen. Sie hatten vieles gemeinsam, diese beiden.“ Meint jedenfalls Herr Paul Gallico. Sein Roman heißt „Ein Kleid von Dior“, und was es damit auf sich hat, verrät uns niemand deutlicher als der Verfasser des Klappentextes: „Ein Kleid von Dior? – Oh, nichts für dich und nichts für mich? Muß es wirklich so sein? In diesem bezaubernden Buch erzählt Paul Gallico in seiner schlichten Art die Geschichte einer Londoner Reine-machefrau, deren einziger Wunsch der Be-

sitz eines Kleides aus dem Salon von Christian Dior ist. Wie Mrs. Ada Harris diesem Traum nachjagt und Verzicht und Entbehrungen unverdrossen und fröhlich auf sich nimmt, bis sie endlich nach Jahren doch vor der Verwirklichung steht, wie der Zauber der Seine-Stadt und das ganz Besondere eines ganz besonderen Kleides ihr den allerschönsten Lohn bringen, das kann man hier nicht erzählen, das muß man lesen.“ Was ich Ihnen nicht wünschen möchte.

Herrn Paul Gallicos Scheuerfrauen-Feenmärchen zeigt uns deutlich, wie die Klassengegensätze ihrer unangenehmen Härte beraubt werden können, nämlich, indem man sie mit idyllisch-sentimentalen Romanen übergießt. Das ganze ist dann mit Zucker aufzukochen und ergibt einen Leim, mit dem sich Lokomotiven an den Gleisen festkleben lassen.

Eines Tages entdeckt Mrs. Harris in einem von ihr gescheuerten Hause das Kleid von Dior. „Ihr ganzes Leben lang hatte sie nie etwas so Aufregendes und Schönes gesehen.“ Wahrscheinlich hatte sich Mrs. Harris in ihrer knappen Freizeit hauptsächlich die Romane von Herrn Paul Gallico zu Gemüte geführt.

„So eintönig und farblos Mrs. Harris' Dasein auch gewesen war, so hatte sie doch immer Sehnsucht nach Schönheit und Farbe verspürt, die sich bislang in ihrer Liebe zu Blumen äußerte... Solange sie Blumen hatte, fand Mrs. Harris an dem Leben, das sie führte, nichts auszusetzen...“

Wenn doch nur alle Leute wie diese Mrs. Harris wären! Aber es werden –

nicht bloß von Scheuerfrauen – Ansprüche gestellt, die den oberen Klassen Sorgen machen. Gäbe es nur Leute vom Schlage der Mrs. Harris, dann wäre alles so einfach ... „Die Leute, bei denen sie arbeitete, schenkten ihr bisweilen ein paar übriggebliebene Schnittblumen, die sie halbweil mit nach Hause nahm ...“

Nun aber hat sich Mrs. Harris in den Kopf gesetzt, sie müsse ein Kleid von Dior haben, das die Kleinigkeit von ungefähr vierhundert Pfund kostet. „Mrs. Harris war nicht dumm. Sie kam nicht etwa auf die Idee, daß sie eine solche Toilette jemals in der Öffentlichkeit tragen könnte. Denn wenn es eins gab, worüber sie sich klar war, dann war es das, was sich ihrer Stellung entsprechend für sie schickte.“ Und damit sich auch alle anderen Menschen darüber klar würden, was sich ihrer Stellung entsprechend für sie schickt, hat Herr Paul Gallico sein Buch geschrieben und hat es der Marion vom Schröder Verlag in Hamburg herausgegeben. Der Verfasser des schönen Romans scheint übrigens nach der nämlichen Methode gearbeitet zu haben, nach der eine seiner Romanfiguren ihren Totozettel auszufüllen pflegt: „... weil sie sich beim Ausfüllen ihres Zettels der Trance-Methode hingab und bereits in jenen Zustand geriet, bei dem in ihrem Kopf etwas ausklickte und sie ihre Eintragungen eine nach der andern niederschrieb, ohne auch nur einmal Luft zu holen.“

Ehe Mrs. Harris den Gegenstand ihrer Sehnsucht in Besitz kriegt, ist ihr dieser ein Gegenstand der Bitterkeit: „Nachts wachte sie vor Kummer und ungeweinten Tränen auf, und dann erinnerte sie sich wieder an den Grund ihrer Trauer.“ Das sind so die Sorgen der Proleten: „Morgens wachte sie mit einem Gefühl der Trauer und Leere auf“ (genau wie es einem bei der Lektüre des Gallicoschen Werkes ergeht), „als sei ihr etwas Unangenehmes zugestoßen oder als fehle ihr etwas, dessen Verlust der Schlaf nur vorübergehend mit Vergessen bedeckt habe. Dann fiel ihr ein, daß es das Kleid von

Dior war – oder ein Kleid von Dior – irgendeins, nach dem sie sich noch immer sehnte und das sie nie besitzen würde.“ Es geht ihr schlimm, der armen Mrs. Harris, und wenn sie nicht bloß von Herrn Paul Gallico erfunden worden wäre, sondern wirklich existierte, müßten wir Sie rasch zu einem guten Psychiater schicken. „Das Verlangen, ein solches Stück zu besitzen, war bereits unauslöschlich in ihrem Herzen eingegraben. Manchmal war der Wunsch so stark, daß er ihr Tränen in die Augen trieb, ehe sie einschlief, und oft verfolgte er sie in quälenden Träumen.“

Und obwohl Mrs. Harris' Freundin immer darauf hinweist, „daß nichts Gutes daraus erwachsen könne, wenn man sich Dinge wünsche, die seinem Stand nicht entsprachen“, ist sie nach zwei Jahren, sieben Monaten, drei Wochen und einem Tag, nach unerhörtem Toto-Glück und unerhörtem Sparen und Darben auf dem Wege nach Paris, um dort das erträumte Kleid von Dior zu kaufen. Im Hause Christian Diors angekommen, steht Mrs. Harris zunächst unter starken Geruchseindrücken: „Es war eine Zusammensetzung von Parfüm, Pelz und Satin, von Seide und Leder, Juwelenschmuck und Gesichtspuder ... Es war der Geruch der Reichen, und er ließ sie abermals erzittern und sich die Frage vorlegen, was sie, Ada Harris, hier tue, statt zu Hause das Geschirr von Mrs. Fford Foulks abzuwaschen.“ Mrs. Harris hat zuweilen „fast mehr als eine Ahnung – geradezu eine Botschaft von Oben“. Herrn Paul Gallicos Botschaft von oben lautet, auf eine kurze Formel gebracht: Ihr, die ihr unten seid, habt unten zu bleiben; jedoch ist es euch vergönnt, zuweilen von Dior-Kleidern zu träumen und die Reichen zu riechen.

Der Umschlag verheißt: „Besonderes Vergnügen bereitet es ihm (nämlich Herrn Paul Gallico), seine Erfahrungen durch eigne Erlebnisse zu bereichern.“ Den Eindruck hat man eigentlich nicht.

Vorm Konsum solchen Klassen-Kleisters muß gewarnt werden – man kann davon allzuleicht die Diorrhöe kriegen.

## Scherze auf dem Kanapée

Zuerst glaubte ich, mein Plattenspieler sei defekt; der kreisende Rillenteller gab nichts als Schnarren und Zischen von sich, das gelegentlich von Gestammel wie „wnas sag urgulin“ oder unanständig anmutenden Satzgebilden wie „arsch fom spriescht ruruerisch naiderdaum“ unterbrochen wurde. Dann blätterte ich das Buch auf, das der Schallplatte beigegeben ist (Verlag M. DuMont Schauberg in Köln), und erkannte, daß ich es mit einem literarischen Erzeugnis zu tun hatte, Made in Western Germany of, pardon: von Hans Günter Helms, der seinen Rufnamen abgekürzt, aber ohne Punkt geschrieben wünscht, einfach Hans G Helms, und sonst gar nichts. Die korrekte Titelwiedergabe seines Opus macht hierzulande die Versicherung notwendig, daß unsere Drucker nicht betrunken waren; wir zitieren streng nach dem Original: „Ta:m' Ahnies gwow, in 43 Strukturen, mit einer vom Autor besprochenen Schallplatte, einem beigelegten Synchronisationsplan und einem Nachwort“.

Von der gleichen Eigensinnigkeit wie sein Titel ist auch das Werkstück selbst. Die Buchstaben haben den Veitstanz und neigen teilweise zu der Tendenz, sich vom Blatt wegzustehlen, was man angesichts des Mißbrauchs, der mit ihnen getrieben wird, nachgerade verstehen kann. Da gibt es Seiten, die wie Scharaden aussehen, dann wieder welche, die sich durch wohlthuende Ruhe auszeichnen, unbedruckte nämlich. In einem Falle findet sich nur ein verirrtes Ausrufezeichen in der rechten unteren Ecke, das der Autor semantisch verstanden wissen will.

Helms behauptet, nach – offenbar zu heftig betriebenen – Sprachstudien („nicht im akademischen Sinne“) zu dieser Buchstabenmystik gekommen zu sein; er habe sich an das grammatische Vorbild der Tscherokei-Indianer-Sprache gehalten. Im Nachwort, das nicht von Helms und

darum verständlich ist, erfährt man in schlechtem Deutsch die Fabel des Buches. Danach handelt es sich in der Hauptsache um eine Bettstory zwischen zwei Studenten namens Helène und Michael:

*Aba Lenchen mahkt wattju vills,  
denks Michelschen Mixturomus  
mus-s-laffen matsch laffen bei-  
stibettchen Haaremstrouwe in  
Hydramouth.*

Dies sei „der erste große Versuch, Sprache aus ihren verschiedenen Aspekten zu komponieren. Laute, Silben, Worte, Slangausdrücke und Phrasen der Umgangssprache sind zu Begriffskomplexen verbunden, die unversehens in scharfe Kritik umschlagen“, meint der Verlag. Der Autor läßt verlauten, daß er auf diese Weise als nächstes die Bühne erobern wolle. „Genaueres weiß ich noch nicht. Aber warum soll man nicht zum Beispiel einen Satz von einem Schauspieler beginnen und dann von einem Morseapparat weiterführen lassen?“ Ja, weshalb eigentlich nicht? Oder von einem Staubsauger oder von einem Automotor oder von einer Aquafix-Klosettspülung. Der Schauspieler könnte sich darauf beschränken, jeweils den Firmennamen der Geräuschkulisse auszurufen. Die Möglichkeiten sind variabel und nahezu unerschöpflich. Und an Snobs, die ein peinliches Versehen für ein Trompetensolo kaufen, wird es gewiß nicht mangeln, jedenfalls nicht dort, wo Hans G Helm in Literatur hochstapelt.

Scherze anderer Art hat sich Heinz Gültig, seines Zeichens Doktor und Ibolithiker dazu, ausgedacht. Suchen Sie nicht im Lexikon! Ibolithiker gibt es keine, außer dem einen, unserem zweiten Literaturclown. Begonnen habe es bei ihm – vom Kopf abgesehen – während einer Strohwitwerzeit: „Was tut man da? Man liegt auf dem Sofa und spintisiert.“ Er

hätte auch Nützliches tun können auf seinem Kanapee, schlafen zum Beispiel. Nein, er strebte nach Höherem und erfand einen nichtexistierenden Eingeborendialekt, das Ibolithische, in dem er munter drauflos dichtete: „Beamu suti“, den „schönsten seiner Verse“, verschickte er an namhafte Persönlichkeiten in der Bundesrepublik mit der Aufforderung, ihn nach Gutdünken ins Deutsche zu übertragen. „Ibolithisch gibt es nicht, es ist eine Fiktion, wie das Gedicht überhaupt, das ich vorangestellt habe. Ich lade Sie sehr herzlich ein, es in Form eines gereimten oder reimlosen Vierzeilers ins Deutsche zu „übersetzen“.“ Dieser „schönste seiner Verse“ lautet:

*beamu suti falla kur  
mostin arasiban tegna.  
kiu ténde vossagur:  
flagedarad assa.*

Verständlich, daß die Mehrzahl der Belästigten gar nicht oder abschlägig antwortete, unter ihnen Albrecht Goes und Erich Kästner. Aber einige bissen an, Werner Bergengruen, Günther Eich, Hermann Kasack, Hans Erich Nossack, Wolfgang Weyrauch, Stefan Andres und andere, und nun liegen ihre Erzeugnisse schwarz auf weiß vor. Friedrich Sieburg frönt seiner Lust am Untergang:

*Der Rauch, der aus der Pfeife steigt,  
der Dampf, der aus der Schüssel quillt,  
der warme Mund, der mühsam schweigt,  
sind alle der Verbrennung Bild,*

während die christliche Lyrikerin Ruth Schaumann die verdammenswerte Tat-

sache, daß sich seit Jahrhunderten die Menschen gegenseitig an die Gurgel gehen, als einen ethischen Vorzug aufzuputzen versucht:

*Niemals hab ich singend je  
Gottes ewigliche Liebe  
ganz erschaut als aus dem Web,  
das sich Menschen antun.*

Geantwortet hat auch Bundestagsvizepräsident Carlo Schmid, und der gibt sich freundlich, biedermännisch-läppisch:

*Steck den Kopf nicht in die Luft,  
willst du eine Blume pflücken.  
Wenn dort auch ein Vogel ruft:  
Lieber Freund, du mußt dich bücken!*

Bittel! So schlecht sind sie gar nicht, die oben. Der eine dichtet, der andere malt, der dritte jodelt. Sagt Franzl zum Xaverl: „Hab'n s' net einen goldigen Humor? Do könn' s' net schlecht sa, doa könn' mer g'trost inn' Schmalzerclub goahn, Schnupferl heill!“ So hat unten jeder die Freiheit, zu tun, was ihm zu Kopf steigt, sich Beine und Arme verknoten, in der Katzen- oder Hundesprache reden, einen Verein der Mostrichesser gründen oder eine fiktive Sprache erfinden. Oben unterhält man sich derweile mit althergebrachtem Vokabular eindeutig über Atomraketen. Jedem das Seine, heißt das auf bundesdeutsch. Und würden wir aus dem Ibolithischen übersetzen, unser Vers lautete so:

*Unten scherzt man zur Fiedel  
Gültigs ibolithische Liedel.  
Oben träumt man zur Trommel  
Bandenstücke von Rommel.*

Arno Reinfrank

## Geschichten aus Ithopien

### Religionsunterricht

Nach dem ithopischen Kalender war es die Mitte des sechsten Monats. Der Mullah, der im Dorf die Kinder in der Religion unterrichtete, klatschte in die

Hände. „Was ist morgen für ein Tag?“ fragte er die Klasse.

„Ein Andenkentag“, kam die Antwort.



„An wen denken wir?“ fragte der Mullah.

„An den siegreichen Putsch unseres Herrschers!“

„Durch was zeichnet sich dieser Tag aus?“

„Durch schulfrei!“ rief die Klasse. Nur ein Schüler hatte eine weitere Frage, die er dem Lehrer stellte: „Wenn wir morgen schulfrei haben, lernen wir nichts“, sagte er. „Wozu ist das schon gut?“

Der Mullah mußte sich lange besinnen. Als ihm gar nichts Gescheites einfallen wollte, erwiderte er zuletzt: „Es ist gut für das Paradies . . .“

Jahre später bekam das Dorf einen neuen Mullah. Es war der selbe Knabe, der damals nach dem Zweck des Feiertags in der Mitte des sechsten ithopischen Monats gefragt hatte.

„Was ist morgen für ein Tag?“ fragte er die Klasse, dabei in die Hände klatschend.

„Ein Andenkentag“, antwortete die Klasse.

„An wen denken wir?“

„An den siegreichen Putsch unseres Herrschers!“

„Durch was zeichnet sich dieser Tag aus?“

„Durch schulfrei!“ rief die Klasse.

Eine Gruppe Schüler war indessen noch nicht zufriedengestellt. Sie fragten ihn: „Morgen werden wir nichts lernen und dumm bleiben. Wozu ist das schon gut?“

Der junge Mullah überlegte nicht lange. Er antwortete den Schülern: „Dumm zu bleiben ist gut für die, die sich vor klugen Köpfen aus dem Volk fürchten müssen . . .“

## Gesundheitsfürsorge

Stets, wenn der ithopische Herrscher seinen Palast zu einer Spazierfahrt verließ, wurde er am Tor von einer zerlumpten Geistesgestörten mit lauten Heil- und Segenswünschen begrüßt. Ein Bürger fragte sie, warum sie so loyal wäre, und er erfuhr ihre Geschichte:

Ihr Mann war ein Bäckersohn aus Chalaf, der an die Hitze gewöhnt war, weshalb er sich um die Stelle eines Heizers im Palast bewarb. Er bekam sie auch und begab sich hinfort morgens um vier hinunter in den unterirdischen Heizraum, wo er mit Eisenstangen in den Öfen herumstocherte, damit das Badewasser für den Herrscher und sein Gesinde rechtzeitig heiß würde.

„Durch den Heizraum“, fuhr die Frau fort, „flog feine leichte Asche und schwebten Gase, die man mit der Nase nicht riechen konnte. Mein Mann piff daher schon früh auf den Bronchien. Nach sechsundzwanzig Jahren blieb eines Tages das Wasser im ganzen Palast quellenkalt. Sie gingen nachsehen und fanden meinen Mann halberstickt am

Boden liegen, denn er war zusammengebrochen.“

„Aber das ist kein Grund, den Herrscher mit guten Wünschen zu überschütten“, wandte der Ithopier ein, als er die geistesgestörte Frau eine derart klare, logische Geschichte erzählen hörte.

„Schweigt“, sagte sie beschwörend. „Mein Mann hätte brotlos werden sollen, wäre es nach dem Verwaltungsmarschall gegangen. Aber die Güte unseres Herrschers verhinderte es. Er in seiner Weisheit erkannte, daß mein Mann frische Luft brauchte, und auf seine Weisung hin bekam er eine Stelle bei der städtischen Müllabfuhr, wo er den ganzen Tag hinter dem Abfallkarren hergehen konnte. Er erholte sich zusehends, denn die Kur bekam ihm, und wäre er nicht nach dem Regen an einer Lungenentzündung gestorben, dank unseres Herrschers würde er heute noch leben. – Heil und Segen dem großen Herrscher Ithopiens!“ schrie sie, als das Tor geöffnet wurde und der Bürger entsetzt zurückwich.

Zehn Jahre nach der Errichtung der ersten ithopischen Pulverfabrik begann der ithopische Herrscher einen Raubkrieg gegen seine Nachbarn, der schließlich ins eigene Land zurückschlug. Tausende Soldaten, Bauern und Stadtbewohner wurden zu kohlschwarzen Stümpfen verbrannt.

Obwohl die Pulverfabrik sehr zerstört war, ließen die ausländischen Teilhaber sie nicht nur wieder aufbauen, sondern rüsteten auch für einen neuen Krieg. Die Ithopier verabscheuten indessen zutiefst die schwarzen Folgen des Pulvers. Psychologen empfahlen daher, Methoden zu erforschen, die in Zukunft gestatteten, Menschen zu andersfarbigen Stümpfen zu verbrennen.

Es war zu eben dieser Zeit, als einige Ithopier kleine Zettel an die Fabrikmauern klebten, auf denen eine Fabel des Märchenerzählers Ben Akr zu lesen war. Sie lautete:

„In ein Tabakfeld brachen Tausende schwarze Schnecken ein und zerfraßen alle Pflanzen. Die damals noch rückständigen Bauern halfen sich, indem sie Kübel mit kochendem Wasser über das Un-

geziefer ausleerten. Was nicht verbrüht wurde, zog sich eilends zurück.“

Die Schnecken hielten daraufhin eine Beratung ab und kamen zu dem Schluß, daß ihre schwarze Farbe die Bauern verärgert habe. Sie begannen sich daher mit der Zeit umzufärben und krochen als gelbe Schnecken wieder auf das Tabakfeld zu. Die Bauern aber verfügten inzwischen über moderne Bekämpfungsmittel und rotteten sie aus. Einige wenige kleine Schnecken, die übrigblieben, sagten: „Wie dumm es von uns war, zu glauben, unsere Farbe mache uns unbeliebt. Es war unsere Gefräßigkeit.“

Die Pulverdirektoren waren zu ungebildet, um den berühmten Märchenerzähler Ben Akr zu kennen. Sie forschten stattdessen wutschnaubend in den Lohnlisten nach dem Verfasser der Fabel. Sie stießen auf einen unbedeutenden Beamten, der zufällig auch Ben Akr hieß und sechs Kinder zu ernähren hatte. Sie zerrissen seine Arbeitspapiere und jagten ihn aus der Fabrik.

„Sie glauben“, sagten die Ithopier, „sie könnten noch vertuschen, was alle Welt schon weiß.“

### Aus unserer Korrespondenzmappe

Wenige Tage vor seiner Rückkehr in die Sowjetunion, in einem letzten Gespräch mit Studenten und Gästen des Literaturinstituts „Johannes R. Becher“, forderte der sowjetische Gastprofessor Nikolai Janzen die deutschen Schriftsteller auf, endlich den deutschen Pawel Kortschagin zu schaffen. Er führte die Notwendigkeit vor Augen, den unverfälschten positiven Helden, einen deutschen Patrioten von vorbildlicher Opferbereitschaft in den Mittelpunkt ihrer Werke zu stellen.

Nun hatte es sich so gefügt, daß der heutige Direktor des Institutes, Max Zimmering, und ich unter den fünf deut-

schen Schriftstellern waren, die im Februar 1949 in Berlin an der „Tagung der besten Hennecke-Aktivist“ teilnahmen und dort vom Bundesvorstand des FDGB Exemplare des Buches „Wie der Stahl gehärtet wurde“ als Anerkennungsprämie erhielten. Man beschäftigt sich also nicht seit heute und gestern mit der Aktivierung der Literatur... Das Vorwort zu dem Roman Nikolai Ostrowskis hatte Paul Verner geschrieben. Darin heißt es: „Pawel Kortschagin, der Held des Buches, ist Nikolai Ostrowski.“ Der Roman wird ein „Selbstbildnis“ genannt, der „Lebensroman des Dichters“.

In der auf die Herausforderung Janzens folgenden Aussprache erklärte ich u. a., die Frage nach dem deutschen Pawel Kortschagin sei die nach dem deutschen Ostrowski. Ich erklärte, daß eine Analyse der Umstände, die geeignet seien, das Fehlen eines Werkes von gleicher Wirkungskraft in unserer Literatur richtig zu beleuchten, gewisse Differenzen im Ablauf der gesellschaftlich-politischen Entwicklung in der Sowjetunion und auf deutschem Boden zu berücksichtigen haben werde. Ich erklärte schließlich, daß, bevor man die Frage Janzens beantworten möchte, die Beantwortung einer Frage durch Janzen wünschenswert sei. Ich formulierte sie etwa so: Welche Bedeutung für den Erfolg des Schaffensprozesses kommt der persönlichen Teilnahme des Dichters an den Ereignissen zu, die er in seinem Werke schildert? Sind äußeres, faktisches Miterleben und inneres, enthusiastisches Nacherleben identisch oder differenziert einzuschätzen als Motore des schöpferischen Prozesses? Ich schloß, indem ich erklärte, daß die bündige Beantwortung der Frage nach einem ganzen, der Literatur gewidmeten Leben mir noch immer Schwierigkeiten mache, und daß ich sie daher dem verehrten Lehrer unseres literarischen Nachwuchses stelle.

Nach der Rückkehr aus Leipzig las ich im Juliheft der NDL den Wortlaut eines Referats von Dr. Hans Koch über Willi Bredels „Neues Kapitel“. Darin findet sich eine Stipulierung der gleichen Problematik, indem Koch im Rahmen von insgesamt zehn Zeilen (Seite 16) feststellt:

1. daß Bredel „die Rolle des *Ausdenkens, Kombinierens, Phantasierens* einschränkt – Faktoren also, die der künstlerischen Methode des Realismus unabdingbar zugehören; auf die zu verzichten letzten Endes bedeuten würde, auf Kunst zu

verzichten“, 2. daß „momentan die Bedeutung des ‚Dabeiseins‘, der *Unmittelbarkeit des Erlebnisses* notwendig in den Vordergrund gerückt ist“.

In den Formulierungen Kochs beachtete ich, daß er Bredel Einschränkung, aber nicht Verzicht auf „die Rolle des Ausdenkens, Kombinierens, Phantasierens“ vorwirft, und ich überlegte, ob und welche Gradunterschiede es da bei Ostrowski oder sagen wir Apitz wohl gebe. Ich interessierte mich ferner für die Einschränkung der Forderung nach „Unmittelbarkeit des Erlebnisses“, die nur „momentan“ für „notwendig“ gehalten werde. (Die bei Zweig, Marchwiza, Ostrowski, Apitz also nicht notwendig war?)

Von da ab begannen sich meine Gedanken in die weitesten Bezirke zu verlieren. Sie beschäftigten sich mit dem, was Koch „Methode des Realismus“ nennt, nach der z. B. doch zweifellos schon Goethe gearbeitet hatte, der seinerseits Schillers „Tell“ für ein Kunstwerk „wie aus einem Guß“ hielt. Sie beschäftigten sich mit Hauptmanns „Webern“ und Anna Seghers’ „Siebtem Kreuz“, Meisterwerken, die offenbar ohne „Dabeisein“ möglich wurden. Sie beschäftigten sich mit Parolen wie der, daß nur andere entzünden könne, wer selbst brenne, daß der Schriftsteller aber auch „an die Basis“ gehen, sein Leben verändern, leben, mitleben müsse, was er gestalten wolle, weil das Brennen am Schreibtisch nicht genüge. Und alle diese Gedanken befriedigten mich nicht. Sollte es so sein, fragte ich mich, daß die schöpferische Praxis des Künstlers sich einer objektiven, allgemeingültigen Theorie entzieht und Lenin recht hatte, als er schrieb: „Die literarische Tätigkeit verträgt am allerwenigsten eine mechanische Gleichmacherei?“

Waltber Victor

## Informationen

Die Buchproduktion der DDR hat die 90-Millionen-Grenze überschritten und damit die Weltspitze erreicht; dies teilte Staatssekretär Erich Wendt auf einer Konferenz des Ministeriums für Kultur und der Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse mit. Im Siebenjahrplan ist eine weitere Steigerung um 70 Prozent vorgesehen.

Der Vorstand des Deutschen Schriftstellerverbandes hat ein Solidaritätskonto für notleidende und verfolgte westdeutsche Schriftsteller eingerichtet. Geldspenden können auf das Konto 1/8304 des Berliner Stadtkontors überwiesen werden.

Friedrich Dürrenmatt erhielt den Hauptpreis der Schweizerischen Schillerstiftung.

Der Roman „The Crusaders“ von Stefan Heym ist in mehr als 35 Sprachen übersetzt worden. Die deutsche Ausgabe dieses Romans, „Kreuzfahrer von heute“, hat mit der soeben erschienenen 14. Auflage eine Gesamtauflage von 150 000 Exemplaren erreicht.

In den vergangenen zwei Jahren sind in der Volksrepublik China 1759 Ausgaben folklolistischer Literatur erschienen.

Im Verlag der Allunionsbücherkammer in Moskau ist kürzlich eine Heinrich-Heine-Bibliographie in russischer Sprache erschienen. Sie führt alle ins Russische übersetzten Werke Heines auf sowie kritische Literatur, die in russischer Sprache über ihn erschienen ist.

Unter dem Titel „Die Poesie ist dem Leben eigen“ ist in Bulgarien eine Broschüre erschienen in der Ljubomir Ogjanov die literatur-ästhetischen Ansichten Johannes R. Bechers untersucht.

Schriftsteller und Theaterschaffende haben in Wiesbaden einen „Arbeitskreis Bertolt Brecht“ gebildet. Ihm gehören u. a. Erich Engel, Erwin Piscator, Günther Weisenborn und Ludwig Bäte an.

In Rom ist eine „Europäische Schriftstellergemeinschaft“ gegründet worden. Ihr gehören Schriftsteller aus 24 europäischen Ländern an. Zum Vorsitzenden des Präsidiums der Gemeinschaft wurde Giovanni B. Angioletti (Italien) gewählt. Stellvertreter des Vorsitzenden sind N. P. Bashan (Sowjetunion) und A. Chamson (Frankreich).

In der letzten Juliwoche tagte in Rio de Janeiro der 31. Internationale Kongreß des PEN-Clubs, an dem auch Bodo Uhse und Stephan Hermlin teilnahmen.

Anläßlich des 50. Todestages von Leo Tolstoi am 20. November 1960 erscheint in der Sowjetunion eine zwanzigbändige Ausgabe seiner Werke.

Eine Auswahl aus Erich Mühsams Werken ist im Moskauer Verlag für fremdsprachige Literatur in deutscher Sprache erschienen.

Die Zeitschrift der japanischen Gesellschaft für Germanistik in Tokio, „Deutsche Literatur (Doitsu Bungaku)“, veröffentlichte in ihrem Heft 23 neben Arbeiten über Schiller und sein Werk eine Analyse des Grisch-Zyklus von Arnold Zweig. Die Aufsätze und Essays in Heft 24 beschäftigen sich vorwiegend mit Thomas Mann, dessen Werke in Japan von 56 Übersetzern rund dreihundertmal herausgegeben worden sind. Mit Ausnahme der „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ und einiger Novellen liegt das gesamte Werk Thomas Manns in japanischer Sprache vor.



Das französische Komitee des PEN-Clubs hat sich in einem Schreiben an den französischen Justizminister Michele gegen die Verurteilung Henri Allegs gewandt und gegen die Durchführung des Prozesses, der unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand, protestiert.

Ein Pariser Militärgericht verurteilte den französischen Schriftsteller Georges Arnaud, den Autor des Romans „Lohn der Angst“, zu zwei Jahren Gefängnis mit Bewährungsfrist. Arnaud hatte die Auskunft über eine geheime Pressekonferenz zur Unterstützung der algerischen Freiheitskämpfer verweigert. Vor Gericht bezeichnete er den Algerienkrieg als „Völkermord“.

Zahlreiche Proteste der französischen Öffentlichkeit zwangen die französische Regierung, das Verbot gegen André Stills

Roman „Der Blitz“ aufzuheben. Das Buch schildert den Kolonialkrieg in Algerien.

Bertolt Brecht wird in der nächsten Pariser Spielzeit einer der am häufigsten aufgeführten Autoren sein. Das Théâtre Nationale Populaire plant Inszenierungen von „Arturo Ui“ und „Der gute Mensch von Sezuan“. Auch die Barrault-Bühne und die Comédie Française wollen Brecht-Stücke herausbringen.

Der katalanische Schriftsteller Luis Goytisolo ist von der Franco-Polizei verhaftet worden. Sein 1956 erschienenes Buch „Las Afueras“, das das Mißfallen des Franco-Regimes erregte, reiht ihn unter die fortschrittlichsten und begabtesten Erzähler der jungen spanischen Generation ein. Es wird demnächst im französischen Verlag „Editions du Seuil“ unter dem Titel „Les Faubourgs“ erscheinen.

#### Zu unseren Beiträgen

„Der berühmte Gelehrte“ von Inge von Wangenheim ist ein Auszug aus dem Roman „Du bist nicht mehr allein“, der demnächst im Mitteldeutschen Verlag erscheinen wird.

Heinz Heydecke ist Bergmann im Mansfeldkombinat „Wilhelm Pieck“. Er gehört dem „Zirkel des schreibenden Arbeiters“ des Thomas-Münzer-Schachtes in Sangerhausen an. „Licht und Schatten“ heißt der im Paul List Verlag erscheinende neue Band mit Erzählungen Stefan Heyms. Die Erzählung „Der Präsentkorb“ ist diesem Band entnommen. Die Übersetzung besorgte Helga Zimnik.

Dshu Bai-lan (Klara Blum), geboren 1904 in Czernowitz, früher rumänische, jetzt chinesische Staatsbürgerin, studierte in Österreich, wurde 1934 auf Grund eines preisgekrönten antifaschistischen Gedichts für zwei Monate in die Sowjetunion eingeladen und blieb elf Jahre dort. Seit 1947 lebt sie in China. Sie ist Professor der deutschen Literatur an der Sun Yat-sen-Universität Kanton. In der DDR erschienen von ihr der Roman „Der Hirte und die Weberin“, der Novellenband „Das Lied von Hongkong“ und Gedichte unter dem Titel „Der weite Weg“.

Ignaz Weirich, geboren 1906, übte viele ungelernete Berufe aus. Nach 1945 war er einer der ersten Aktivisten Berlins. Zur Zeit nimmt er an einem Sonderlehrgang für schreibende Arbeiter am Literaturinstitut in Leipzig teil. Der „Brief an meinen Kumpel“ stammt aus der Anthologie „Ich schreibe – Arbeiter greifen zur Feder“, einer 1960 erschienenen Gemeinschaftsarbeit des Tribüne-Verlags und des Mitteldeutschen Verlags.

Der Brecht-Aufsatz von Werner Mittenzwei faßt mehrere Teilabschnitte aus einer Dissertation zusammen, mit welcher der Autor kürzlich am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED promovierte. Die Dissertation wird unter dem Titel „Der Beitrag Bertolt Brechts zur sozialistischen Dramatik 1930–1938“ als Buch erscheinen.



## NEUERSCHEINUNGEN

### Belletristik

**Antigone lebt.** Anthologie neugriechischer Erzählungen in deutscher Sprache. Verlag Volk und Welt, etwa 344 S.

etwa DM 6,80

**Boris Djacenko:** Und sie liebten sich doch. Erzählungen. Mitteldeutscher Verlag, etwa 380 S.

etwa DM 7,-

**Dsu Bai-lan (Klara Blum):** Der weite Weg. Gedichte. (Antwortet uns, Heft 24.) Verlag Volk und Welt, etwa 36 S.

DM 1,95

**Louis Fünberg:** El Shatt. Ein Gedichtzyklus. Dietz Verlag, etwa 64 S.

etwa DM 8,-

**Maxim Gorki:** Briefe. Aufbau-Verlag, 622 S.

DM 12,-

**Karl Grünberg:** Gloria Victoria. Roman. Verlag Das Neue Berlin, etwa 380 S.

etwa DM 7,-

**Gertrud Meyer-Hepner:** Der Magistratsprozeß der Bettina von Arnim. Arion Verlag, etwa 162 S.

etwa DM 8,-

**Gottfried Herold:** Die Gewittermacher. Ein heiterer Roman. Dietz Verlag, 192 S.

DM 4,90

**Yuriko Miyamoto:** Die Banshu-Ebene. Drei Erzählungen. Aus dem Japanischen von Jürgen Berndt. Aufbau-Verlag, etwa 208 S.

etwa DM 7,20

**Werner Reinowski:** Kassette „Der kleine Kopf“ mit den Titeln: Der kleine Kopf, Vom Weizen fällt die Spreu, Der Ungeduldige. 3 Bände. Mitteldeutscher Verlag, 1236 S.

DM 21,50

**Harry Thürk:** Das Tal der sieben Monde. Roman. (Gelbe Reihe.) Verlag Das Neue Berlin, 300 S.

DM 6,50

*Uns bläst der Wind nicht ins Gesicht.* Anthologie. Mitteldeutscher Verlag, etwa 336 S.

DM 6,50

### Literaturtheorie, Literaturgeschichte

**Stephan Hermlin:** Begegnungen. 1954 bis 1959. Notizen, Reiseberichte, Presseartikel, Reden und Aufsätze. Aufbau-Verlag, etwa 217 S.

DM 7,50

**Hermann Käbler:** Begegnung mit der Kunst. (Passat-Bücherei, Band 26.) Verlag Neues Leben, etwa 208 S.

DM 2,-

**Hans Pfeiffer:** Die Mumie im Glassarg. Bemerkungen zur Kriminalliteratur. Greifenverlag, 316 S.

etwa DM 7,20

**Horst Redeker:** Geschichte und Gesetze des Ästhetischen. (Marxistische Reihe, Heft 6.) Institut für angewandte Kunst, etwa 120 S.

etwa DM 4,-

**Paul Rilla:** Lessing und sein Zeitalter. Aufbau-Verlag, 436 S.

DM 9,-

**Gerhard Schmitz:** Über die ökonomischen Anschauungen in Heines Werken. Arion Verlag, 154 S.

DM 9,-

**Manfred Wekwert:** Theater in Veränderung. Aufbau-Verlag, 177 S.

DM 6,30

**Fragen der epischen Gestaltung.** (Studienmaterial, Heft 3.) Deutscher Schriftstellerverband, 68 S.

DM 2,-

**Kulturkonferenz 1960.** Protokoll der vom Zentralkomitee der SED, dem Ministerium für Kultur und dem Deutschen Kulturbund vom 27. bis 29. April 1960 abgehaltenen Konferenz. Dietz Verlag, etwa 240 S.

etwa DM 3,50

## ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

**Grundsätze sozialistischer Kulturarbeit im Siebenjahrplan.** Entschließung der Kulturkonferenz 1960 des Zentralkomitees der

SED, des Ministeriums für Kultur und des Deutschen Kulturbundes, „Sonntag“, Sonderbeilage zur Nr. 28 vom 10. 7. 1960

*Die Leninschen Prinzipien der Politik der Partei auf dem Gebiet der Literatur und Kunst*, von J. Tschernouzan, „Kunst und Literatur“ H. 7. 60/S. 661

*Literatur in Aktion. Ein Jahr „Treffpunkt heute“*, von Dietrich Allert, „Sonntag“ 17. 7. 60/S. 10

*Der neue Mensch richtet sich ein*, von Hermann Ley, „Sonntag“ 17. 7. 60/S. 3

*Aus dem Elfenbeinturm in die Brigade*. Schriftsteller der ČSSR diskutieren über ihre Arbeit in den sozialistischen Brigaden, „Presse der Sowjetunion“ 15. 6. 60/S. 1520

*Vom künstlerischen Bild*, von Juri Rjurikow, „Sowjetliteratur“ H. 6. 60/S. 136

*Die bewußtseinsbildende Kraft der Sowjetliteratur*. Berichte über eine Tagung des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, 1. und 2. Teil, „Presse der Sowjetunion“, Sonderbeilage Nr. 17 vom 1. 7. 60 und Nr. 19 vom 10. 7. 60

*Über die Ausdrucksmittel der zeitgenössischen Bühnenkunst*, von G. Towstonogow, „Presse der Sowjetunion“ 15. 7. 60/S. 1794

*Er schenkte uns Licht, Feuer und Kraft*. Zum 70. Geburtstag Erich Weinerts, von Max Zimmering, „Neues Deutschland“ 30. 7. 60/Beilage

*Tschechow und die sowjetische Dramatik. Drama oder Erzählung?*, von M. Strojewa, „Kunst und Literatur“ H. 7. 60/S. 711

#### In kommenden Heften

*Dieter Noll*: Aus dem neuen Roman „Die Abenteuer des Werner Holt“

*Herbert Nachbar*: Die Hochzeit von Länneken

*Georg Maurer*: Das klassische Erbe, die Dekadenz und Johannes R. Becher

*Günter Görlich*: Auszug aus einem neuen Roman

*Gerhard Baumert*: Günter Görlich – ein Beispiel für viele

*Eva Strittmatter*: Über Benno Voelkner

---

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 927



# Freimütiges aus den Schriften Garlieb Merckels

*Herausgegeben von Horst Adameck*

*532 Seiten, mit 1 Frontispiz und 6 Faksimiles,  
Ganzleinen, 13,80 DM*

„Der Freymüthige“, unter diesem Titel begann 1803 in Berlin eine Zeitung zu erscheinen, die wegen ihrer freimütigen Sprache aber bereits 1806 ihr Erscheinen einstellen mußte. Herausgeber war — neben August von Kotzebue — der 1769 in Livland geborene Garlieb Merkel. Dieser baltendeutsche Schüler Rousseaus und Herders war nicht nur ein Kritiker Goethes und Gegner der Romantik, als der er hier und da noch in bürgerlichen Literaturgeschichten erwähnt wird. Seine bedeutendsten politischen und literarischen Verdienste erwarb er als Wortführer gegen den baltendeutschen Adel, gegen die Napoleonische Unterdrückung und für die nationale Einheit Deutschlands. Seine Schriften gehören zu den besten Zeugnissen der demokratischen Publizistik des jungen Bürgertums; sie sind temperamentvolle und farbige Beiträge zum politischen Leben und zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Die von Horst Adameck getroffene Auswahl bringt u. a. wichtige Stücke aus „Die Letten“, den „Briefen an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Deutschland“, den „Briefen über einige der merkwürdigsten Städte im nördlichen Deutschland“, aus „Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand“, den „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch“ und den „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben“.

RÜTTEN & LOENING · BERLIN